

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Rhein und die Rheinlande**

dargestellt in malerischen Original-Ansichten

Von den Quellen des Rheins bis Mainz

**Lange, Ludwig**

**Darmstadt, 1855**

Die Anfänge des Stromes.

[urn:nbn:de:bsz:31-54407](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-54407)

## Die Anfänge des Stromes.

### I.

#### Verschiedene Rheinquellen. — Die Quelle des Hinterrheins.

„Heilige Wasser rinnen von Himmelsbergen.“

Die ältere Edda.

Tief in den ewigen krystillenen Eispalästen des Gotthart hauf't der Flußgott unseres Rheins. Aus den nordöstlichen Abhängen jenes Gebirges, das zwar nicht das höchste der Schweiz, wohl aber den Rang eines königlichen Gebieters über alle Anderen behauptet, als die eigentliche Wasserscheide zwischen der Nordsee und dem mittelländischen Meere, weil die größten Gebirgsketten bei ihm zusammenstoßen und sich an dasselbe lehnen \*) — entspringt der Strom wie aus dem unmittelbaren Schooße der Gottheit, aus dem unentweiheten Heiligthume, aus der innersten und geheimsten Werkstätte der Natur. Er ist ein ächter freier Gletschersohn, drum weht auch die Lust der Freiheit von seiner krystillenen Wiege bis da, wo er, sich vielfach vertheilend, in die Nordsee fällt, von dem Lande des freien Schweizervolkes bis in das Land der freien Friesen.

„Vom Felsen kommt er frei und hehr  
Er stiehet frei in Gottes Meer“.

Oder wie ein neuerer Dichter (Georg Herwegh) singt:

„Von freien Alpen kommt der Fluß  
Um deutsches Land zu frei'n“.

Daß der Rhein aus drei Armen entsteht, welche man den Vorder-, Mittel- und Hinterrhein nennt, und welche fast die ganzen Ge-

\*) Die Alten nannten diese Alpenkette, welche außer dem Rhein noch drei andre bedeutende Ströme entsendet, die Rhone, den Inn und den Tessin, Adula; uns heißt sie Sankt Gotthart, obwohl oft nur ihr westlichster Paß so genannt wird. Hart (Hardt) heißt Gebirge; es bleibt demnach unentschieden, ob die Gebirgskette diesen Namen zu Ehren des höchsten Gottes oder des heiligen Gotthart führt, dem an der Quelle des Hinterrheins eine Kapelle erbaut gewesen sein soll. Siehe: Simrod: „Das malerische und romantische Rheinland“.

wässer der nördlichen Hälfte der Alpen sammeln, ist genugsam bekannt. Jeder dieser Bäche hat seine eignen Quellen. Die höchste bricht in einem halbvergletscherten Thale aus dem von himmelhohen Felsen umstarrten und fast stets mit Eis bedeckten Tomasee hervor, 7460 Fuß über dem Meere; sie fällt bei dem weltabgeschiedenen Hirtenweiler Calmot oder Chiamunt, wo man nur ärmliche Sennhütten und einzelne Heuställe erblickt, mit zwei anderen Quellen zusammen. Rechts kömmt die eine von den Eishöhen des Crispalt, links die andere einige Minuten unterhalb Chiamunt aus dem Cornerathale. Bei dem Marktflecken Disentis (Disentium von Disiert — Einöde) mit seiner vormals gefürsteten alten Benediktiner-Abtei nimmt der Vorderrhein den Mittelrhein oder besser Medel-Rhein auf, der aus dem Medelsthal, vom Eadelrhingletscher kömmt, während der Hinterrhein sich erst nach fünfzehnstündigem Laufe bei Reichenau zu beiden gesellt und dann aus der Vereinigung der Gletscherbäche unser Rhein hervorgeht. Eine nähere Mittheilung über den Ursprung der verschiedenen Rheinquellen findet der Leser im ersten Abschnitte (S. 1—9), der bereits veröffentlichten, aus einer anderen Feder stammenden Schilderung unseres Stromes von Mainz bis Köln. Wir haben es daher zunächst bloß mit der Quelle des Hinterrheins zu thun.

Wenn man aus dem sonnigen Welschland über die kahle Höhe des Bernardin\*) herabkömmt, so sieht man auf den letzten Zickzacken der vielgewundenen Heerstraße plötzlich den Rhein, den Strom, „des' Name schon wie Wein die deutsche Seele labt“, tief unten als ein trübblaues Wässerlein hinabschießen und ein süßes heimathliches Gefühl weht Einen an. Mit schwerem Herzen Abschied nehmend von der bella Italia, dem Lande der deutschen Sehnsucht, hat der Wanderer die Straße betreten, welche die Menschen mit kühner Hand in die von Fels und Eis aufgethürmte gewaltige Scheidewand zwischen dem Norden und Süden gebahnt haben. Die Bäume verschwinden allmählig, magere Wachholderbüsche treten an die Stelle der Tannen, der Boden wird steinig. Statt den Stimmen der Vögel hört man nur noch das Getöse eines Bergstromes,

\*) Nicht zu verwechseln mit dem großen Sankt Bernhard und dem kleinen Sankt Bernhard, einem Bergpasse in den grauen Alpen, an der Gränze von Piemont und Savoyen. Der Bernardin war schon den Römern bekannt; er hieß bis zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts der Vogelberg. Als der heilige Bernhard von Siena hier das Evangelium predigte, wurde am südlichen Abhänge eine kleine Kapelle erbaut welche zu dem heutigen Namen Anlaß gab. —



*A. Mosca sculp.*

*L. Rothrock del.*

T O M A S E B .  
CANTON GRAUBÜNDEN.





*L. Rohrbach del.*

*Joh. Poppel sculp.*

QUELLE DES HINTERRHAINS

SOURCE OF THE BACK RHINE AUS DEM RHEINWALD GLETSCHER. SOURCE DU RHIN POSTERIEUR  
FROM THE RHEINWALD GLACIER. (CANTON GRAUBÜNDEN) SORTANT DU GLACIER DE RHEINWALD.



der als gischender silberner Schaum von dem ewigen Eise, das hoch oben auf den schroffen, dunkeln Bergen lagert, herunterstäubt. Die Luft wird immer kälter; eine dumpfe Stille brütet auf den Höhen ringsum, an deren Granitfirnen die weißen Nebel als gespenstige Riesenschatten hinschleichen. Und der Wanderer sendet seine letzten Grüße an das schöne Hesperien, an das sonnenduftige ewige Residenzland des Frühlings, wo der Delbaum wächst und die süße goldglänzende Orange reift, und sagt allen reizenden und freundlichen Gedanken, die ihm dort schmeichelten, Lebwohl. Eine eigenthümliche, bange Stimmung kommt über ihn; die großartige Dede überwältigt ihn; es ist als sei die ganze Schöpfung ausgestorben und als wandle er, der letzte Mensch, zwischen den Riesen-Trümmern einer in gewaltigem Kampfe zerstörten Welt. —

Auf der Höhe des Passes, 6584 Fuß über dem Meere, nahe dem Hospiz ist ein kleiner, tiefer, dunkler See Lago Moësola geheissen, in dessen Umgebung seltne Alpenpflanzen gedeihen. Die Gipfel der mit Schnee bedeckten Berge werfen einen flüchtigen Glanz über die melancholische stille Fläche des Sees; aus der Mitte des Wassers ragt ein graues nacktes Felsstück hervor. Dieser See erhöht noch den ganzen Eindruck, welchen die einsame kahle Landschaft macht.

Steigt man nun die Straße hinab, die wie ein langes gewundenes Seil zu den Füßen liegt, allmählig den Blick auf das tiefe Rheinthal und die Gletscher eröffnend, ist man den sechszehn Windungen bald rechts, bald links gefolgt, gleich den Schwingungen eines Pendels — wie freudig jauchzt das Herz auf, wenn man mit einem Male den Strom erblickt, der in seinem weiteren Laufe, die geliebtesten Gegenden des Vaterlandes durchzieht — unseren Rhein. Freilich sieht er noch unscheinbar genug aus; man ahnt nicht in dem schmutzig blauen Flüsschen, das mit jungem Muthwillen in vielfachen Krümmungen durch die weiten, rings verschwemmten Kiesfelder schießt, den königlichen Strom und seine künftige Größe.

Bald biegt man nun in das Rheinwaldthal selbst ein, dem der Rheinwald mit seinen Wildnissen einen wildmalerischen Charakter verleiht. Kaum eine Viertelstunde breit zieht es sich von den Glätscherkämmen der Adula fünf Stunden bis an die Kofflafelsen; es ist eben die Wiege des Hinterrheins, der bedeutendsten Quelle des Stromes und im Hintergrunde blinken Einem, überragt von dem dunkeln Moschelhorn, die glänzenden Schneefirnen entgegen, aus welchen er als schäumender Gletscherstrom hervorbricht. Hinterrhein, ein unbedeutendes Dörfchen, welches



man nach zwei Stunden erreicht, ist der erste Wohnsitz der Menschen, an dem der junge Rhein vorüberkommt. Hier wird ihm schon eine steinerne Brücke mit drei Bogen auferlegt. Das Dörfchen ist der höchste Ort des Rheinwaldthales, liegt 4800 Fuß über der Meeresfläche und wird von etwa zweihundert Menschen bewohnt. Länger als neun Monate bleibt es in dieser Gegend Winter\*), es läßt sich denken, daß kaum der Hafer mehr reift.

Vier bis fünf Stunden von dem Dorfe Hinterrhein, in wilder todter Bergesöbde ist die Quelle selbst; wer einen Ausflug dahin unternehmen will, muß sich einen des Weges kundigen Sohn der Berge zum Führer nehmen und diesem Proviant aufpacken, um in den unwirthbaren Eisgefilden nicht Hunger und Durst zu leiden. Aber nur im hohen Sommer soll es möglich sein, bis zur Quelle vorzudringen. Als ich Anfangs Juli in diese Gegend kam, erzählte mir der Wirth in dem Dorfe Splügen, bis jetzt habe nur ein Engländer es unternommen, die Rheinquelle zu besuchen; derselbe war indeß nicht nach Splügen zurückgekehrt, sondern wollte über den Bernardin in's Italienische und der Wirth wußte daher nicht, wie es ihm auf der Parthie ergangen. —

Zuerst führt der Weg eine Stunde lang eben im Thale über kümmerliche dürre Weiden und durch Lerchengestrüpp. Dann aber schmiegt er sich, von dem entgegenrauschenden Strome bedroht, dicht am Abhange hin und läuft endlich in die Gefilde am Fuß der Zapportalp aus; eine wüste Gegend, wie der abentheuerliche Traum einer riesenhaften wahnwitzigen Phantasie, die man sich von Titanen oder bösen Dämonen bewohnt denkt. Riesige Felsblöcke, Gerölle, Ueberbleibsel von Lawinen lagen hier zertrümmert und zerklüftet in unermesslicher Zahl umher, wie ein wildwogendes, steingewordenes Meer. Weiter oben in der Zapportalp stößt man auf einzelne ärmliche Hütten der bergomascher Schafhirten\*\*). Von hier ist denn bald der günstigste Standpunkt erreicht. Zu Füßen liegt der dunkle Kessel, wo tief unten die Quelle aus dem azurblauen Eisgewölbe hervorschäumt. Gefährlich ist es in den Kessel selbst hinab zu steigen, um die Quelle zu sehen. Zunächst umringen ihn nackte Felswände, von welchen kein Halmchen nickt, wellenförmig gewölbte Gletschermassen. Dann ist er in weitem Halbbogen von dem Kamme des Moschelhornes umschlossen und über diesen herab stürzen in weitem Bogen

\*) „Neun Monate Winter und drei Monate kalt.“

\*\*\*) Viele Alpweiden werden in Graubünden jeden Sommer an italienische Schafhirten, oder wie man sie hier nennt „bergomascher Schäfler“ verpachtet, welche dieselben im Juni oder Juli beziehen und bei dem Anrücken des Winters wieder verlassen.



dreizehn größere und kleinere Wasser dem in der Tiefe schäumenden Gletscherbach zu. Sie kommen von dem acht Stunden langen Rheinwaldgletscher, unter dessen gewaltiger Eisdecke sie unerschöpfliche Quellen bergen und bilden die eigentliche Quelle des Hinterrheins, welche jedoch erst in dem erwähnten Kessel, in einem vier Fuß breiten und anderthalb Fuß tiefen Becken, an's Licht tritt. Von da braust sie verstärkt durch zahlreiche Wasser, unter Schneegewölken und Felsenmassen, durch den Schlund der Höhle, einer furchtbar begleiterten Kluft, über welcher das nicht minder öde Paradies liegt, aus dem hohen Kranz der Adulagebirge in die Thallerasse des Rheinwalds hervor.

Debe Stille herrscht um die Quelle des Hinterrheins. Nur dann und wann wird sie von dem Nachhall eines fernen Lawinendonners, von dem heiseren Getöse des Steinadlers oder von einem schrillen Windzuge unterbrochen, der durch das Geflüst der Berge heult und seufzt. Sonst starres dumpfes Schweigen ringsum, als ob der Tod hier seinen ewigen Thron hätte, die Vernichtung alles Lebenden hier begonnen hätte, um mit ihren Schrecken immer weiter und weiter in die Thäler herabzuschreiten. Man denkt an die letzten Kapitel der Offenbarung Johannis, wo der Untergang Alles Lebendigen, der große Weltentod, in seiner entsetzlichen erschütternden Majestät geweissagt ist. Wohin man blickt, ist das traurige weiße Leichentuch der Natur über Alles ausgebreitet. Endlose Einöden und Eiswüsten, nackte zerrissene Felshörner, Trümmer der Zerstörung, himmelhohe Berge, von welchen sich einige mehr als zehntausend Fuß über das mittelländische Meer erheben, und starre Gletscher mit ihren Spalten und Abgründen. Wohl keine andere Gegend der Schweiz ist reicher an Gletschern, als die Wiege des Rheins. Es lagern sich hier sieben Gletscher gegen Süden, sieben gegen Norden, sechs gegen Nordosten, fünf nach Osten und einige Arme nach Südwesten, so daß man in einem Umkreise von fünf Stunden gegen vierzig größere Gletscher zählt.

In der Nähe der Quelle, um welche in dunkler Vorzeit die Nantuatēn hausten, wird noch die vergletscherte Quelle gezeigt, wo ein Heiligthum der Nymphen\*) war und denselben in einem heidnischen Tem-

\*) Von einem Tempel der Nymphen am Ursprunge des Hinterrheins erzählt der Chronist Felix Faber in seiner *Historia Survorum* (Lib. 1, 3.) ohne nähere Angabe, ob dieses Heiligthum althätischen oder römischen Ursprunges gewesen. Seine Worte sind: „*Aliqui templum Nymphorum ibi stetisse credunt — — gentiles illi Nymphae, cui flumen sacratum extitit, templum et phanum in loco originis aedificabant etc.*“ Es war der celtischen Völker allgemeiner Brauch, an den Quellen der Flüsse, an Wasserscheiden und stillen Seen des Hochgebirges religiöse Feste zu begehen und daselbst Opferstätten zu wählen.

pel geopfert ward. Später stand eine christliche Kapelle an dieser Stelle. Hier lebten bis zur Reformationszeit, in tiefer Einsamkeit, zwei Einsiedler, die man im Herbst mit Lebensmitteln und Holz versah, um den langen Winter, über bestehen zu können, der sie abschloß von allen lebenden Wesen. Die Kapelle wurde im Mittelalter als besonders heilig betrachtet, (sie soll zu Ehren des heiligen Gotthart erbaut gewesen sein, siehe S. 1, Anmerk.) eine Ehrfurcht, die noch von den celtischen Urvötern her bei dem Volke fortlebte. Wie in den asiatischen Hochgebirgen, im afrikanischen Sudan und in den Nordgegenden Amerikas die Wasserscheiden und Seen, welchen bedeutende Flüsse entströmen, mit heiliger Scheu betrachtet und als Wallfahrtsorte besucht werden, so beteten auch die Celten an den Quellen der Ströme zu ihren Göttern. Diese alte aus einem schönen Naturgeföhle hervorgegangene Verehrung erlosch nicht, als das Christenthum verheerend in die stillen Heiligthümer brach und die alten Götterbilder zerschlug. Statt der heidnischen Tempel wurden nun Kapellen und Hospize erbaut und von dem umwohnenden Volke Processionen und sogenannte „Bittgänge“ dahin unternommen, die als religiöse Feier bis gegen die neueren Zeiten fortbauerten. Die Quelle des Rheines ist aber den alten Celten eine besonders heilige gewesen; der mächtige Gebirgsfranz, aus dem sie hervorgeht, soll ihnen als Sonnensäule gegolten haben, darauf scheint wenigstens der Name Atjula — Vater oder Herr Sonne — hinzudeuten; obwohl Andere das Wort Adula von „Ad“ (Vogel) und „Dula“ (Spize) Vogelspize, daher auch Vogelberg (Avicula) ableiten wollen. —

Das Glöckchen der Kapelle hängt noch jetzt in dem alten Kirchthurme des Dörfchens Hinterrhein, das sich zur reformirten Kirche bekennt, weshalb die katholischen Gemeinden der Umgegend das Glöckchen um jeden Preis ankaufen wollten; ein Beweis, in welch' heiligem Rufe die Kapelle stand. Sonst aber ist jede Spur unter dem Eise begraben. Statt der frommen Processionen, die früher zu der Wiege unseres Stromes gezogen, lassen nur noch arme bergomasker Hirten im hohen Sommer ihre Schafe bis zu den kümmerlichen Tristen am Saume der ewigen Gletscher weiden.

Gewiß ist, daß im Mittelalter an derselben Stelle eine Kapelle gestanden, deren Glöcklein jetzt noch in Hinterrhein ist.

Siehe: „der Kanton Graubünden, historisch geographisch statistisch geschildert von G. W. Röder und F. C. von Tscharner“ in dem „hist. geogr. stat. Gemälde der Schweiz“, einem höchst verdienstvollen und gründlichen Werke.

Auch auf der Zapportalp, wo jetzt eine Firn liegt, hat ein Wirthshaus gestanden, wie man sagt. Dies bekundet, wie sehr die Gletscher in dieser Gegend zugenommen. Sie sind im Laufe der Jahrhunderte hie und da weit in die bewohnten Thäler hinuntergerückt, beträchtlich angewachsen und so drängt die Vernichtung mit ihren Schrecken immer mehr vor. Die Landleute klagen, daß die Gletscher sich stets vermehrten und dunkle Sagen gehen noch in ihrem Munde, daß einst Dörfer und blühende Alpen dort oben waren, wo nun Alles zu Eis erstarrt, wie denn die meisten Sagen in den schweizerischen Hochgebirgen, sich um Bergstürze und Lawinen drehen, mit welchen der Himmel reiche böse Sennen, die den Armen von sich weisen, habgierige Bauern und ihre Besizthümer heimsucht. Man findet bisweilen einzelne Baumstämme an Orten, wo nun kein Salm mehr grünt und unter dem Eise hervorbringen die Ströme selbst Ackergeräthe und Waffen, die auf eine frühere Kultur hindeuten. Als am 27. Aug. 1834 verheerende Regengüsse auch Gletscher- und Schneefelder in Bewegung setzten, wurden nicht weit von der Quelle des Hinterrheins, die gewöhnlich aus den Tiefen des Eismeeres, wie aus dem geheimen Schaze der Elfen und Berggeister, Schwefelkies und kleine Goldblättchen hervorwälzt, einige Waffenstücke aufgedeckt, die man für spanische hielt. Wahrscheinlich hat indeß in den Kriegen zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts ein einzelner versprengter Flüchtling in dieser Wüstenei seinen Tod gefunden. —

Es wird nöthig sein, um das Borerwähnte völlig zu verstehen, daß wir hier eine nähere Schilderung der Gletscher überhaupt geben. Bei den Meisten, welche das Alpenland nicht selbst gesehen, finden wir ganz irrige Darstellungen von Gletschern sowohl, als von Lawinen, Firnen u. s. w. Solche Vorstellungen sind sogar in Werken über die Schweiz zu finden und dadurch allgemein verbreitet worden. Denn selbst für Denjenigen, welcher die Regionen des ewigen Schnees betritt, erfordert es ein längeres aufmerksames Studium, wenn er einen richtigen und klaren Begriff von den mannichfachen Erscheinungen dieses Reiches der Wunder mitnehmen will.

Simrock gesteht in der Einleitung seines „malerischen und romantischen Rheinlandes“ (Leipzig, Georg Wigand), vor seiner Reise nach der Schweiz sich Gletscher als „himmelhohe Eisberge“ gedacht zu haben, „von welchen die Lawinen herabrollten, nicht herabstürzten.“ Diese Ansicht findet man auch am meisten verbreitet. Gletscher sind aber keineswegs Eisberge, sondern „abgeschüffte Thäler, Schluchten zwischen

zwei Schnee bedeckten Bergen“, wo erstarrte Eismassen sich in oft ungeheurer Höhe aufgehäuft haben und den unerschöpflichen Vorrath bilden, aus welchem die Flüsse entsendet werden. „Gletscher sind Eisströme, die sich in der Bergspalt zwischen ewigen Schneefirnen niedersinken.“ In der Thalrinne zwischen hochragenden Felshörnern sammelt sich der von ihnen niederfallende Schnee, sei es, daß ihn Sturmwinde anhäuften, oder daß er in Lawinen niederstürzte. Diese Schneemasse verwandele sich, indem sie in das Thal niederglitt, in Eis, zum Theil auch in Wasser, das, von jenem bedeckt, nur durch die Spalten und Schlünde des Eisgewölbes noch gesehen und gehört wird. Die Umwandlung des Schnees in Eis begab sich allmählig durch Aufthauen und Wiedergefrieren. Von oben wirkte die Sonnenhitze, von unten und von den Seiten die Erdwärme. Der Schnee begann zu schmelzen, aber von der Nachtkälte ergriffen, gefror er.“

„Die Gletscher, unerschöpfliche Quellen der Flüsse, können schon als deren Anfänge betrachtet werden. Wir nannten sie Eisströme, denn sie sind, wenn auch unmerklich im Strömen, im Fortrücken begriffen. Die obere Masse, die beständig neuen Zuwachs erhält, drückt auf die tieferliegende, bis die unterste Stütze, an der Erdoberfläche geschmolzen und vom Wasser unterfressen, zusammenbricht, worauf mit krachendem Getöse der ganze Gletscher durch seine eigne Schwere fortgeschoben wird. Eine Reihe von Jahren mag aber darüber hingehen, bis die Eismassen, aus welchen der heutige Rheinwaldgletscher besteht, geschmolzen das Rheinthal hinabflossen und aus den Lawinen des Adula ein neuer, dem heutigen vielleicht sehr unähnlicher Gletscher hervorging.“

Besser als mit diesen Worten Simrocks, glauben wir nicht darlegen zu können, was man eigentlich unter einem Gletscher zu verstehen hat. Wir fügen nur noch hinzu, daß das Eis, zumal am Rande der Gletscher, ein Gefüge fest in einandergreifender Krystalle ist und je gewaltiger die Eismassen, in desto tieferer Bläue sie schimmern.

Es erhellt aus dem Vorhergehenden von selbst, daß der Schrecken der Alpenbewohner, die Lawinen nicht von den Gletschern kommen. Im Gegentheil sind es gerade die Gletscher, auf welche die Lawinen niederzudonnern pflegen, wobei sie sich übrigens nicht gleich Bällen um ihre eigne Axe bewegen, sondern vielmehr rutschen. Oft aber gehen sie auf anderen Wegen und richten dann, Bäume und Häuser zusammenkrachend, Ströme verstopfend, Dörfer und Wälder mit sich fortreisend, jene furchtbaren Zerstörungen an, von welchen man so viel erzählt.

Firnen sind endlich die ewigen glänzenden Eiskronen und Hüllen der höchsten Berghäupter. Ihre Massen haben oft eine Dicke von mehreren hundert Schuh. Von ihnen stürzen sich die Lawinen auf die Gletscher herab.

II.

Uebersicht des weiteren Laufes bis Reichenau. — Das Rheinwaldthal. — Das Dorf Splügen und die Straßen nach Italien.

Zahlreiche Bächlein eilen unserem jungen Strome von den nahen Bergen zu, sobald er seine Gletscherheimath verlassen. Er kämpft sich nun bis zu seiner Mündung in den vereinigten Stromlauf, bis Reichenau, durch eine Reihe von Thälern, die, ihrer kesselförmigen Bildung nach, ehemals Seebecken waren und allmählig zu den Tiefländern niedersteigen. Auf diesem fünfzehn Stunden langen Wege, fast parallel mit dem des Vorderrheins, hat er ein Gefälle von wenigstens 3800 bis fast 4000 Fuß. Diese beträchtliche Abstufung ist ziemlich gleichmäßig unter die verschiedenen Thallandschaften vertheilt. Denn die Höhenlage der Rheinquelle wird auf 5760 Fuß über dem Meere angenommen; der Rheinwald als oberste Thalstufe hat eine Höhe von 4530 bis 1800 Fuß über dem Meere. Schon um mehr als tausend Fuß tiefer liegt das Schamser Thal, bei Andeer 3100 Fuß, und durch den Schlund der *via mala* geht der Lauf abermals um tausend Fuß zum Domleschger-*Thal* nieder; die Gegend, wo die *Albula* in den Rhein mündet, liegt wenigstens nicht höher als 2240 Fuß. Diese Thäler haben daher einen ganz verschiedenen Charakter und wir werden auf unsrer Wanderung das wilde Alpenrevier plötzlich mit blühenden sonnigen Strichen, rauhe Majestät mit lieblicher Anmuth wechseln sehen.

Zuerst folgen wir dem Strome bis zu dem Dörschen *Hinterrhein*, von welchem aus die Quelle besucht ward. Von da gelangen wir in anderthalb Stunden durch *Rufenen* mit seinem kupfernen Kirchendache nach dem gleichfalls unbedeutenden Dorfe *Medels*. Zwischen den beiden Dörfern liegt die *Matte Ebi*, auf welcher alljährlich am ersten *Maisontage* die Landsgemeinde gehalten wird, ein patriarchalisches Fest, das besonders in früheren Zeiten mit berittenen Aufzügen, Musik und Tanz

feierlich begangen wurde. Näheres über Ursprung und Bedeutung desselben konnte ich nicht erfahren.

Das ganze fünf Stunden lange Thal hat, wie bereits in dem vorigen Abschnitt angedeutet wurde, einen ernsten und wildmalerischen Charakter. Auf allen Seiten ist es von hohen Bergen umschlossen\*), deren untere Abhänge mit dunkeln Wäldern von Lerchbäumen und Arven mit esbaren Zirbelnüssen — die „Cedern Sibiriens“, wie sie der alte Zschokke nennt — bedeckt sind, in welchen ziemlich häufig braune und graue Bären haufen. Den Hintergrund bildet das Adulagebirge mit seinen glänzenden Eishöhen. Der Thalboden selbst, nur von Suvers bis zum Dorfe Hinterrhein, drei Stunden lang, bewohnt, ist gänzlich von Waldungen entblößt.

Wie auf der anderen Seite des Gebirges im Valle di Misocco sogleich in der ganzen Landschaft, in Sitten, Physiognomie und Sprache der italienische Charakter beginnt, südliches Leben und südliche Luft den Wanderer anweht, so spricht sich im Rheinwaldthale entschieden die germanische Volkshümmlichkeit aus. Der junge Rhein wird in diesem ultimatule zuerst von deutschen Zungen begrüßt, und zwar von einem besseren Deutsch, als man veinaher in der ganzen übrigen Schweiz vernimmt. Die deutschredenden Graubündtner sprechen überhaupt unsere Sprache richtiger und besser, als die Züricher, Baseler, Thurgauer und nächsten Nachbarn des stammverwandten Landes. Die jetzigen Bewohner des Rheinwaldthales, ungefähr 1400 Seelen, aber sind zumal durchaus deutschen Stammes, Abkömmlinge von den schwäbischen Kolonien, welche Friedrich der Rothbart gegen Ende des zwölften Jahrhunderts hierher setzte, um sich des wichtigen Passes über den Splügen zu versichern. Solche deutsche Kolonisten finden wir hin und wieder in den höchsten und einsamsten Bergthälern Graubündtens. Der Zauber der Freiheit machte ihnen diese Wildnisse zur lieben Heimath; unter dem Schutze des heiligen römischen Reichs bewachten sie die Bergpässe und traten schon anno 1277 als „freie deutsche Leute“ in Urkunden auf, als sie nach dem Untergange des letzten Hohenstaufen den Schutz des Freiherrn von Vaz suchten. So waren beim Schwure des Trunser Bundes die „Freien vom Rhyn“.

\*) In der südlichen Kette erblickt man ostwärts den Suretta, südöstlich den Splügen, das Schnee- oder Lambohorn, südlich den Ruckernill oder Cornella, das Mittags- und Schwarzhorn, den Bernardin und das Moschelhorn; aus der nördlichen Kette steigen in gleicher Richtung der Kallerberg, das Stogalpenhorn, der Calendari, der Löchliberg, das Balser- und Tellihorn, der Schwarz- und Heuberg, das Zapport- und Guverhorn empor.

Es ist ein kräftiger blonder Menschenschlag, der in dem wilden Thale hauset. Der Straßenzug durch diese Hochlandschaft mit dem Transport von Waaren und Reisenden bildet meist ihren Hauptwerb und bringt sogar eine gewisse Wohlhabenheit. Die Leute verdienen mit Vorspann und Handel in's östreichische Italien mitunter ein schönes Stück Geld.

Auch in kirchlicher Hinsicht unterscheiden sie sich von ihren nur zwei Meilen entfernten Nachbarn jenseits der Berge. Sie sind die letzten und am weitesten südwärts wohnenden Bekenner der reformirten Kirche, während bei Jenen der glaubenseifrige Cardinal S. Carlo Borromeo die Anfänge reformatorischer Bestrebungen mit kräftigem Erfolge ersticke. Kurz sie bilden einen entschiedenen Gegensatz zu den Bewohnern des Misoxerthales, wie ihn überhaupt der Deutsche zu dem Italiener bildet. Hier blonde Haare, einfache Plumpheit; dort die Männer meist mit nackten Beinen und entblößtem Halse, die braune Jacke nachlässig malerisch über der Achsel hängend und das dunkle Gesicht, aus dem die schwarzen Augen hervorblicken, von einem breitrandigen Filzhute beschattet. So schlendern sie mit südlicher Faulheit, aber dabei lebhaft gestikulirend und den Rauch einer halbwilligen schwarzen Cigarre, dünn und höckerigt wie ein Reis, in die Luft qualmend, von den Feldern heim, oder lehnen vor den Thüren ihrer schmutzigen Häuser.

Uebrigens mag das Rheinwaldthal ursprünglich von Rhätiern bewohnt gewesen sein, denn noch erinnern Orts- und Güternamen an den rhätischen Ursprung. Es bildet nun ein eigenes Gericht. Hauptort der Landschaft ist das bekannte Dorf Splügen, romanisch Speluga, nicht zu verwechseln mit Spelunca, sondern von dem rhätischen Spluja, d. h. ohne Aehren, oder Specula, der Wachtthurm, abgeleitet.

Splügen ist mit seiner freundlich kleinen und freistehenden Kirche an dem düsterbewaldeten nördlichen Fuße des gleichnamigen Berges, hingelagert. Wir gelangen in das Dorf über eine alte graue Holzbrücke, mit einem Dache versehen, wie man sie häufig in der Schweiz findet. Es ist um die Hälfte größer als Hinterrhein und ein wohlhabendes Ort mit mehren nicht unansehnlichen Häusern. Das einzige Wirthshaus, „Bodenhaus“ genannt, bietet eine gute Unterkunft. Man trinkt hier einen ausgezeichneten Veltlinerwein, mit dem der Wirth einen bedeutenden Handel treibt. Leider läßt sich dieses dunkle Nebenblut, in den gesegneten grünen Thälern des Veltlins, jenseit des Splügen, gedeihend, nicht gut versenden, wie alle italienischen Weine. Daher ist es auch bei uns fast gar nicht bekannt, obwohl die besseren Sorten an Milde und Kraft dem Bordeaux sehr nahe kommen. In Chur, Andeer und

Splügen trinkt man den besten Bestliner: schon in Zürich findet man ihn selten von besonderer Güte. — Ich habe mich in der dunkeln, düsteren Gaststube des „Bodenhauses“ sehr wohl befunden, denn es war ein drückend heißer Tag, der das Sprichwort „neun Monate Winter und drei Monate kalt,“ mit dem das Völkchen in diesen Gegenden sein Klima spottend bezeichnet, gewaltig Lügen strafte, wie denn überhaupt in diesen Bergen die Sonne, wenn auch nur auf sehr kurze Zeit erscheinend, oft brennende Strahlen herabsendet. Auf die glühende Mittagbize folgt dann wieder schneidend kalter Abendwind.

Es ist bekannt, daß in Splügen die beiden großen Heerstraßen zusammenstoßen, welche über die Alpenpässe des Splügen und des San Bernardino führen. Täglich kommen hier die Postwagen durch, welche von Chur nach Italien und von dort zurückführen; in dem Bodenhause wird das Mittagsmahl von den Reisenden eingenommen. Gleich bei dem Dorfe theilt sich die Straße; der eine Arm wendet sich links nach dem Splügenpasse, der andere läuft in westlicher Richtung, dem jungen Rhein entgegen, nach dem fünf Stunden entfernten Bernardin, über welchen die treffliche Straße im J. 1822 auf gemeinschaftliche Kosten der bündnerischen und sardinischen Regierung unter der Leitung des tessinischen Staatsraths Vocobelli gebahnt wurde. Doch führte über den Bernardin, früher „Vogelberg“ geheißen (siehe oben), in alter Zeit ein vielbetretener Paß. Schon im zehnten Jahrhundert sollen in seiner Nähe die Saracenen ihren Raubsiß aufgeschlagen und von hier aus das Land bis nach Sankt Gallen hinunter verheert und durchplündert haben. Im Jahre 1413 zog der Kaiser Sigismund mit seinem ganzen Gefolge über den Bernardin nach Rom.

Oesterreich sah sich genöthigt, nach Vollendung der Bernhardinstraße, die bis zum Lago maggiore das Schweizergebiet nicht verläßt, auch die Straße über den Splügen fahrbar zu machen, um nicht den Verkehr aus der Lombardei gänzlich zu verlieren. Obwohl schon den Römern als Alpenübergang bekannt und im Mittelalter als hauptsächliche Heerstraße dienend, war der Splügenpaß ebenfalls bis zum Jahre 1818 nur ein Maulthierpfad; erst 1823 wurde er vollkommen hergestellt.

Die Splügenstraße ist viel wichtiger und betretener als die Straße über den Bernardin. Lange Waarenzüge gehen in jeder Woche über den Berg hin und her; nur selten steigen dagegen Reisende über den Bernardin nach Italien hinab, sie müßten denn keine Visa österreichischer Gesandten auf ihrem Passe vorzeigen können. Denn oben auf der Höhe des Passes, die man in zwei Stunden von dem Dorfe Splügen erreicht, hört

das graubündten'sche Gebiet auf; seit der französischen Revolution ist der Paß sammt dem schönen Bellin an Oestreich verloren gegangen, das somit einen wichtigen Schlüssel zu der ganzen inneren Schweiz besitzt. Nahe der alten Warte steht das österreichische Mauthhaus, und Niemand wird weiter gelassen, der nicht ein wohlbeglaubigtes Zeugniß seiner politischen Ungefährlichkeit aufweist.

Hinter dem Dorfe Splügen wird der Rhein schon breiter; auch klärt sich seine Farbe mehr in jenes schöne Blaugrün auf, das den von dem Hochgebirge kommenden Strömen als Zeichen ihrer Heimath eigen ist. Ehe wir jedoch seinem weiteren Laufe durch das Ferrerathal folgen, wird eine nähere Mittheilung über das Geburtsland unseres Stromes, welches wir nun der Länge nach durchziehen, am Orte sein.

---

 III.

## G r a u b ü n d e n .

„Von allen Ländern der Schweiz ist vielleicht keins der Aufmerksamkeit und Wissbegierde oder auch nur der Neugier des Reisenden so würdig, als das Bündnerland.“

Heinrich Zscholle.

Das Land, welches die Wiege unseres Stromes bildet und das er als wildes Gletscherkind zuerst in seinem jugendlichen Laufe durchschießt, ist, wie schon unser Motto andeutet, vielleicht das interessanteste der ganzen Schweiz. Es gehört nicht zu jenen Gegenden, wohin sich die Fluth der Touristen allsommerlich wälzt, die, mit blauen Brillen und langen Stöcken bewaffnet, auf die Alpen ziehen, um in das Fremdenbuch des Rigi ihre Namen einzuschreiben, in den schweizerischen Gasthöfen ein schweizerisches Frühstück mit Honig und Kräuterkäse einzunehmen, oder um zu Interlaken und in dem Leucker Bade sich für einige Wochen von den Winterstrapazen auf Bällen und Soiréen zu erholen. Auch trifft man hier nicht überall jene eleganten Hôtels; noch sprechen die Bauer-  
mädchen englisch und französisch, wie stellenweise in dem berner Oberland. Außer den Reisenden, welche über den Splügen oder den Bernardino nach Italien ziehen, und außer einigen Landpastoren aus der innern

Schweiz, die an der Heilquelle zu Fideris im Prättigau eine Sauer- oder Schwefelwasserkur brauchen und so auf die möglichst wenig kostspielige Weise, dem unerbittlichen Gesetze der Zeit, in ein Bad gehen zu müssen, Folge leisten, \*) — wird das rhätische Gebirgsland nur selten durchstreift. Es ist über den berner Alpen, den Ufern des Iemanischen Sees und anderen vielgepriesenen Schweizergegenden bis jetzt fast gänzlich übersehen worden und unbesucht geblieben. Seine Pfade sind deshalb noch weniger ausgetreten, der ursprüngliche Charakter ist noch nicht verzerrt und das natürliche Leben ist noch eben so wenig wie in dem nachbarlichen Lande Tyrol dem Raffinement einer Kultur gewichen, die Einen in der Schweiz oft genug störend genug berührt.

Trotz allen seinen Reizen hat Graubünden indeß bis jetzt auch noch keinen Walter Scott gefunden, obwohl in den abgeschiedenen Gebirgswinkeln dieses Hochlandes vielleicht noch weit größere Schätze der Romantik versteckt liegen, als in der geliebten Heimath des last Minstreel. Ebenso ist es von der Wissenschaft vernachlässigt worden; erst in der neuesten Zeit ist Einiges für die Lands- und Volkskunde von Graubünden gethau worden.

Der jüngst verstorbene Conrad von Escharner hat im Jahre 1829 „Wanderungen durch die rhätischen Alpen“ herausgegeben (Zürich 1829 und 1830. Zwei Bände), die manches Interessante über die Zustände des Landes bieten, namentlich über die politischen Verhältnisse. Ferner ist in dem bereits erwähnten „Gemälde der Schweiz“ (St. Gallen und Bern 1838) der erste Theil einer historisch-geographisch-statistischen Schilderung des Kantons Graubünden von G. W. Röder und C. v. Escharner erschienen, die zu den besten Parthien dieses verdienstvollen, von durchaus lokalkundigen Gelehrten bearbeiteten, Werkes gehört. Leider ist aber das Erscheinen des zweiten Theiles — und dieser würde der bei weitem wichtigere sein — auf einige Zeit verhindert worden, da v. Escharner währenddessen starb und der andere Mitarbeiter, früher Lehrer einer Anstalt in Chur, einem Rufe nach Deutschland folgte.

Auch der jüngere Escharner hat eine topographische Schilderung von Graubünden gegeben (Chur 1842), die dem Reisenden zugleich als Führer dienen soll. Hiermit ist aber auch die ganze Literatur über Graubünden erschöpft, nehmen wir einige wenig bedeutende ältere Reisewerke

\*) Im August dieses Jahres (1847) ist die Quelle zu Fideris verschüttet worden.

von Kasthofer (1822 und 1825), Lehmann (1797), Hegetschweiler (1825), Ebel (1826), Primavesi und Anderen aus. Selbst die Historiker haben das geschichtlich so überaus interessante Land bis jetzt fast gänzlich unbeachtet gelassen, ein Land, wo sich dem Forscher noch die reichsten Fundgruben eröffnen! Nur von Heinrich Zschokke besitzt man eine „Geschichte des Freistaates der drei Bünde im Hohenrhätien“ (Zürich), die aber an der bekannten Oberflächlichkeit und Phrasenmacherei dieses Schriftstellers leidet und auf historische Gründlichkeit, überhaupt auf den Namen einer „Geschichte“ keinen Anspruch machen kann.

Der gute Hans Gaudenz von Salis, bekannt durch seine anspruchlosen und herzensmatten Gedichte, von welchen sich einige, wie:

„Das Grab ist tief und stille  
Und schauerhaft sein Rand etc.“

ferner das Heimwehlied:

„Theure Heimath meiner Lieben,  
Denk ich still an dich zurück,  
Wird mir wohl und dennoch trüben  
Sehnsuchtsstränen meinen Blick“ etc.

als volksthümlich erhalten haben, war ein Graubündner und verlebte seine letzten Jahre daselbst. \*) Er gehört einem der mächtigsten und berühmtesten Geschlechter des Landes an. Allein er hat seine Heimath unseres Wissens in keinem Gedichte besungen und Nichts zu ihrer Verherrlichung beigetragen. In neuester Zeit ist dagegen ein junger Graubündner, Alfons von Flügi, mit einer Sammlung versificirter „Volksagen aus Graubünden“ (Chur 1843) hervorgetreten, die er allen „frischen, jugendlichen Bündnerherzen“ widmet. Wir sagen versificirter Sagen, denn von einer poetischen Durchdringung des Stoffes, von einer Auffassung des Volksgeistes, der sich in diesen Sagen oft so schön und naivpoetisch ausspricht, ist hier nicht die Rede. In der Wüste wird jedoch jeder Grasbüschel zur grünenden Dase; die gutgemeinte Sammlung des Verfassers ist daher in stofflicher Hinsicht immer sehr interessant und willkommen, und wir werden noch öfters Gelegenheit finden, dieselbe zu benutzen.

So harret also das Bündnerland noch des Schriftstellers, der es zu

\*) Er starb als Greis von 71 Jahren am 29. Januar 1834 zu Malans im Zehntgerichtenbünd.

Ehren bringt und seine reichen Schätze und Schönheiten an's Tageslicht fördert. Wenn es aber eines Tages einem unserer Reisenovellisten und Aquarellmaler einfallen wird, nach diesen Bergen zu ziehen, um später seine Skizzenmappe vor dem Publikum auszukramen, oder wenn der bekannte, unermüdlige J. G. Kohl uns in der That mit einem Werke über Graubünden beschenken sollte, wie kürzlich verlautet, dann wird man dem Lande die gebührende Aufmerksamkeit widmen. Dann wird man vielleicht nicht mehr allein in's berner Oberland und Chamounixthal gehen. Dann wird aber auch vielleicht bald an jedem Alpenraime, wo jetzt die Thüre sich gastlich dem Wanderer öffnet, ein glänzendes Hôtel stehen mit einem gewinnstüchtigen Wirth und geschmeidig krazfüßelnden Kellnern, die auf die Wasserfälle und interessanten Punkte in ihrer Nähe speculiren, dann wird man an jedem Felschance und an jeder Quelle über die reisenden Söhne Old-Englands mit ihren blauverschleierten Ladies und gespickten Börsen stolpern. Dann werden die Kinder mit Mineralien und Alpenblumen auf widerlich raffinirte Weise bettelnd an den Wegen stehen. Dann wird auch dieser Theil der Schweiz mit seinen stillen Thälern bald Vieles von seinen wilden, noch unentwehten Reizen eingebüßt haben. Möge diese Zeit noch ferne sein!

Kommen wir nun zu der Schilderung des Landes selbst, so weit der Zweck dieser Blätter uns dieselbe gestattet. — Das Gebiet Graubündens, des ehemaligen Freistaates der drei Bünde im hohen Rhätien, wird aus dem großen Thale des Rheines gebildet und aus den vielen größeren und kleineren Thälern seiner Nebenflüsse. Auf einem Flächenraume von 130 Geviertmeilen zieht sich das Land vom Gotthartsstocke bis zu den Grenzen St. Gallens hinab und bildet nun, seitdem es sein Wappen in den „Schilderfranz des eidgenössischen Bundes“ aufgehangen — in seiner Ausdehnung den größten Kanton der schweizerischen Eidgenossenschaft, wie die neuesten Vermessungen gezeigt haben. Bis jetzt wurde der Flächeninhalt sehr schwankend zwischen hundertdreizehn und hundertvierzig Quadratmeilen angegeben. In dem „Gemälde der Schweiz“ wird Graubünden z. B. noch der „zweitgrößte“ Kanton genannt, während der jüngere Tscharner\*), sich auf die neuesten Vermessungen stützend, Graubünden entschieden als den größten Kanton bezeichnet. Der Rangordnung nach aber nimmt es die fünfzehnte Stelle ein.

\*) Siehe „der Kanton Graubünden etc.“ von J. C. Tscharner.

In der Länge ungefähr zwanzig Meilen sich ausstreckend, zwölf bis vierzehn Meilen breit, gränzt der Freistaat der drei Bünde nordwärts an das deutsche Fürstenthümchen Lichtenstein mit den sechstausend seinem Scepter unterworfenen Einwohnern und an das östreichische Vorarlberg; der Höhenzug des Rhätikon bildet die Marksteine zwischen ihm und diesen Herrenländern. Nach der inneren Schweiz zu scheidet den Kanton von Uri der Kamm des Krispaltz, von dem Kanton Glarus die mächtige Tödifette und von der zu St. Gallen gehörigen Landschaft Sargans mit der pfäfferser Quelle und dem Badorte Ragaz theils der Gebirgsrücken des Kalanda, theils der Rhein, welchen Graubünden seinen Hauptlandesstrom nennt. Im Osten stößt Graubünden an das Oberinntal und an das Binsgäu im Tyrol. Die Gebirgszüge im Westen schneiden sein Gebiet von dem der Kantone Uri und Tessin ab, während es südlich durch die Alpen von den Landschaften Bormio, Beldlin und Cleven (Chiavenna) getrennt wird, wo nun statt der bündnerischen Tricolore — grau, weiß und blau — gleichfalls die östreichischen Farben wehen.

Obwohl Graubünden an Umfang der größte Kanton, ist er seiner Volkszahl nach nur der achte, und während sein Flächenraum mehr als ein Sechstel der ganzen Schweiz einnimmt, bildet seine Bevölkerung kaum den vierundzwanzigsten Theil der Eidgenossenschaft. Nach einer im Jahre 1835 aufgenommenen Volkszählung wohnen auf den hundertdreißig Quadratmeilen des bündnerischen Gebietes nur 95,059 Menschen, mit Einschluß von nahe an siebentausend außerhalb des Landes lebenden Kantonsbürgern. Dies Verhältniß ist leicht erklärbar, wenn man bedenkt, daß ein solches Hochgebirgsland weite öde Strecken nicht urbar zu machenden und selbst gänzlich unbewohnbaren und unwirthsamem Bodens hat. Die Bevölkerung Graubündens lebt in hundertfünfzig bis hundertsechzig verschiedenen namhaften Thälern und Gebirgswinkeln zerstreut. Das ganze Land ist ein wildes Gemisch von Alpenstöcken, Felsketten und Hochlandschaften, die sich in dem geheimnißvollen Schooß der höchsten Gebirge Europas, in den Vorländern Deutschlands und Italiens vielfach durchkreuzen, verzweigen und verschlingen, und schwer hält es, den Ariadnesfaden durch dieses in jeder Hinsicht so buntverworrene Labyrinth zu finden. Herr Dieterich (Theodorich) von Verona, der Gothenkönig, nannte es daher mit Recht ein Netz (retia) aus Gebirgen gestrickt.

Nach allen Richtungen ist das Land von wilden großartigen Bergketten durchzogen, deren Gipfel zum Theil mehr als elftausend Fuß über



dem Meerespiegel emporragen und auf welchen man über zweihundert-  
einundvierzig Gletscher zählt. Die Rheinalpen, der Rhätikon, die  
Engadiner- und Rhätischen Alpen mit ihren Zweigen erheben sich  
auf dem Gebiete Graubündens und bilden in ihren mannigfachen Ver-  
schlingungen ein Gewirr von Thälern, welche sich kaum in einzelne Grup-  
pen ordnen lassen. Uebrigens gehört der größte Theil von Bündten,  
die Hauptthäler und Hauptgewässer, wie bereits angedeutet, dem Gebiete  
unseres Stromes an: das Thal von Chur und Mayenfeld, das  
Prättigau, Schanfigg, das Churwaldnerthal, das Vorder-  
rheinthal, Medelser, Somvixer, Lugneser, Balser-, Brin-  
und Savierthal, das Rheinwald-, Schamser-, Ferrara- und  
Aversthal, das Domleschg, die Landschaft Davos, das Thalland  
der Albula und Oberhalbstein. Nur das Engadin, welches ganz  
dem Inn angehört, der von hier durch die Finstermünzschlucht nach Ty-  
rol entweicht, und der italienische Theil des Landes jenseit des Bernhar-  
din und des Septimer schließen sich von dem Stromgebiete des Rheines  
aus. Wirft man einen Blick auf die Karte, so wird man einen Begriff  
von diesen Eigenthümlichen geographischen Verhältnissen erhalten. Dann  
sieht man, wie das ganze Land von Gebirgen und Bergströmen, Glet-  
schern und Schneemassen gefüllt ist und die Verbindungen mit Italien  
und Tyrol nur durch Pässe und Saumstraßen unterhalten sind, die einen  
Theil des Jahres selbst unbeitretbar bleiben.

Bei der Verschiedenheit der Höhe, in welcher die zahlreichen Thäler  
liegen, läßt sich auf eine große Verschiedenheit des Klimas und der Natur  
schließen. „Was die gesammte Schweiz in ihrem Umfange Schönes oder  
Schreckliches an Wundern der Natur hat,“ sagt Zschokke in seinen  
„klassischen Stellen der Schweiz“ (Karlsruhe 1836), „das steht  
hier in einem einzigen ihrer Kantone mit den schroffsten Gegensätzen zu-  
sammengedrängt.“ Schneefelder und Eiswüsten, über welche scheue Gemsen  
ziehen, an deren Fuß nur im höchsten Sommer die Viehheerden weiden  
und spannhohle Weidengesträuche ihr Dasein fristen, Wildnisse mit phan-  
tastisch umhergelagerten Felsblöcken, düsteren Tannenwäldern und don-  
nernden Gießbächen, wechseln mit Landschaften voll italienisch heiterer  
Lieblichkeit und Sonnenschein. Ohne recht zu gewahren wie, sieht sich  
der Reisende mit einem Male aus grünen Thälern mit Frucht bäumen,  
Nebengeländen und reich bebauten Feldern, aus einer sonnigweichen und  
warme Behaglichkeit athmenden Gegend, wo die Kastanie unter freiem  
Himmel gedeiht und Eiben die bella Italia schon umfängt mit ihren



blühenden Armen, zwischen öde, zerklüftete Felsen versezt. Oft ist das Land mit dichten finsternen Waldungen bedeckt, oft kahl und mit vergletscherten Eismassen überzogen und dann wieder fruchtbar und üppiglachend.

Das ist überhaupt der eigenthümliche Charakter der Schweiz. Milde und Anmuth mischt sich immer mit allen Schrecken der erhabensten Bergnatur und überall begegnet man der buntesten Mannigfaltigkeit der Scenerien. Aus dem ewigen Schnee und Eis gelangt man nach wenigen Stunden wieder in Thalsrecken, über die ein milder Himmel seine Segnungen mit voller Hand ausgestreut hat, und nach einem beschwerlichen Marsche durch Einöden und Wüsteneien ist man sicher, wie ein neuerer Reisebeschreiber sagt, „immer wieder ein Wirthshaus und meist ein gutes zu finden.“ Was aber dem Graubündner Lande, dessen Gebiet ja in der That ein Stück des schönen Italiens in sich schließ, noch einen besonderen Reiz vor allen übrigen Alpengegenden verleiht, das sind die zahlreichen Burgruinen, welche, den Blick hinauf in die Vorzeit mahnend, mit ihrem alten Gemäuer und ihren Warttürmen, auf allen Höhen, wie dunkle Ritter auf der Wacht stehen und mit zu jener reizenden Melancholie der Majestät, welche den ernstern, grün und grau durchwirkten Bergen dieses Landes eigen ist, zu der oft finsternen Wildheit des bündnerischen Gebirgscharakters so schön passen. Hierdurch erhalten namentlich die Thäler des Vorderrheins und die Gegend hinter Chur ein vielleicht nicht weniger malerisches und romantisches Colorit, als die gepriesene Strecke von Mainz bis Köln. Es gibt beinahe hundertundachtzig verschiedene Ruinen in Graubünden, von denen sich nur noch einige bewohnbar erhalten haben und mit festen Mauern dastehen. Diese Burgtrümmer finden wir mit Staunen selbst in den höchsten und entlegensten Thälern. So liegt die Ruine Padna hoch an dem berühmten Pässe über den Julier, so stand einst die Bärenburg und Fardün an dem wilden Rheinwalde, Schloß Gardovall im Engadin und die Feste Hohenrhätien erhebt sich dicht an dem Spalte der *via mala*. Bei unserer Wanderung längs des Stromes werden wir an einem großen Theile dieser gebrochenen Burgen vorüberkommen, welche eine ebenso wichtige als interessante Rolle in der Geschichte Graubündens spielen.

Der Zauber dieses Gemisches der Contraste in den Landschaften Graubündens wird noch durch den plötzlichen Witterungswechsel erhöht, welcher die Physiognomie einer Landschaft binnen wenigen Stunden oft ganz und gar verändert, den großartigen Hintergrund der Berghäupter und blinkenden Eishöhen mit Einem Male verwischt und Allem eine an-

dere Färbung gibt, und daß solche Vielfarbigkeit des landschaftlichen Charakters zugleich auch eine Verschiedenheit der Produkte und eine Mannigfaltigkeit der Pflanzen und Mineralien mit sich bringt, wie man sie vielleicht nirgends sonst in der Schweiz trifft, ist leicht abzusehen. Der Boden der tieferen Thalgründe Graubündens bringt alle Getreide- und Obstarten hervor, in den höheren Thälern liegen reiche Matten und Weiden und in den höchsten stößt man auf eine seltene nordische Flora, die dem Botaniker das rhätische Alpenland vor allen anderen wichtig macht. Ebenso ist der Kanton überaus reich an Erzen aller Art und für Geognosten und Mineralogen von besonderem Interesse. Erst in neuerer Zeit ist man auf die reiche Ausbeute etwas aufmerksam geworden, die sich für die Wissenschaft hier finden läßt, sowie auf die großen Metallschätze, welche im Schooß dieser Berge noch vergraben liegen.

Graubünden ist sehr reich an edlen Metallen. Von jeher war der Rhein als ein goldführender Strom bekannt; auch der Inn und andere fließende Gewässer sollen Gold aus den Eingeweiden der rhätischen Gebirge mit sich fortreißen und am Rothhorn, auf der Alp Casanna, auf der Alp Zezzinna oberhalb Conteris, am Calanda bei dem bekannten Dorfe Felsberg, sowie im Unterengadin bei Lavin soll sich dieses edle Metall finden, an dem, wie Göthe sagt, Alles hängt und nach dem sich Alles drängt. Ebenso kommt Silber häufig vor und Blei-, Kupfer- und Eisenkiese finden sich fast überall in dem Kanton. Dazu Galmei, Arsenik, Schwefel, Wismuth, Kobald, so daß die Bergleute hier vielleicht einst noch viele Schätze aus den Tiefen der Erde herauswühlen und künftige Generationen neue Reichthümer schöpfen werden. Nach geschichtlichen Ueberlieferungen wurde auf das Gold in früheren Zeiten an vielen Punkten des Landes auch ein einträglicher Bergbau getrieben. In neuerer Zeit sollen fremde Kapitalisten schon öfters Bergwerke, namentlich Eisenwerke \*) angelegt haben, deren Reichhaltigkeit sowohl als die Reichthümer der Erze bedeutenden Gewinn versprach. Allein sie stießen bald auf viele Schwierigkeiten und fanden beim Staate so wenig Schutz gegen die Anfeindungen der mißtrauischen und arbeitsunlustigen Gemeinden, daß der Erfolg bis jetzt kein besonders günstiger war und die Sache von den Meisten nicht ohne Verlust wieder eingestellt werden mußte. Die Armuth und Beschränktheit der Einwohner, das starre Festhalten an ihrem alten einfachen Hirten- und Bauernleben stellen hier

\*) Am Calanda wurde auch neuerdings nach Gold gegraben; jedoch ohne besondern Erfolg.

große Hemmnisse in den Weg, und so dauert es vielleicht noch lange, bis diese Schätze aus ihrer Verborgenheit hervorgezogen werden.

Uebrigens hat mit Ausnahme des Kantons Bern auch kein anderer Theil der Schweiz so viele Mineralquellen und Gesundbrunnen, als Graubünden. Namentlich an Sauerwassern ist das Land sehr reich; es besitzt Badeanstalten zu Fideris im Prättigau, Alveneu, Jenaz, Rothenbrunn, Andeer, Spina, Serneus, Tarasp, Wilhelmsbad bei Chur, Thusis, Peiden, Surrein, zu San Moriz, San Bernardino, und wenig bekannte treffliche Mineralquellen bei Schuls, Belvedere u. s. f. Aber alle diese Anstalten waren bisher ebenso wenig gekannt und besucht, als die übrigen interessanten Punkte und Schönheiten des Landes. —

#### IV.

Die Bevölkerungsverhältnisse Graubündens. — Deutsche, Romanier und Italiener. — Protestanten und Katholiken. — Die romanische Sprache und ihr Ursprung.

Die flüchtigen Andeutungen, welche wir in dem vorigen Abschnitte gegeben, genügten schon, um den Ausspruch Zschokke's: daß von allen Ländern der Schweiz vielleicht keines der Aufmerksamkeit und Wißbegier des Reisenden würdiger sei, als Graubünden, hinlänglich zu rechtfertigen. So reich und mannigfaltig aber die Natur dieses Kantons, ein so buntscheckiges Gemälde bieten auch seine sittlichen Zustände. Graubünden ist ein in jeder Hinsicht so vielzersplittertes und buntverworrenes Land, daß man es mit Recht eine „Schweiz in der Schweiz“ genannt hat, daß es die socialen und politischen Verhältnisse des aus fünf- und zwanzig verschiedenen, zum Theil so sehr verschiedenen Städtchen zusammengestückelten helvetischen Staatenbundes — denn ein Bundesstaat kann die Schweiz noch keineswegs genannt werden — in einem treuen Kleinbilde abspiegelt und seine Verhältnisse als der verjüngte Maasstab der gesammten eidgenössischen betrachtet werden können. Es ist in politischer, sprachlicher und konfessioneller Beziehung so viel zerklüftet, als Europas letzte Republik überhaupt.

Rhätien ist ein Bund von sechsundzwanzig fast ganz unabhängigen kleinen Republiken, Hochgerichte genannt, die sich durch Sprache, Gesittung, Religion und Abkunft von einander unterscheiden und fast jede

eine Republik für sich bilden. In diesen abgeschiedenen stillen Gebirgswinkeln wohnen Stämme und Völkerschaften, die in ihren einsamen Bildnissen oft selten von einander erfahren und durch die Hochgebirge mit ihren unübersteiglichen Felsenkämmen getrennt sind. Seit den frühesten Tagen der Geschichte war dies hohe Bergland der Tummelplatz herumziehender Völkerschaften, die sich hier gegenseitig bekämpften. Nachkömmlinge der Deutschen und Italiener leben jetzt hier vereint und die deutschen und italienischen Elemente liegen, obwohl streng geschieden, neben einander. Nach den neuesten Zählungen leben in Graubünden 36,000 Deutsche, 46,000 romanisch redende Leute und 11,000 Italiener. Sie sprechen verschiedene Sprachen, sind durch die Religion getrennt und haben sich durchaus ihre alte Volksthümlichkeit bewahrt, obwohl sie, um das Gewirr noch recht vollständig zu machen, oft ganz zerstreut friedlich durch und neben einander wohnen, jede Gemeinde abgegränzt von der anderen. Im Ganzen gibt es 55,000 Reformirte und gegen 35,000 Katholiken in Graubünden. In demselben Thale finden wir aber oft in dem einen Dorfe Deutschredende, die sich zur reformirten Religion bekennen, in dem anderen katholische Romanier, ja einzelne Dörfer spalten sich sogar in zwei Gemeinden, in zwei Religionen und zwei Sprachen.

Uralte Sitten und Trachten haben sich in den einzelnen Thälern noch erhalten, die in ihrer Einfachheit an die dunkelste Vorzeit erinnern. Einer der merkwürdigsten Ueberreste des Alterthums ist aber die romanische Sprache, oder das sog. „Churwelsch“, von der eigentlich Niemand mit Bestimmtheit weiß, woher sie stamme, ein ganz eigenthümliches Idiom.

Mehr als die Hälfte der Bewohner des Kantons Graubünden und einige Ortschaften des Nachbarlandes Tyrol reden diese im ganzen übrigen Europa unbekannte Sprache. Vor wenigen Jahrhunderten soll sie auch noch die Landessprache des südlichen Vorarlbergs gewesen sein. Sie scheidet sich in mehrere Dialekte (nach Einigen in fünf), von welchen jedoch zwei Hauptdialekte besonders hervortreten: das eigentliche Romanisch oder Churwelsch, das am Border- und Mittelrhein, in den Thälern von Disentis, Oberhalbstein, Schams u. s. w., und das Ladin, welches im Unterengadin und im Münsterthal herrscht. Der erstere Dialekt nähert sich sehr dem Italienischen, überhaupt verstehen sich die Graubündner und Italiener leicht unter einander; mit der Sprache der pyrenäischen Basken soll sich jedoch ebenfalls eine auffallende Verwandtschaft zeigen.

Die Verschiedenheit des Romanischen stellt sich wohl am anschaulichsten in der folgenden Anrufung des Vater-Unsers dar:

(Pater noster, qui es in coelo.)

I. Bab noss, qual ca ti eis ontschiel.

II. Pap noss, quel toi est en cèl.

III. Pap noss, quel chi esch in'ls cèls.

Uebrigens ist das Romanische kaum eine Schriftsprache zu nennen, obwohl in Chur eine romanische Zeitung herauskommt: „Ilg Grischun Romonsch,“ die der Reisende in den dortigen Gasthöfen ausliegen sieht. Eine andere erscheint zu Disentis, wo der Sitz einer romanischen Buchdruckerei ist: „Ilg Amitg dil Pievel.“ Sehr dürftig ist die Literatur, und meist in religiösen Schriften bestehend. Es existiren eine Bibelübersetzung, mehrere Ausgaben des neuen Testaments, Erbauungsbücher, eine Uebersetzung von Gellert's und Lavater's geistlichen Liedern — im Ganzen dreißig bis vierzig Werke, wozu auch in neuerer Zeit eine Grammatik und ein Wörterbuch der romanischen Sprache\*) von dem verstorbenen Pfarrer Conradi in Andeer kam, der sich mit Forschungen über dies dem Philologen so überaus interessante Idiom beschäftigte. Im Manuscript besteht noch eine Grammatik der romanischen Sprache von *Placidus a Specha*.

Seit der Reformation wird von den protestantischen Geistlichen in den romanischen Gemeinden im Volksdialekte gepredigt, der in den verschiedenen Thälern oft stark genug von einander abweicht. Doch soll das Deutsche die romanische Mundart immer mehr verdrängen. In den allgemeinen Standesversammlungen, in Protokollen und allen öffentlichen Sachen bedient man sich der deutschen Sprache, und ein aufgeweckter graubündner Bursche, auf dessen Wagen ich von Rhäzüns nach Kägis fuhr, erzählte mir, daß in den Schulen der Unterricht überall deutsch erteilt würde und mit der allmählichen Kulturentwicklung die deutsche Sprache sich mehr und mehr verbreite. Vor hundert Jahren sprach man selbst in der Vorstadt von Chur noch das Romanische, während es jetzt immer weiter in die höheren Thäler zurückgedrängt wurde und nur Namen einzelner Dinge romanisch geblieben sind. So hat sich auch in Tyrol, das vor Zeiten größtentheils romanisch sprach, nur in zwei Thälern noch das Ladin erhalten.

„Was soll ein Volk,“ sagt ein Referent in Guggow's Telegraphen, „mit einer Sprache, mit der es ganz isolirt dasteht, mit der es sich an keinen größeren Staat anlehnen kann, mit einer Sprache ohne politischen

\*) Dictionar da tasca (Tasche) dilg linguaig Tudesc - Romansch et Romansch-Tudesc. (Zürich 1820.)

Boden, ohne Literatur? wird sie nicht nach und nach verschwinden müssen, nicht aufgesaugt werden von dem deutschen Elemente der Schweiz? wird aber das Volk dann nicht an seiner Eigenthümlichkeit verlieren, ein anderes werden? Dem sei, wie ihm wolle, es ist ein Baum, der zwar frei seine Zweige weit verbreitet im Bündner Lande, der aber doch nicht recht grünen und gedeihen kann, bis seine Wurzeln mit denen des germanischen Stammes verwachsen. Und es scheint es zu fühlen dieses Volk, daß ihm irgend etwas fehlt; denn bei aller Freiheit und Heiterkeit im Einzelnen hat es im Ganzen doch etwas volksthümlich Gedrücktes."

Im Ganzen ist die romanische Sprache wortarm, ziemlich rauh und unausgebildet. Doch sollen einzelne Volkslieder nicht ohne Wohlklang sein, und „wer weiß, wie sie wäre,“ sagt der alte Füsli in seiner „Erdbeschreibung“, „wenn sie ausgebessert würde“\*). Sie wird rasch und sprudelnd hervorgestoßen, was sie ganz als eine Abart des Altitalienischen bezeichnet. Wird sie ja auch von den Italienern eben so leicht verstanden, wie die Romanier diese Nachbarn am besten verstehen!

Trotzdem herrscht noch ziemliches Dunkel über den Ursprung der romanischen Sprache und der Romanier. Man nimmt an, die Stämme, welche diese Sprache noch reden, seien Nachkömmlinge der alten Etrusker, welche sich zur Zeit des Einfalls des Brennus in Italien vor den Galliern in diese Thäler geflüchtet. Nach Anderen sollen es die Ueberreste der sieben Römerheere sein, die von den Cimbern geschlagen, in die hohen Thäler der rhätischen Alpen flüchteten und sich dort mit den Ureinwohnern vermengten. Keineswegs scheint die romanische Sprache, wie öfters angenommen wird, ein Gemisch von mehren lebenden Sprachen, sondern vielmehr eine alte verderbte lateinische Sprache, aus Oberitalien stammend und dem Latein der römischen Bauern, von dem Livius berichtet, wohl zumeist entsprechend. Gewiß ist, daß die eingebornen Rhätier, als diese Alpenländer den Römern unterthan geworden, ihre angestammte Sprache aufgaben und die ihrer Unterdrücker annahmen. Die Romanier sind demnach Abkömmlinge der alten Rhätier, deren Urahnen zu ihrer Zeit lateinisch gelernt und diese Sprache, wie Ludwig Steub, der verdienstvolle Verfasser der „Drei Sommer in Tyrol“, sagt, zu weiterer Verarbeitung ihren Enkeln überlassen haben.\*\*\*) Ein Blick auf die Ge-

\*) Rhein heißt im Romanischen ein fließendes Bergwasser.

\*\*) Wer sich eines Näheren über diese Sprachverhältnisse belehren will, zu deren Erörterung wir hier weder Raum noch Beruf haben, siehe daselbst pag. 433 bis 440, sowie auch die Schrift desselben Verfassers über die „Verwandtschaft der Rhätier mit den Etruskern“

schichte Graubündens wird uns mit diesen Verhältnissen näher vertraut machen.

## V.

**Historische Andeutungen. — Die alten Rhätier und ihre Herkunft. — Einführung des Christenthums und Entstehung der Abtei Disentis am Vorderrhein. — Die Stiftung des grauen Bundes. — Befreiung des Landes von der adeligen Bwingherrschaft.**

Die Geschichte Graubündens ist reich an abenteuerlichen Verkettungen, gewaltsamen Umwälzungen und hat so gut ihre Telle und Winkelriede, als die der eigentlichen Schweiz. Nach dunkeln Ueberlieferungen bewohnte das rhätische Alpenland in frühester Zeit ein Volksgemisch celtischen oder gallischen Stammes, wie sich dies aus der etymologischen Deutung von Namen der Hauptflüsse, vieler Gebirge und Landestheile schließen läßt. Als ungefähr sechshundert Jahre vor Christi Geburt aus Gallien wilde Horden in die Ebenen Italiens hereinbrachen, sollen Viele der am Padus sesshaften Einwohner, der Tuscier oder Etrusker, vor den unwillkommenen Gästen in die Gebirge geflohen sein, um dort einen sicheren Herd zu suchen. Nach ihrem Anführer Rhaetus nannten sie sich, wie Plinius berichtet, Rhätier, und das neue Heimathland Rhaetia. Die friedlichen Ureinwohner hatten sie in die rauheren Hochgebirge zurückgedrängt und sich der schönsten Thalgelände bemächtigt. Zuerst sollen sie sich im Domleschgertale angesiedelt und dort am Fuße des Heingerberges ein zweites Tuscia gebaut haben — das heutige Thufis. Die Namen Realta, Rhäzüns, Rams (Raethia alta) erinnern noch an jene Zeit, welche sich ganz in ferne Nebeldämmer verliert und aus der Elios Fackel nur dürftige Schimmer zu uns herüberfallen läßt.

Neuere Historiker haben diese uralte Verwandtschaft der Rhätier mit den Etruskern beglaubigt gefunden und man hat sogar angenommen, die Etrusker seien uranfänglich aus den Alpen an die Tiber hinabgezogen, und als sie durch die Gallier in der Ebene bedrängt wurden, hätten sie sich, ihrer alten Heimath eingedenk, zu den Ursitzen zurückgewendet, die Rhätier seien somit nicht die Enkel, sondern vielmehr die Ahnherren des mächtigen Volkes, das später fast alle Länder Oberitaliens beherrschte, und das Idiom, welches die Romanier reden, dieselbe Sprache, worin einst „die Welt von Rom Geseze empfing“.

Schon die Alten waren über die Herkunft der Rhätier im Dunkeln. Sie waren das wildeste und am längsten von den Römern unbeschwungene Volk. Frei und räuberisch stunden sie allen Nachbarn feindlich gegenüber, sie tauschten gegen Harz, Honig, Thierhäute und andere Producte des Berglandes in den Niederungen ihre Lebensbedürfnisse ein, überschwebten auch oft kriegerisch das benachbarte Land, und nicht selten hatten die größeren Städte Oberitaliens von ihren Einfällen empfindlich zu leiden. Die verdrängten Ureinwohner hausten droben in den höheren Gebirgsgegenden neben ihnen, und die spätere Vermischung der Völkerstämme soll zu den heutigen Idiomen den Grund gelegt haben.

Vierzehn Jahre vor Christi Geburt, als die Raubzüge der wilden Bergbewohner immer häufiger wurden und selbst das gesammte Helvetia — damals schon den Römern unterthan — in Gefahr kam, ihre Beute zu werden, sandte Kaiser Augustus seine Stiefföhne Drusus und Tiberius mit Heeresmacht gegen dieses Alpenland, und die freien Rhätier erlagen den Römern, doch erst nach einer ziemlich verzweifelten wilden Gegenwehr. Denn selbst in dem letzten entscheidenden Kampfe schleuderten die rhätischen Mütter ihre Kinder in die Lanzen und Schwerter der Feinde hinein, damit sie den Untergang der Freiheit nicht überlebten. Damals sang Horaz jene Verse:

Drusus Genaunos, implacidum genus  
 Breunusque veloces et arces  
 Alpibus impositae tremendis  
 Dejecit acer plus vice simplici.  
 Major Neronum mox grave proelium  
 Commisit, immanesque Rhaetos  
 Auspiciis pepulit secundis.

Die Namen val Druschauna (Vallis drusiana) und Drusus-  
 thor sollen noch auf jene Beschwungung durch die Römer hindeuten.

Als römische Provinz wurde Rhätien nun vier Jahrhunderte lang durch Statthalter regiert. Die Römer bauten ihre Straßen durch das Land, schlugen Brücken über die Ströme, die rhätische Jugend kämpfte in den römischen Kriegen und römische Heere zogen nun über die Alpenpässe nach Deutschland. Damals mögen auch die Völkerschaften im Gebirge Lateinisch gelernt haben. Später wurde Rhätien eine Vormauer Italiens gegen den Andrang germanischer Völker. Die römischen Landvögte und Befehlshaber bauten sich Thürme und Burgen, um das Land zu besetzen, und so entstand da, wo die beiden Kastelle Marsoila (Mars in oculis) und Spinoila (Spina in oculis) als Sitz eines römischen Statt-

halters sich erhoben, allmählig die heutige Stadt Chur, Curia Rhaetorum.

Unter den Römern theilte sich das Land in das hohe und niedere Rhätien; auch ist die Hypothese aufgestellt worden, die eigentlichen Nachkommen des tuscischen Rhätus hätten sich damals zum Unterschiede von den Bewohnern des jügeren Rhätians die Grauen, Greifen oder Grisonen (canton des Grisons) genannt. —

Zur Zeit des Kaisers Marc Antonius setzte das Christenthum zuerst seinen Fuß in diese rauhen Alpenwildnisse. Aus dem fernen Insellande, das wunderbarerweise die ersten Apostel der neuen Lehre in die Welt sandte, aus Britannien, wagte sich der heilige Lucius mit seiner Schwester Emerita bis hierher, um die Nacht der Gegend und den Sinn des Volkes aufzuhellen und das Wort zu verkündigen, wo man bis jetzt Nichts als die rohe That kannte. Andere fromme Männer, Sanct Fridolin, Sanct Fidelius, Sanct Valentin und der heilige Gaudelius erschlossen durch die begeisterte Macht ihres Wortes u. d. durch die Kraft, welche der Wahrheit innewohnt, die Herzen des noch störrischen Volkes dem offenbarten Gotte. Einzelne christliche Gemeinden thaten sich zusammen und schon im vierten Jahrhundert soll das Bisthum Chur errichtet gewesen sein.

Nun brach die Zeit der Völkerwanderung los. Rhätien ward öfters eine Beute wilder Völkerhorden, die damals gleich Raubvögelschwärmen die Welt durchzogen, namentlich die Alemannen. Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts fiel das Land in die Gewalt des Ostgothenkönigs Theodorich, dessen Name in Liedern und Sagen noch ein Jahrtausend später fortlebte. Er ließ es durch seinen Statthalter Servatus verwalten, an welchen er jene denkwürdigen Worte schrieb: „Rhätien ist eine Vormauer Italiens und ein Schlüssel der Provinz, daher nach unserer Ansicht mit Recht *retia*, das ist ein Netz, genannt worden, den wildesten und grausamsten Völkern gleichsam als ein Garn vorgespannt, darin man die Barbaren fangen und schlagen kann.“

Aber bald ging das Land den Gothen wiederum verloren. Schon im Jahre 536 ward die Provinz Hohenrhätien dem Frankenkönige Theodebert abgetreten. Dieser vertheilte die Schlösser und Grafschaften an Grafen und Edle und legte so den Grund zur späteren Herrschaft einzelner Barone und Freiherren. Ueber das ganze Land indeß, welches der churwelsche Gau oder Churwalchen hieß, ward ein fränkischer Landvogt

gesetzt, der selbst unter dem obersten Statthalter, dem Herzoge von Allermanien, stand. Der erste fränkische Landvogt war Victor Graf von Chur, dessen Familie diese Würde fast zwei Jahrhunderte hindurch verblieb.

In die Zeit Victor des Ersten fällt die Entstehung der berühmten Benedictinerabtei Disentis (romanisch Mustär, von monasterium), die sich an einem Abhange, 3680 Fuß über dem Meere, erhebt, nicht weit von der Stelle, wo der Mittel- und Bodderrhein sich vereinigen, eines der ältesten Klöster der Schweiz, von dem die neue Lehre in alle Thäler des grauen Bundes ausging. In dieser stillen öden Wildniß (Disentium, kommt von Diesiert — Einöde) hatte sich ums Jahr 614 der fromme Sigisbert, ein Jünger des irischen Apostels Columban, der seinen Meister auf einer Reise nach Italien im Urserenthale verließ, eine einsame Zelle erbaut. Alte Urkunden bezeichneten sie als eine Bethütte bei einer Höhle (celli ubi spelunca est). Hier lebte er als Einsiedler, eifrig bemüht, die umwohnenden Heiden zu bekehren. Sein wärmster Schüler, der reiche Placidus, „ein frommer, eyffriger, dafferer mann, guten Härkommens,“ wie ein Chronist sagt, gedachte an dieser Stelle ein Kloster zu gründen und demselben sein ganzes Vermögen zu weihen. Wie ein zweiter Johannes wanderte er Buße predigend, nach Chur, um die Erlaubniß seines Lehnsherrn, des Grafen Victor, nachzusuchen. Er kam jedoch mit ihm in Streit, weil er dem Grafen sein lästerliches Leben verwies, nach Anderen wegen der Güterschenkung an Sigisbert. Der Landvogt stellte dem frommen Manne nach dem Leben und ließ ihn auch wirklich enthaupten (620 n. Chr.), worauf er seine sämtlichen Güter an sich riß. Die Legende erzählt, daß der Körper des Placidus, der Gut und Blut seinem frommen Eifer geopfert, sich durch göttliche Kraft wieder erhob und sein abgeschlagenes Haupt bis zu seinem Lehrer, dem heiligen Sigisbert, hingetragen habe, der ihn dann feierlich in dem neu aufgerichteten Bethause zur Ruhe bringen ließ. Graf Victor aber fand später in den Wellen des Rheines seinen Tod, und Tello, sein Sohn, der erste Bischof von Chur, bestrebte sich, den Schatten des ermordeten Gottesmannes vollends zu versöhnen. Durch seine Schenkungen erhob sich bald über den Gebeinen des Märtyrers ein stattlicher Tempel und so wurde der Grund gelegt zur späteren Größe und dem Reichthume der Abtei. Die Großen des Landes eiferten dem Beispiele des Tellos nach und bedachten das Kloster mit reichen Stiftungen. Von den deutschen Kaisern erhielt die Abtei später das Lehen über die Herrschaft Disentis

sowie über das Urserenthal nebst allen Regalien\*), und wo einst die frommen Einsiedler in weltabgeschiedener Stille gehaust, residirte ein fürstlicher Abt, der in den alten Fehden des Hochlandes eine große Rolle spielte.

Als erster Abt von Disentis wird der heilige Sigisbert selbst genannt, der einige Jahre nach dem Tode des Placidus starb (636) und an seiner Seite begraben worden ist. Alljährlich wird noch das Andenken Beider durch Gottesdienst und kirchliche Umgänge gefeiert. Uebrigens war das Kloster Disentis nicht das erste im rhätischen Alpenlande. Denn schon anno 540 hatte der Bischof Valentin das Kloster Sanct Luzi bei Chur gestiftet, und ein Bischofsitz war, nach der allgemeinen Angabe, schon um die Mitte des fünften Jahrhunderts zu Chur.

Unter den fränkischen Königen, die in ihren Kriegen mit den Longobarden mehrmals mit Heereshaufen durch Rhätien hinüber nach Italien zogen, gewannen die Alpenpässe des Landes neue Wichtigkeit. Auf diesen Zügen soll König Pipin im achten Jahrhundert die Schlösser Hohentrins und Marschlins erbaut haben. Noch mehr verdankt Rhätien indeß seinem Sohne Karl dem Großen, dessen hohe Gestalt uns in jener Epoche überall entgegentritt, wo es gilt, der Gesittung einer neuen Zeit Bahn zu brechen. Er sicherte das Land gegen die gewaltsamen Einfälle der benachbarten Longobarden und steuerte mit geharnischter Rechten im Inneren dem Uebermuth der sich erhebenden Barone und Edlen. Nach Karls Tode und unter seinen schwächlichen Nachfolgern hatte Rhätien viel zu leiden unter dem Druck innerer Zerwürfnisse. Fehden und Raufereien, Streifhorde der wilden schwarzbärtigen Magyaren, die mit ihren Lanzen auf kleinen behenden Pferdchen aus dem Karpathenpasse hervorbrechend, damals im Ru das halbe Europa überflutheten, sowie die Saracenen durchtobten mit Sengen und Brennen das Land, und diese Zeiten der Verwirrung benutzten die Großen, um ihre Gewalt und Güter zu mehren. Vor allen thaten sich die Bischöfe von Chur hervor, welchen um das Jahr 1170 von Kaiser Friedrich dem Rothbart der fürstliche Titel („princeps noster“) verliehen ward.

\*) Der Thalamann von Ursern, dessen Wahl jedesmal durch den Abt zu Disentis bestätigt ward, mußte diesem als Zeichen der Lebensabhängigkeit zwei weiße Handschuhe übergeben, eine Huldigungsform, die bis anno 1785 fortbestanden haben soll; sie erinnert an einen alten Brauch zu Frankfurt am Main, wo bei dem „Pfeifengerichte“ Abgesandte verschiedener Handelsstädte dem Schultreißer zur Meßzeit ebenfalls ein Paar Handschuhe überreichen mußten.

Von den Nachfolgern Karls des Großen ging das Land an die schwäbischen Herzoge über, welchen es länger als drei Jahrhunderte unterthan war, und die meist durch ihre Statthalter die Herrschaftsrechte und das Richteramt verwalteten. Unter den Hohenstaufen wanderten besonders viele deutsche Colonisten in Rhätien ein, wie die freien Gemeinden im Heimwald, Avers, Safien, Bals, die alle „nach Welserrrecht“ lebten, d. h. nach dem Rechte der Walsen, jener freien deutschredenden Bewohner einsamer Hochgegenden. Nachdem im Jahre 1268 das Haupt des letzten Hohenstaufen auf dem Blutgerüste in Neapel gefallen, wurde Rhätien für immer von Schwaben losgerissen und zum unmittelbaren Gliede des deutschen Reiches. Und nun war das Land mehr von seinen Großen abhängig und der Schauplatz beständiger innerer Fehden zwischen den größeren und kleineren Herren, die fast in völliger Unabhängigkeit neben einander herrschten und sich unter einander in den Haaren lagen, wie der Bischof von Chur, der Abt von Disentis, die Grafen von Werdenberg, Montfort, Matsch, die Freiherren von Baz, Rhäzüns, Belmont, Asperrmont u. a. m. Neben diesen kleinen Herren hatten sich wohl in den Hochgebirgen einzelne freie Gemeinden erhalten, wie die Freien im Bergell, die Freien ob dem Glimsen Wald, die freien Walsen (deutsche Colonisten, Wale hieß ein Fremder), die Freien auf Davos und zu Langwies, im Vorderprättigau, zu Glims und auf Mutten, doch schaltete und waltete überall ein mächtiger, grausamer Adel, dem die vielen Schlösser angehörten, deren gebrochene Mauern noch jetzt in ganz Graubünden zu sehen sind.

Unter allen edlen Familien des Landes that sich gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts das Haus der Freiherren von Baz hervor, das unter Donatus von Baz zu seinem höchsten Glanze gelangte. Er war ein Anhänger König Ludwigs von Baiern und mit den Waldstädten gegen Oestreich verbündet, während der Bischof von Chur, der „Papst des rhätischen Hochlandes“, aus dem Hause der Grafen von Montfort, zu der Gegenparthei Friedrichs von Oestreich gehörte. Hieraus entstand ein blutvoller Kampf zwischen beiden; im Dischma auf Davos und in Filisur wurden die bischöflichen Heerhaufen geschlagen.

Gleich den Bischöfen von Chur waren auch die Aebte zu Disentis und andere rhätische Herren den Habsburgern eifrig ergeben und führten ihre Unterthanen in die Kriege des östreichischen Hauses gegen die Eidgenossen. Die Schmach, welche sie bei Sempach und Näfels erlitten, weckte indeß bei den Rhätiern den Gedanken, sich der eignen Dränger zu entledigen,

und als anno 1479 der Abt von Disentis durch die Waldstädte zu einem Bündniß gezwungen ward, entstand der erste Verband zwischen dem rhätischen Lande und der jungen Eidgenossenschaft, mit der es noch immer lose genug zusammenhängt. So war der Grund zur politischen Selbstständigkeit und Freiheit des Volkes in Rhätien gelegt und die allmähliche Erschlaffung der kaiserlichen Gewalt begünstigte den Aufschwung desselben immer mehr.

Um den ewigen Wirren und Fehden der Barone, Grafen und Edlen, die in dem „weitläufigen Irrgarten der Gebirgsthäler“ nisteten, und der unabhängigen Gemeinden, um der Unsicherheit des Rechtes, der Person und des Eigenthums endlich Einhalt zu thun, wurden im vierzehnten Jahrhundert die ersten inneren Bündnisse geschlossen, wobei die Herren den Gemeinden gelobten, sie in ihren herkömmlichen und angestammten Rechten unangetastet zu lassen und diese ihrerseits versprachen, die Oberherren nicht in ihren Gerechtsamen zu kränken. So entstand der sogenannte Gotteshausbund der freien Thäler und Herrschaften von den Gebirgen des Domleschgs und Engadins herab bis Chur, der älteste der drei Bünde, in welche sich die Bewohner des Landes zusammengethan. Er hatte seinen Namen von dem Gotteshause Chur.

Später hat sich ein ähnliches Bündniß unter den Herrschaften und Gemeinden im sogenannten Oberlande gebildet, von den Quellen des Vorder-, Mittel- und Hinterrheins bis zum Zusammenfluß dieser Ströme bei Reichenau. Das Volk wollte das Unwesen der Grafen von Werdenberg, Sax, der Freiherrn von Rhäzüns u. a. m. nicht länger dulden. In dem Schamser Thale fing man schon an, die Bögte der Herren von Werdenberg zu erschlagen und ihre Burgen niederzubrennen, und die entschlossenen Männer im Gebirge versammelten sich zu gemeinsamer Berathung nächtlicher Weile im Walde bei Trons. Der damalige Abt von Disentis, Peter Pultinger, half dem Volke mit seinem Rath und Ansehen, er soll, ein kluger redlicher Mann, das Unternehmen begünstigt und gefördert haben. Auf seinen Rath gingen Boten aller Thäler an die Herren im Lande, welche die unruhige Bewegung im Gebirge mit Besorgniß wahrnahmen, und gegenseitige Unterhandlungen wurden eingeleitet.

Bei dem Dorfe Trons, das zwischen Disentis und Glanz am Vorderrhein, am Fuße der steilen Halden des Mundanus in einer gesegneten fruchtbaren Gegend liegt, erhebt sich ein altehrwürdiger, mehrhundertjähriger Ahornbaum. Sein Stamm ist nun morsch und hohl, die Krone verschwunden und wenige grünende Aeste greifen noch in die Luft hinaus

und erhalten die Lebenskraft des Baumes. Aber aus ihren Wipfeln rauschen jedem Bündner alte heilige Erinnerungen zu. Hier ist die Wiege der bündnerischen Freiheit, das Grütli der Graubündner! Im Schatten dieses Ahorns traten um die Mitte des Märzmonats anno 1424 bei stiller Nacht die Vorsteher und Aeltesten der Dorfschaften und freien Gemeinden, wohlbetagte Männer mit ehrwürdigen grauen Bärten, unter freiem Himmel zusammen und beriethen die Freiheit des Landes. Hier erhoben sie ihre Hände und schworen mit den Grafen von Werdenberg und Sar, den Freiherrn von Rhäzüns, wie ihnen der Abt von Disentis vorsagte:

„Gute getreue Freunde und liebe Eidgenossen zu sein und zu bleiben, so lange Grund und Grat stehen; mit Gut, Land und Leuten sich einander beizustehen zum Schirm des Rechtes, des Friedens, der Straße und des freien Kaufs.

„Einen jeden Herrn, geistlich und weltlich, unedel und edel, arm und reich — und alle Bundesglieder bei ihren Rechten und Besizungen zu schirmen.

„In Krieg und Frieden einander beizustehen, das Recht bei dem Gerichte zu suchen, nicht auf eigne Faust, alle Gewalt abzuwehren und jeden Ungehorsamen, welcher den Spruch des Gerichtes nicht ehren wolle, zu strafen,“

und setzten ihre Unterschriften und Siegel an den Bundesbrief.

So entstand der obere Bund des rhätischen Landes, der graue (vielleicht Graven- oder Grafen-) Bund, der noch besteht und bestehen soll, so lange Grund und Grat stehen, das heißt, so lange Thäler und Berge sind. Von diesem Bunde nennen sich die Rhätier Graubündner, warum der Bund der graue genannt wurde, ist jedoch ungewiß. Zu dem Namen wohl mochte der Umstand beitragen, daß man ihn dem auf Veranlassung des Bischofs von Chur früher geschlossenen Gotteshausbund entgegenstellen wollte, der von der Tracht der Geistlichen der schwarze Bund hieß.

Später that sich der übrige, gegen Schwaben und Tyrol gelegene Theil Hohenrhätens in einen dritten ähnlichen Bund zusammen, der am achten Juni 1436 zu Davos geschlossen ward und der Zehntgerichtsbund hieß; im Jahre 1471 erwuchsen dann aus diesen einzelnen Vereinen die drei ewigen Bünde in Hohenrhätien, die sich auf dem Hofe Bapserol vereinigten.

Alle zehn Jahre, zuletzt 1778, wurde der Bund feierlich erneuert und zum Gedächtniß des Bundesschwures eine der heiligen Anna geweihte Kapelle mit einer säulengetragenen Vorhalle neben dem Ahorn erbaut. An dem mit goldnen Sternen besäeten Gewölbe der Kapelle sind folgende Bibelsprüche mit großen goldnen Buchstaben zu lesen:

In libertatem vocati estis.

Ubi spiritus Domini ibi libertas.

In te speraverunt Patres.

Speraverunt et liberasti eos.

(Zur Freiheit seid Ihr berufen. — Wo der Geist des Herrn, da ist Freiheit. — Auf Dich hofften die Väter. — Sie hofften und Du hast sie befreit.)

In der Vorhalle der Kapelle sind zwei Freskobilder, wovon das eine den Bundesschwur von anno 1424, das andere die Erneuerung desselben, den sogenannten Nachschwur im Jahr 1778 charakteristisch darstellt. Sie wurden 1836 neu ausgeführt, da die älteren von der Zeit gebleicht waren. Auf dem ersten Bilde sieht man im Vordergrund den Abt von Disentis im Ordenskleide und mit zum Himmel erhobener Rechten unter dem Ahorn schwörend, den alten Grafen Hans von Sachs mit langem weißen Barte, der bis zum Gürtel herabreicht, rundgeschnittenem grauem Haupthaar, er stützt sich in kräftiger Haltung auf seinen Knotenstab, das gewichtige Schwert an der Seite, rechts ein Kännchen mit Lebensmitteln umgehängt. Dieser Hauptgruppe schließt sich noch der Herr von Rhäzüns, in eben so bieder schlichten Haltung an; dann Graf Hugo von Werdenberg, Herr zu Heiligenberg; bewaffnete Männer zeigen sich im Hintergrund. Damals trugen die Abgeordneten zum Bunde ihre Mundvorräthe in Ranzen mit sich und noch will man auf der nahen Wiese von Tavanosa in den Ritzen der Felsen die Nägel bemerken, an welche die Männer ihre Brodsäcke hingen, wenn sie bei der Quelle lagernd, den mitgebrachten Imbiß verzehrten.

Das andere Bild zur Rechten, die Erneuerung des Schwurs im Jahre 1778 \*) darstellend, bildet einen schneidenden Gegensatz zu dem ersteren: es zeigt wie himmelweit das nachgeborene Geschlecht von den Vätern verschieden ist. Da sieht man zierliche Herren des vorigen auf Stelzen gehenden Säculums, steif frisirt, gepuderten Haares und bebrillt, in seidenen Escarpins und blumenreichen gestickten Westen, mit Man-

\*) Diese Erneuerung oder der Nachschwur wurde von der Bundesurkunde selbst vorgeschrieben: „auf daß die, so noch Kinder sind und die ungeborene Nachwelt lebhafter dieses Bundes gedenken, soll er je zu zehn Jahren erneuert werden.“

schetten, Uhrerloken und Spazierstöckchen statt der Waffen in der Hand. Die Ränzchen aber fehlen, denn die Herren speisten damals sehr gut zu Trons im Hause des Abtes, in einem Saale, der mit den Wappenschilden aller Gemeinden und Herren Landrichter geschmückt war.

Neben dem ersten Bilde liest man folgende Reime in alter körniger Sprache:

|                              |                                 |
|------------------------------|---------------------------------|
| Beglückt ist gewest diß Jar  | Von Bögen wurds regiert         |
| Für vns zu warer Freud       | Das Land und hart geplagt       |
| Indem es vns gebar           | Das Volk ward ruiniert          |
| Die Unabhängigkeit           | Fast Alles war verzagt          |
| Wofür gewäht besorgt         | Es war ein Tyranny              |
| Sind vnser thüre Ahnen       | Man durst sich gar nit klagen   |
| Und haben sed geborgt        | Das Volk zu machen frei         |
| Gut Ehr u. Leben z'sammen    | Wollt Pündten muthig wagen      |
| Um sich der Tyranny          | Es ging die Tyranny             |
| Vor immer los zu winden      | Und Slaverey verloren           |
| Hier neben steht du die drei | Sobald die Häupter drei         |
| Hier unter diesen Linden     | Zusammen hatten gschworen       |
| Wie sie mit Härz u. Mund     | Es brauchte Heldenmuet          |
| Mit u'gestreckter Hand       | Und unzertrennlich G'spannen    |
| Beschworen jenen Bund        | Zue wagen Leib u. Blut          |
| Der Groue wird genannt       | Es bruchte Unfre Ahnen          |
| Auf Gott und Gwissen sehn    | Von ihrem Freiheitsbund         |
| Mit Hilf u. Rat u. Werk      | Sind wir in warem Gnuß          |
| Einander byzustehen          | Wie's sunst mit Vns noch stund  |
| Dis war ihr Augenmerk        | Nach jeder selbst den Schluß. — |

Im Jahre 1834 wurde das vierte Säcularfest an der Kapelle bei Trons gefeiert, an dem auch die benachbarten schweizerischen Eidgenossen Theil nahmen, „und die ganze Schweiz hätte Theil daran nehmen dürfen“ sagt Dr. Schwarz in seiner Schilderung Graubündens\*), da Graubünden in jeder Hinsicht eine Schweiz in der Schweiz genannt werden kann. Ohne Rücksicht auf die schweizerische Eidgenossenschaft hatte sich in dem räthischen Hochlande auch eine zweite Eidgenossenschaft gebildet und wenn sie unter dem Ahorn und in dem Walde bei Trons ihr Grütli hat, so fehlen ihr auch ihre Telle nicht, obgleich deren Namen nicht zu gleicher Berühmtheit gelangt sind.

Die Freiheit des räthischen Landes ging nämlich keineswegs wie eine Sonne in ruhiger milder Klarheit auf; sie nahte wie ein Wetterleuchten im Sturme, sie ist in Feuer und Blut getauft und mit dem Schwerte er-

\*) „Wanderbilder von den Quellen des Rheins bis zum Rheinfalle v. Dr. J. Chr. Schwarz“ (Schaffhausen, Herder).

rungen worden, wie ja fast die Freiheit eines jeden Landes; manche blutige That mußte vorhergehen, manche Zwingburg war von dem endlich in hoher Gluth ausbrechenden Grimme des Volkes zertrümmert worden und die Bedrückungen der Junker und Vögte hatten manchen gerechten Aufstand veranlaßt, ehe die Edlen und die Gemeindegältesten unter dem Ahorn bei Trons zusammentraten und jene Bündnisse schlossen, wodurch das Volk nur der Willkühr und Tyrannei gesteuert aber keineswegs ein Recht der Herren gekränkt sehen wollte. Es haben sich viele Sagen und Geschichten in dem Munde des Volkes erhalten, die von dem Aufstande der einzelnen Thäler und der Bezwingung ihrer Dränger erzählen, die oft wie wahre Teufel mit den Leuten hausten, welche ihnen leibeigen waren. Vor Allem müssen wir hier der That des Johann Caldar gedenken, dessen Name, wie der des Tell in den vier Waldstädten, bis auf unsere Zeit gekommen ist.

Im Schamserthal, dem der junge Hinterrhein aus den Rheinwaldgebirgen durch die Kofflasklucht zueilt (siehe weiter unten) liegen auf einem hohen Felsen die Trümmer der Bärenburg und jenseits, am linken Ufer des Rheins, doch tiefer unten, sieht man die gebrochenen Thürme der Feste Fardün oder la Turr. Beide ließ Graf Heinrich von Werdenberg zu Sargans durch seine Castellane verwalten, die das Volk unleidlich drückten. Der auf der Bärenburg zwang die Bauern, mit dem Vieh aus dem Schweinstroge zu essen, der Vogt zu Fardün trieb den Landleuten seine Heerden in die Saat und wurde um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, wie hundertfünfzig Jahre früher Gessler im Lande Uri, der erste Anlaß zur Befreiung des Thales von seinen Zwingherren. Schweigend ertrug das Volk seine Bedrückungen, bis einem Bauern, Johannes Caldar, einst der lang verhaltene Grimm schwoll und er die Pferde des Castellans, welche man ihm in die Saat schickte, erstach. Er sollte dafür in Ketten büßen, aber die Seinigen lösten ihn mit schweren Summen wieder aus, denn Johannes Caldar war vermögend und von edler Abkunft.

Kurz darauf trat der Vogt von Fardün einst in die Hütte des Johannes Caldar. Er fand ihn mit den Seinen, die ihn befreit hatten, beim Mittagmahle und in höhnischem Uebermuthe spuckte er statt des Grusses den Leuten in den heißen Brei, der auf dem Tische aufgetragen war. Da sprang Caldar schnell und wüthend auf, ergriff den Elenden mit starker Faust im Genick, drückte seinen Kopf in den dampfenden besudelten Brei mit den Worten, die in jener Gegend noch jetzt als Sprüchwort in dem Munde des Volkes leben „Malgia sez la pult cha ti has condüt“

(Friß den Brei, den du dir gewürzt hast) und stieß ihn so lange in den Topf, bis der Bogt todt lag. Diese rasche That des Beleidigten war das Zeichen zum Aufstande für das lang in Schmach niedergehaltene Volk. Schloß Fardün, die Bärenburg wurden gestürmt und das Thal war frei.

Eine andere Sage, die aus der Befreiungszeit Hohenrhätens herührt und die der früheste Geschichtschreiber des Landes Ulrich Campell vor dritthalbhundert Jahren aufzeichnete, wollen wir hier mit den wenig veränderten Worten Zschokkes berichten:

„Im hohen grünen Thale des Ober-Engadin, von dessen Gletscherhöhen der Inn hervorbraust gegen Tyrol, war die Burg Gardovall, auf dem Felsen über dem Dörfchen Madulein, der Schrecken des Landes deren viereckter Thurm und zerfallenes Gemäuer noch jetzt düster über das Thal hinwegblickt. Ein Bischof, Volkhard von Chur, hatte die Feste schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erbaut und lange Zeit saßen darin die Burgvögte des Gotteshauses, das obere Engadin zu verwalten und zu richten.

Gegenüber von Gardovall wohnte das schönste Mädchen des Thales, in Camogasco, ein Dorf, das vierhundert Schritte von Madulein am jenseitigen Gebirge liegt. Das Mädchen war dem ganzen Dorfe lieb; es blühte stillverborgen in der Hütte seines Vaters Adamo, eines hochgeachteten Landmannes, der auf dem Erbgute seiner Altvordern unabhängig saß, und immer da der Erste war, wo Hülfe in der Noth, Rath in Verlegenheit und Herzhaftigkeit in Gefahren verlangt wurde.

Der grausame Edelherr von Gardovall, der Burgvogt des Gotteshauses, der allen Weibern gefährlich war und dem schon mancher Mann die junge Gattin als Magd aufs Schloß hatte zuführen müssen, sah eines Tages die schöne Camogaskerin und gewohnt, daß Alles seiner Willkühr fröhlich sei, schickte er seine Knechte hinüber, die sollten ihm das Mädchen zuführen. Adamo vernahm die Botschaft mit Entsetzen, doch fastete er sich ein Herz und sprach zu den Knechten, er müsse das Kind vorbereiten, er wolle dem Bogt die Tochter morgen selbst in's Schloß bringen. Als sie fort waren, lief der unglückliche Vater zu seinen Nachbarn und Freunden, erzählte was geschehen sei und rief: „Sind wir Menschen dieses Herren Vieh? Da kochte Zorn in Aller Brust und sie schworen in der Nacht zusammen, dem Glende des Thales ein Ende zu machen.

Im Frühschein schritt Adamo, festlich gekleidet durch das Thal nach Madulein zu; neben ihm ging seine schöne Tochter, in Feierkleidern wie

eine Braut geschmückt. Einige der Verschwornen folgten wie im Brautgeleite; andere hatten sich um das Schloß im Hinterhalte versteckt. Alle bewaffnet.

Der Burgvogt hatte die Kommenden schon von ferne gesehen; er eilte ihnen ungeduldig aus den Pforten des Schlosses entgegen und wollte die bebende Jungfrau vor den Augen ihres Vaters umarmen. Schnell riß Adamo das Schwert von der Seite und stieß es in das Herz des Vogtes. Er und die Seinigen stürmten hierauf die Burg, erschlugen die Knechte, gaben das Zeichen der Freiheit aus den Fenstern und der Hinterhalt drang nach. Gardovall ging in Flammen auf und seit jenem Tage war das Land unter den Innquellen von dem Drucke der Zwingherren befreit.“

Nicht weniger romantisch klingende Sagen von der Zerstörung der Burgen und dem Tod der Vögte, die so viel Erstseßliches verübten, finden wir in dem ganzen Lande zerstreut. Sie scheinen noch jetzt lebendig in der Erinnerung des Volkes.

## VI.

Historische Andeutungen. — Die Glanzepoche des Landes. — Der Hennenkrieg, die mailänder Kriege und der Sieg auf der Malsershaide. — Innere Berrüttungen. — Bündnisse mit fremden Mächten und Einmischungen in die Politik des Auslandes.

Durch die Vereinigung der verschiedenen Bündnisse auf dem Hofe Bapierol im Thalland der Albula, die das Land gleichfalls einem Abte von Disentis, Johann von Schönegg oder Schnag verdankt, hatte sich Rhätien zu einem mächtigen Föderativstaate gebildet. Beim Ablauf des fünfzehnten Jahrh. schlossen sich die drei Bünde der schweizerischen Eidgenossenschaft an und durch glückliche Kriege und Friedensschlüsse mit andern Staaten befestigten sie ihre selbstständige Stellung immer mehr.

So sehen wir den Geist der Einheit und Unabhängigkeit gleich kraftvoll und glorreich sich offenbaren in einer Reihe von Kriegen, welche die Bündner für ihre junge Freiheit zu bestehen hatten, und in welchen sie ihre Banner siegreich mit Lorbeern schmückten. Zuerst in dem sogenannten Hennenkriege anno 1476 als der Herzog von Oesterreich wegen streitiger Rechte im Unterengadin das Bisthum Chur mit Krieg überzog. Die

Tyroser prahlten damals, es solle selbst keine Henne im Lande verschont bleiben; einer ihrer Anführer, der berühmte Martians von Neuders rief laut und trotzig, er allein wolle es mit zehn Engadinern aufnehmen. Da entgegnet ihm Gebhard Wilhelm von Remüs mit den Worten: „Fallen kann ich, doch mit Ehren!“ rennt auf den Gegner, übermannt und tödtet ihn. Hierauf stürzt er sich allein mitten in die Reihen der Tyroser hinein und, Alles um sich zusammenhauend, dringt er bis in die erste Reihe vor und erobert das Banner der Stadt Hall. Da fiel er; der Sieg aber war den Bündnern.

Einen zweiten Siegeszug unternahmen die Bündner gegen Mailand, mit dessen Regenten Ludwig Moro sie in Fehde lagen. Es galt den Erwerb der Landschaften an den Abhängen nach Italien: Bormio (Worms), Veltlin, Poschiavo und Cläven (Chiavenna). Seit langer Zeit waren nämlich die Landschaft Veltlin, die Grafschaften Cläven und Bormio, sowie die drei oberen Pfarrgemeinden am Lago di Como, Sorico, Damaso und Gravedona, gewöhnlich die drei Pieven genannt, von Hohenrätlien, unter dessen Bischof sie gestanden, losgerissen worden. Die Ansprüche wurden indeß im Jahre 1414 auf's Neue bekräftigt durch eine Schenkung von Martino Visconti, Sohn des seines Lebens und seiner Güter beraubten Herzogs Barnabas von Visconti.

Nach großem Verluste eingeschüchtert erkaufte der Herzog von Mailand den Frieden durch Geld und Zurückgabe der Landschaft Poschiavo. Ein Jahrhundert später bei den Kämpfen Frankreichs und der Sforza um die Lombardei (1500 bis 1516) gelang es den Bündnern jedoch mit großem Pavierzuge (1512) auch die Grafschaften Bormio, Cläven und die schönen, fruchtbaren Thäler des Veltlins wieder an sich zu reißen. Der Freistaat und das Bisthum traten in die Rechte der früheren Oberherren ein; Maximilian Sforza, der König Franz von Frankreich und der deutsche Kaiser Maximilian bestätigten den Besitz der Länder. Die Bündner machten dieselben nun zu ihrem Unterthanenlande und beherrschten sie durch Bögte eben so willkürlich und zur Bereicherung ihres Patriciats, wie dies die anderen Eidgenossen mit ihren Unterthanenländern gethan. Das empörende Verhältniß, daß sogen. „freie Staaten“ „Unterthanenländer“ besaßen, und zu ihrem Vortheile ausbeuteten, daß sie Junker und Bögte als Zwingherren einsetzten, hat sich indessen auch hier gerächt. In der französischen Revolution ging das schöne und reiche Land den Patriciern Graubündens verloren, deren Herrschaft es einst so

arg drückte (siehe weiter unten) und dies würde wohl nimmer geschehen sein, wären die Bewohner jener Unterthanenländer freie Leute gewesen.

Den schönsten Sieg errangen die Bündner im Schwabenkriege wo sie mit den Eidgenossen kämpften, denn auf der Malsershaide, wo Benedict Fontana, der rhätische Winkelried, den Heldentod starb. Eine Kugel hatte ihm den Unterleib aufgerissen, aber mit der einen Hand seine Eingeweide zurückhaltend, focht er wacker fort und fiel über die Leichen der Feinde, indem er den Kampfgenossen noch zurief: „Erschreckt nicht über meinen Fall; ich bin ja nur Ein Mann! Rettet Ehre, Freiheit und Vaterland!“

Das war Graubündens glanzvollste Zeit, die Zeit seiner Einheit, in der das Unabhängigkeitsgefühl und die Freiheitsliebe, die wir ja bei allen jenen Völkern finden, welche die reine freie Himmelsluft der Berge athmen, wohin der „Hauch der Gräfte“ nicht dringt, sich stolz und herrlich entfaltet und die Selbständigkeit des Landes begründet ward.

Allein diese Periode neigte nur allzubald ihrem Ende entgegen. Der Grund zur inneren Zerrissenheit des Landes lag schon in der ganzen Verfassung der drei Bünde mit ihren Bundestagen von Landrichtern, Landammännern und Bundespräsidenten, bei der von stättlicher Einheit keine Rede sein konnte und die allgemeinen Interessen in der Zersplitterung der einzelnen Hochgerichte durchaus verloren gehen mußten. Denn bei dem freiwilligen Beitritte zu den drei Bünden hatte jede Gemeinde, jedes Thal und jede Herrschaft kein anderes Augenmerk, als ihre eigenen herkömmlichen Freiheiten für alle Zeiten sicher zu stellen. Jedes Gericht, oft jede Gemeinde suchte sich ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit für sich zu wahren und bildete einen eigenen abgeschlossenen Freistaat, eine besondere Souveränität, mit andern Hochgerichten des Bundes nur durch den ursprünglichen Bundesvertrag oder Bundesbrief zusammenhängend, mit einer eigenen Verfassung, Gesetzgebung und Regierung. Bei der Vereinigung der verschiedenen Bünde zu Vazeroi wurde die Erhaltung der eigenthümlichen Ordnungen und Gerechtsame in allen den verschiedenen Hochgerichten und Gemeinden vorbehalten. Ihr gemeinsamer Verband beruhte, wie Zschokke sagt, „ungefähr auf denselben Grundsätzen, wie derjenige der schweizerischen Eidgenossenschaft gegen das Ausland als Eins zu stehen, innere Zerwürfnisse aber unter den Bünden friedlich zu schlichten. Aus den drei Bundeshäuptern ward die Gesamtregierung aus den Boten der Hochgerichte und Gemeinden, die Bundesversammlung des Gesamtstaates zusammengesetzt. Die Regierung saß aber nicht im-

mer beisammen; zuweilen hielt sie mit Zuzug einiger Deputirten aus jedem Bund, Congresse. Die Bundesversammlungen wurden jährlich abwechselnd mit einem der drei Bünde gehalten; in dringenden Fällen noch sogenannte Beitage; unter außerordentlichen Umständen auch sogenannte Standesversammlungen. Doch weder Bundes- noch Beitage und Standesversammlungen konnten vollmächtig aus sich über Staatsangelegenheiten entscheiden oder Gesetze geben: das Ergebniß ihrer Beratungen mußte jedesmal dem Landesfürsten, das ist den Gemeinden und Hochgerichten zur Genehmigung vorgelegt werden. Die Mehrheit der Stimmen entschied dann."

"Das vielverstrickte Flechtwerk einer Menge von kleinen unter sich sehr verschiedenartigen Republiken, mußte wie man sich leicht vorstellen kann, den Gang der öffentlichen Geschäfte nicht nur schwerfällig und schleppend, sondern auch hin und her schwankend machen. In blinder Vorliebe für persönliche und Ortsfreiheit ward diese durch sich selbst auf den engen Raum einer Gemeinde beschränkt. Die Kraft des Gesamtstaates lag zersplittert und jedes dem Ganzen ersprießliche Unternehmen mußte am Interesse einzelner Personen und Gemeinden scheitern. Der Bündner war in Bünden selbst ein Fremder, sobald er in einer andern als seiner heimatlichen Gemeinde erschien. Die Regierung hatte weder Kräfte noch Mittel wirksam zu sein. Ueber die weisesten Anträge der Bundesversammlungen entschied Eigennuß und Unwissenheit der Landsgemeinden oder vielmehr das Interesse einflussreicher Volksführer."

So entstand ein Gewirre, das den Intriguen der Ehrgeizigen und Händelsüchtigen den willkommensten Spielraum gewähren mußte; als daher am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die Stimme des wittenberger Mönchleins bis in diese Vorhalle Italiens drang und durch das thätige Wirken des Jakob Alexander Salandronius, eines Freundes Zwingli's, des Staatsmannes Johann Travers, der ein „stählerner Ritter im Dienste des Herrn“ genannt wird sowie des früheren Bischofs von Capo d'Istria Paul Bergerio, eines Mannes von ungestümem Eifer und hoher Geistesthätigkeit, sich bald ein Theil dieses Berglandes bald von der alten Kirche trennte, wurde mit dem Aufhören der religiösen Einheit, die Zerklüftung natürlich immer größer. Das Land wurde seit der Reformationszeit bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts von wüsten Partheikämpfen durchtobt; ein Schauplatz beständiger Verschwörungen, Volksaufstände und bürgerlichen Unruhen, die reich sind an blutigen und abentheuerlichen Zügen. Deshalb scheuten sich viele Kantone

der Schweiz lange Zeit mit diesem Hochlande in engere Verbindung zu treten. Noch im Jahre 1701 wünschten die Bündner einen näheren Anschluß an die Schweiz, aber die übrigen Kantone suchten demselben auszuweichen, sie begnügten sich damit, Graubünden als einen „zugewandten Ort“ zu betrachten.

Ein Hauptgrund dieser unglückseligen Zerrüttung ist in dem Besitz jener Unterthanenlande zu suchen. Hierdurch wich der Freistaat gänzlich von dem Geiste der alten Verfassung, die Nichts wollte als billiges Recht im Innern und Friede von Außen. Dem Ehrgeiz und der Habsucht einzelner Familien wurde das weiteste Feld eröffnet. Schon im Jahre 1507 mußte der Landtag zu Davos den sogenannten Kesselbrief erlassen, ein Gesetz, das den überfrehen Bestechungsumtrieben für die einträglichen Ämter in Veltlin einigermaßen Schranken setzen sollte. Nach diesem Kesselbriefe, der am 25. Oktober 1507 erlassen wurde, mußte jeder Bewerber um ein Amt schwören, nicht durch „Praktiken“ sich die Stimmen erkaufte zu haben — d. h. durch Werbekünste, in Geldaustheilung, Veranstaltung von Schmausereien &c. bestehend, wodurch die Wohlhabenden sich die Veltlinämter listig zu erschleichen wußten.

Noch größeres Unheil und Schmach verhängten aber die Bündnisse mit fremden Mächten über das Land. Als Italien der Tummelplatz ewiger Kriege zwischen Oestreich, Spanien, Frankreich, Venedig und dem römischen Stuhle war, mußte das rhätische Alpenland wegen seiner Gebirgspässe, seiner bestechlichen Beamten und tapfern Söldnerschaaren von unabsehbarer Wichtigkeit für die streitenden Mächte werden. Sie gingen daher Bündnisse und Verträge mit den einzelnen Gemeinden und Volksführern ein. Solche Bündnisse wurden abwechselnd, ja oft gleichzeitig mit mehreren Mächten abgeschlossen. Der Staat oder einzelne Familien suchten gegen Oeffnung und Sperrung der Alpenpässe, gegen die Erlaubniß freier Werbung oder gegen Herbeiziehung einer bewaffneten Macht von ausländischen Höfen, mancherlei Vortheile zu erlangen. Die alte Wahrheit, daß kleine Freistaaten nur Bündnisse mit ihres Gleichen eingehen dürfen, daß sie sich durch die Einmischung in die Politik fremder Mächte stets schwächen und zu Grunde richten, hat sich hier schrecklich bestätigt. „Alt fry Rhätien“ wurde so eine feile Magd der ausländischen Politik; die fremden Gelder verderbten den alten biederen Sinn; die Stimmen des Vaterlandes gingen verloren in dem Geschrei der Factionen, welche sich in fremdem Interesse um die Oberhand stritten und das Volk durch lockende Vorspielungen für sich zu gewinnen wußten.

Dieses Unwesen hat bis zum vorigen Jahrhundert fortgedauert; es vernichtete zuletzt ganz und gar die politische Sittlichkeit des Volkes. Die Leute in den Gemeinden überließen die öffentlichen Aemter Dem, welcher das Meiste dafür bot. Die Herren, welche Aemter in den Unterthanenprovinzen erschlichen, erlaubten sich Erpressungen und Spitzbübereien aller Art und verkauften sich als Werkzeuge an die Meistbietenden der auswärtigen Höfe. Und so mag es wohl gerechtfertigt sein, wenn Schiller in der ersten, auf Verwendung hin abgeänderten Ausgabe seiner famösen „Räuber“, einen jener Helden, welche einst die deutsche Jugend begeisterten, den Gefährten rathen läßt: „Gehen wir nach Graubünden, dort ist das wahre Athen der Gauner!“ \*)

Zwar bemühte man sich diese Partheistürme, welche sich nach kurzen Zwischenräumen immer wieder von Neuem erhoben, bald in Volksaufläufen, bald in jenen „Strafgerichten“ ausbrechend, bei welchen immer die augenblicks stärkere Parthei ihre Gegner durch Verbannung und Todesstrafen zu unterdrücken suchte und die ganz an die Schreckensherrschaft erinnern, — diese ewigen gegenseitigen Befehdungen durch neue Landesgesetze niederzuhalten. Allein das Uebel wurde keineswegs von Grund aus getilgt. Fortunat von Zuvatta, ein Landammann des Oberengadins, entwirft uns ein wenig erbauliches Bild von den damaligen Zuständen des Landes.

„Aemtersucht und Geiz,“ sagt der Landammann, „waren herrschende Hauptfehler; erstere feil wie Waare (die Aemter nämlich). Rechtsachen wurden nur nach Geld entschieden, wer reichlicher gab, hatte auch das größere Recht. Es gab so unverschämte Individuen, die ihr Ansehen und ihren Beistand den Rechtsbedürftigen förmlich verkauften oder sich zu Bestechungen gewinnen ließen. Nicht nur Privatpersonen, selbst Gemeinden trieben dieses Handwerk. Die Landammannschaft, die Botenschaft, die Aemter in den Unterthanenlanden u. s. w. wurden viele Jahre vorher förmlich und urkundlich verkauft; die Käufer kauften, um theurer verkaufen zu können. Denn die Amtsstellen trugen sehr viel ein, da die Amtsleute den begüterten Unterthanen immer genug entziehen konnten; sie waren Richter und Kläger zugleich und sprachen in ihrem eigenen Recht. Die Aemterbesitzer ließen das Geschäft auch durch Weiber, Anverwandte oder sonstige dazu Bestellte verrichten und schworen dabei, daß ihre Wahl ohne Practiciren und Weibeln geschehen sei.“ —

\*) Unseres Wissens ist diese Stelle in keiner späteren Ausgabe aufgenommen.

## VII.

Historische Andeutungen. — Kämpfe der französischen und österreichisch-spanischen Parthei. — Der Veltlinermord. — Der Prättigauer Freiheitskampf. — Der Kettenbrief. — Verlust der Unterthanenprovinzen. — Die Vereinigung Graubündens mit der helvetischen Republik. — Der Bauern Aufstand im Oberlande.

Die erste von den Factionen, welche Graubünden zerrissen, war die französische und die österreichisch-spanische. Das Haupt der französischen Parthei war Anton von Salis, an der Spitze der österreichisch-Gefinnten standen die Bavier, Tscharner und Johann Planta von Zernez, Herr zu Rhäzüns, am päpstlichen und kaiserlichen Hofe sowie im Lande selbst hoch angesehen; sein Sohn Conrad von Planta war Stiftsherr und Domdekan. Dies Alles machte ihn übermüthig und lachend fragte er einst seinen Schneider: „Wenn ich mich gegen das Land verginge, wer wollte mich strafen?“ Da antwortete der Schneider feck, unbewußt eine Prophezeiung aussprechend, die bald in Erfüllung gehen sollte: „Die Bauern mit ihren Hellebarden!“ Planta jagte ihn dafür zornig aus dem Hause; der Schneider war in der Folge einer seiner Richter.

Diese beiden Partheien, die Salis und die Plantas verfolgten sich fast das ganze sechszehnte Jahrhundert über mit Mord und Blut, sie führten die ärgsten Gewaltthaten herbei und riefen vaterlandsverrätherisch Franzosen, Oestreicher und Spanier ins Land, um ihre ehrgeizigen Pläne zu unterstützen. Schon anno 1565 hat ein solcher Partheikampf im Engadin gewüthet; das Volk schlug sich bald zu dieser, bald zu jener Faction, je nachdem die Führer mehr boten. Strafgerichte plünderten endlich die Anhänger der französischen Parthei durch schwere Geldbußen: die Pöbelrotten fraßen damals in den Häusern allen vorräthigen Speck auf, weshalb diese Fehde der „Speckkrieg“ genannt wird.

Das Veltlin, wie wir bereits oben angedeutet, vorzugsweise eine Beute der Amterschleicher, war nun ein Hauptschauplatz Aller geldsüchtigen politischen Umtriebe. Im Jahre 1572 wurde nämlich dem Herrn von Planta durch ein päpstliches Breve die Vollmacht ertheilt: „alle kirchlichen Pfründen in Veltlin und Bünden, die von evangelischen

Predigern besetzt seien, in Verwaltung zu nehmen, und nach seinem Ermessen an katholische Priester und Ordensleute zu verleihen.“

Es entstand ein Volksaufuhr; Chur, wo damals der Bundestag, wurde umlagert und Planta floh zu den Katholiken im grauen Bunde. Diese lieferten ihn jedoch aus. Mit würdigem Schweigen ertrug Planta alle Schmach, die ihm nun angethan ward. Am 25. März 1572 wurde ein Strafgericht von dreißig Richtern eingesetzt und Planta nachdem man ihn grausam gefoltert, trotz aller Fürbitten Oestreichs und der Eidgenossen, durch Stimmenmehrheit zum Tode verurtheilt. Am 31. März 1572 wurde ihm der Kopf abgeschlagen. Ebenso wurden noch vierzig von seiner Parthei, ohne eines Verbrechens überwiesen zu sein, zum Theil mit Amtsentsetzung, bestraft. Allen aber legte man schwere Geldbußen auf und Conrad Planta, sein Sohn, wurde für ewig verbannt.

Im Jahre 1573 war abermals ein Strafgericht über Mehre von der spanischen Faction ausgebrochen, die man der Theilnahme an Plantas Umtrieben beschuldigt hatte, die Urtheile dieses Gerichts wurden aber in demselben Jahre wieder durch ein anderes Strafgericht zu Chur aufgehoben, das die Richter zur Verantwortung zog.

Solcher heillosen Anarchie endlich müde, stellten die drei Bünde am 6. Februar 1574 ein Grundgesetz auf, den Dreisieglerbrief (von den Vorstehern der drei Bünde gestiegelt), der den Rechtsgang über Verbrechen gegen die Freiheit des Landes bestimmte. Es gebot: „daß fürhin alle Streitigkeiten nicht mit Waffengewalt, sondern mit dem Rechte sollten beurtheilt werden. Nie soll das Volk aufstehen, als auf die Mahnung der Vorsteher der drei Bünde. Wer ein Verbrechen gegen das Land begangen, soll von der Obrigkeit, unter welcher er steht, gestraft werden, läßt es diese ermangeln von dem Bund, und endlich erst von den drei Bünden.“

Allein auch der „Dreisieglerbrief“ brachte keine dauernde Ruhe in's Land. Ebenso vergeblich war die im Jahre 1603 zu Chur erfolgte „Landesreforma.“ Denn jede politische und religiöse Bewegung fachte die Gluth wieder von Neuem an.

Mit dem siebzehnten Jahrhundert brach der mächtigste aller Partheikämpfe aus. Die Herrschaft über die Lombardei war bisher wechselseitig in Oestreichs und Frankreichs Hände gekommen; endlich behauptete sich Oestreich, obwohl nicht ungestört von den Franzosen. Für beide Mächte waren die bündnerischen Pässe wichtig. Der Freistaat öffnete sie Frankreich und sperrete sie für die Oestreicher; auch mit Venedig ging er durch Frankreichs Einfluß, ein Bündniß ein. Hierüber höchst aufgebracht begann

das österreichisch-spanische Haus neue Feindseligkeiten gegen Graubünden. Der spanische Statthalter in Mailand Graf von Fuentes baute im Jahre 1603 hart an der Grenze des Veltlins und der sumpfigen Fläche am Ausflusse der Adda die Festung Fuentes, zum Spotte das „Bündnerjoch“ genannt, und hemmte so allen Verkehr. Nun wütheten neue Strafgerichte gegen die Spanischgesinnten im Lande; am blutigsten war das Strafgericht zu Thufis, das von geistlichem Einflusse geheßt, den sechshundsechzigjährigen Erzpriester R u s c a aus S o n d r i o, einen eifrigen Verfechter der katholischen Kirche, und den greisen Z a m b e o unter den Händen der Folterknechte grausam sterben ließ.

In diese drangvolle wildbewegte Zeit fällt der Untergang des reichen Flecken Plurs in der Grafschaft Gläven, der am 4. September 1618 durch einen Bergsturz verschüttet ward, wie später das Dorf Goldau am Gnippenstock. Zweitausend vierhundert dreißig Menschen wurden unter den Trümmern des herabstürzenden Contoberges begraben; und nur zwölf Personen nebst drei Kindern konnten sich retten.

Auch der blutige Veltlinermord wurde damals verübt, eine That die der französischen Bartholomäusnacht würdig zur Seite steht. Die durch die Strafgerichte verjagten Anhänger der österreichisch-spanischen Parthei R u d o l f und P o m p e j u s P l a n t a sammelten, von Mailand unterstützt, Schicksalsgenossen und Gleichgesinnte im Veltlin um sich, das ohnehin gegen seine Bedrücker, die Bündner aufgebracht und auch der reformirten Religion abhold war. Mit einer wilden Rotte fielen die Plantas, am 19. Juli 1620 zu Tirano, Teglio, Sondrio und Marbegno über die Einwohner her, um die Protestanten mit Feuer und Schwert auszurotten, vier bis fünfhundert Reformirte wurden, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, zusammengemehelt.

Bald darauf, im Oktober des Jahres 1621 fiel der österreichische General B a l d i r o n in's Münsterthal, Unterengadin und Prättigau ein und der Herzog von Feria besetzte Gläven und plünderte im Bergellerthal. Die Dörflicher schalteten als Herrscher im Lande. Baldiron erlangte unbedingte Unterwerfung an der Spitze seiner räuberischen wilden Schaaren, die der Geist des damals wüthenden dreißigjährigen Krieges beselte. Mayenfeld und Chur wurden besetzt; der obere Bund hielt es mit den Dörflichen und der größte Theil des Gotteshausbundes war in des Feindes Gewalt, der am 15. Januar 1622 in der mailändischen Capitulation als Dictator Gesetze vorschrieb.

Da raffte sich das Volk wieder kräftigen Sinnes zusammen. Im

Prättigau standen die starken blondhaarigen Bewohner dieses Thales auf und griffen zu den Waffen. Angeführt von den tapferen Kriegsheuten Rudolf und Myffes von Salis, Peter Guler, Johann Tscharner, Thuring Enderli, Johann Jauch, Georg Jenatsch u. A. m., mit Morgensternen und Prügeln bewaffnet schlugen sie den Feind aus ihren Thälern hinaus, der wie der Historiker und Mitkämpfer jener Tage, Joseph Guler von Wynet sagt „ob der Prättigauer Löwenmuth dermassen erschrocken war, daß er sich in die Flucht begeben; welchem aber so nachgesetzt worden, daß man ihm, nachdem die Musketen abgeschossen, mit großen Prügeln die Oberwehr aus den Händen, und darauf auf den Kopf dermassen geschlagen, daß das Hirn aus dem Kopf gespritzt und sie auf die Erde gefallen. Und wiewohl sie durch Zauber und Teufelskunst vor Hauen, Stechen und Schießen sicher waren, hat doch ihr Meister, der Teufel, schändlich vergessen, daß er sie nicht auch diese Kunst gelehrt, wie ihnen die Prättigauische Prügelsuppe nichts schaden möge, an welcher selbigen Tages in die vierhundert erstickt und erwürget. Es sind auch an die zweihundert, so die Prügel nicht erwarten wollten, in den Rhein gesprungen und ertrunken.“

Dieser prättigauer Freiheitskampf gehört zu den schönsten und glorreichsten Episoden der Geschichte Graubündens. Die Luciensteig wurde erstürmt, Mayensfeld belagert, General Baldiron in Chur eingeschlossen und endlich zu einem schimpflichen Abzuge über Tiefenkasten gegen Gläven gezwungen. Hierauf setzte Rudolf von Salis dem Werke noch die Krone auf; er führte seine Schaaren gegen den abtrünnigen oberen Bund hin, ihn zur Entfagung der mailändischen Capitulation nöthigend, dann ließ er zwischen allen Gliedern des Freistaates den alten Bundesschwur wieder erneuern (am 17. Juni 1622).

Alle Heerbanner der Bündner stürzten nun über's Gebirg, um Unterengadin zu befreien und der fliehende Feind wurde bis tief in's Montafun und Tyrol hinein verfolgt. Bald drangen die Oestreicher und Spanier jedoch auf's Neue in den Freistaat ein; General Baldiron zog über Canova und Süß dem oberen Engadin zu und hauste unmenschlich. Kriegsgefangene ließ er hinrichten; Kinder und selbst schwangere Frauen wurden erschlagen. Das Engadin ging verloren; Rudolf von Salis versuchte die Landschaft Davos noch zu retten, allein die Uebermacht war zu groß.

Da zog sich die Schaar der Bündner in's Prättigau; sie stand unweit dem Dorfe Saas, auf dem Plage Raschnals, durch fünfhundert

Männer dieses Thales verstärkt, die fest entschlossen waren zu fechten und zu sterben. Am Mittage des 5. Septembers 1622 begann der Kampf. Die Prättigauer sprangen, schnell wie die Gamsen, von Fels zu Fels und ihre Morgensterne leuchteten vielen in eine andere Welt. Lange schwankte der Sieg, da umging der Feind die Hirten auf der Höhe und feuerte aus allen Büschen auf sie. Nach tapferer Gegenwehr zogen sie sich in die angrenzende Wiese Aquasana oberhalb Raschnals zurück. Der Feind folgte in gewaltigem Kugelregen. „Als nun der kleine Haufen wankte, viele wichen, erhoben sich dreißig Prättigauer, alle eines Sinnes, des Vaterlandes Freiheit und Ehre nicht zu überleben. Die Keulen geschwungen, stürzten sie mit gesenkten Häuption blindlings in die Menge des Feindes, sprengten dessen Reihen, stritten, sanken Mann um Mann, und starben umringt von Leichen.“ —

Zu spät zog als Schutz der Prättigauer ein Hülfscorps aus dem Schalfick; als es von den Bergen herab die Niederlage der Bündnerischen sah, kehrte es muthlos und betrübt wieder heim. Der Feind aber tobte nun noch verheerender durch das Land, bis die Eidgenossen bei dem Erzherzoge von Oestreich zu vermitteln suchten.

Es kam zu einem Friedensvertrage in Lindau am 30. September 1622, der dem besiegten Lande die härtesten Bedingungen auferlegte. Die acht Gerichte, das Unterengadin und Münsterthal wurden Oestreich gänzlich unterthan. Zu allem dem kam noch eine Seuche und von 1622 auf 1623 ein gräßlicher Hungerwinter. Endlich zogen die Franzosen aus altem Hass gegen das Haus Habsburg dem hart niedergedrückten Lande wieder zur Hilfe, befreiten es aus den Krallen des östreichischen Adlers und ließen die alten Grundgesetze des Freistaates beschwören. Im Jahre 1625 eroberten sie mit ihnen das Veltlin.

Bald ließen jedoch die Franzosen ihre Bundesgenossen nach gewohnter Manier wieder im Stich. Sie schlossen am 5. März 1626 heimlich einen Vertrag zu Monzone mit Spanien, wornach die Unterthanenländer zwar unter der Oberherrlichkeit Bündens und gegen einen jährlichen Tribut, doch mit Ausschluß der reformirten Kirche und unter selbstgewählten Vorstehern einen eigenen Staat für sich bilden sollten. Vergeblich protestirten die Bündner.

Kurz darauf rückten die Oestreicher mit 20,000 Mann zum Drittenmale ein und hausten nicht weniger schlimm im Lande, dazu kam eine abermalige Seuche, die gegen zwölftausend Menschen weggerafft haben soll. Die Franzosen gelobten neuen Beistand und der Herzog von Rohan

zog im Jahre 1631 mit einem Heere herbei, allein auch diesmal täuschten die Franzosen die Erwartungen der Bündner; sie eroberten das Veltlin, gaben es aber dem Freistaate nicht zurück, sondern fanden die Gelegenheit sehr willkommen, Oberitalien von dort aus im Schache halten zu können.

Im Jahre 1637 gelang es endlich dem schwer bedrängten Lande sich aus den Ungarnungen der fremden Mächte loszureißen, in deren Händel es sich mit so hartem Verluste thöricht eingemengt. Am 16. Februar des Jahres versammelten sich vierunddreißig der angesehensten Männer und Heerführer zu Chur im Hause des Bürgermeisters Georg Meier und verbanden sich zu Schuß und Truß für die Befreiung des Vaterlandes, durch den sogenannten Kettenbrief. Sie nannten sich selbst die Areopagiten und ketteten sich durch einen furchtbaren Eid, indem sie sich gegenseitig das Recht zugestanden den Meineidigen an Ehre und Leben zu strafen. Diese Rückkehr zum Urprinzipe der alten Bünde, zur Vereinigung aller Kräfte, hat den Freistaat gerettet. Der Geist des neuen Bundes zeigte sich bald in allen Handlungen. Dreitausend dreihundert Bündner standen schnell unter den Waffen: der Abzug der Franzosen wurde ertroßt; der Herzog von Rohan, der es übrigens persönlich gut mit dem Lande meinte und seinen Dank mitnahm, mußte capituliren und am 5. Mai 1637 das Land räumen.

Nun wuchs Graubünden wiederum an innerer Kraft, der Geist der alten Bünde war neu erwacht und hatte das ganze Staatswesen mit frischem Marke gefüllt. Die gewonnene Selbständigkeit wurde stärker als je zuvor befestigt. Zuerst durch eine Reihe von Verträgen mit dem Auslande, wie der ewige Friede mit Spanien am 3. September 1639 und vor allen der westphälische Friedensschluß, wodurch die volle Unabhängigkeit des Landes begründet ward und das letzte Band an Kaiser und Reich gelöst wurde. Zwischen Oestreich und Bünden wurden in jenem Friedensschlusse alle seit 1620 dem Freistaat aufgezwungenen Verträge und Zugeständnisse für todt und kraftlos erklärt; das Erzhaus behielt keine anderen Besitzungen mehr im Gebiete der drei Bünde, als einige Herrschaftsrechte in Rhäzüns, im Münsterthal und das Schloß Tarasp. So wurde Nätthien zum zweitenmale selbständig und frei und mit der durch ein unpartheiliches Gericht im Februar 1681 zu Chur entworfenen 1694 ergänzten Landesreform wurde das so unheilvolle siebzehnte Jahrhundert glücklich beschloffen.

Der bündnerische Freistaat war nun zwar aus dem tiefen Verderben gerettet, in welches die innere Zwietracht, die unvorsichtige Einmischung und Hingebung an fremde Politik ihn gebracht hatten. Allein aus den

alten Ursachen und Quellen alles Uebels entstanden bald wieder neue Spaltungen. Der engherzige Bundes- und Ortsgeist ließen den ächten republikanischen Sinn nicht aufkommen, die Einsetzung einer allgemeinen kräftigen Landesregierung war vergeblich, da Niemand ihre Gesetze hielt. Der abgesonderte Geist der Bezirke und Gemeinden, der harthörige und bornirte Kleinpatriotismus stemmte sich einer geistigen Einheit und Gesammtentwicklung mauerähnlich entgegen und begünstigte die ehrgeizigen Pläne Einzelner nach Gewinn und Ansehen in der Heimath, wie in den Herren, an den Höfen fremder Fürsten. So wurden stets wieder neue Factionen in's Leben gerufen und alle Angelegenheiten, sowohl des Landes als einzelner Gemeinden, kirchliche und politische von dem Partheigeiste aufgegriffen, wobei es meist nicht ohne Gewaltthaten ablief. Statt der Wehrhaftmachung des Volkes zu seiner eigenen Vertheidigung begann das Verkaufen in fremde Militärdienste nach Frankreich, Spanien, Holland, England, Sardinien, Oestreich, Neapel, Rom, Genua &c.

Viele Bündner wanderten auch nach Venedig und trieben dort das ehrsame Schusterhandwerk und andere Gewerbe, allein im Jahre 1766 verjagte der Senat der Lagunenstadt mehr als tausend Bündner aus seinem Gebiete, um sich an dem Freistaate für eine Beleidigung zu rächen, worauf denn eine große Zahl in andere Länder ging.

So verstrichen hundertfünfzig Jahre, bis der Sturm der französischen Revolution auch an dem Freistaat der drei Bünde gewaltig rüttelte. Vor allem wirkte der Ruf der Freiheit auf die Unterthanenländer Veltlin, Gläven und Bormio. Sie rissen sich im Juni 1797 los und wurden der cisalpinischen Republik einverleibt, welche Bonaparte in Italien gestiftet hatte. Obwohl die tieferblickenden Vaterlandsfreunde in diesem Schritte, der die Quelle aller inneren Zerrüttungen mit einem Male verstopfte, nur einen Gewinn für den rhätischen Freistaat sehen mochten, protestirte Bünden doch dagegen; allein vergebens. Selbst das ganze in jenen Landschaften vorgefundene Vermögen der graubündner Patrizier wurde von den Franzosen confiscirt. Auch im Jahre 1814 konnte Graubünden das Land nicht zurückerhalten, denn Oestreich weigerte sich, es herauszugeben; das schwache Bündnercorps, welches am 4. Mai 1814 Chiavenna besetzt hatte, mußte dem anrückenden östreichischen Heerhaufen weichen. Im Congresse zu Wien fielen jene Unterthanenländer dann auf immer Oestreich anheim; die Ansprüche der durch jene Confiscation beraubten Familien wurden in die Länge gezogen und zuletzt kam eine Abfindung zu Stand, wornach Oestreich vier Millionen Lire zahlte. Die schönen Länder

wurden dem lombardisch-venetianischen Königreiche einverleibt und Oestreich gehören mit denselben nun die Pässe, so daß es leicht ein Heer durch Graubünden an den Bodensee bringen und die ganze innere Schweiz besetzen kann. \*) —

Die alte Verfassung des ganzen Schweizerbundes wurde nun gestürzt und das Alpenland ohne Rücksicht auf die verschiedenen kleinen Staaten in eine einzige „helvetische Republik“ verschmolzen. Schon als die drei Bünde bei der Losreißung ihrer Unterthauenländer eine Gesandtschaft nach Mailand schickten, wurde den Abgeordneten der Wink erteilt, „die Anschließung des bündner'schen Freistaates an Cisalpinien könne demselben Profundität geben“, statt daß die Rede von einer Wiedererstattung jener Länder gewesen wäre. Eine andere Gesandtschaft, die in Paris für die Wiedererlangung der verlorenen Gebietestheile diplomatische Unterhandlungen anknüpfen sollte, wurde so lange hingehalten, bis der Schweiz durch Waffenmacht die neue französische Verfassung aufgedrungen worden war, dann wurden sie mit dem Vorschlage einer Anschließung Rhätians an die neue helvetische Republik heimgeschickt.

Die Vereinigung mit der helvetischen Republik wurde von dem damaligen Landtage vor der Hand abgelehnt. Ein großer Theil des Volkes war den Franzosen feind; eine Parthei wünschte jenen Anschluß, doch die andere hielt es mit den Oestreichern, welche an der Grenze standen, um die Franzosen zu bekriegen. Als sich daher ein blinder Lärm erhob, die Franzosen zögen herbei, diente dies den Häuptern der Oestreichischgesinnten als Vorwand, um im Oktober 1798 östreichische Truppen unter dem Generale Auffenberg in's Land zu rufen, die aus dem Boralberge durch den Engpaß des Luciensteiges kamen. Bald mußten jedoch die Oestreicher dem über die Steig siegreich in Graubünden einziehenden Generale Massena weichen und dieser setzte sogleich eine vorläufige Regierung ein, die ohne Weiteres mit dem helvetischen Directorium wegen der Einverleibung Graubündens in die helvetische Republik Unterhandlungen einging. Zwei helvetische Commissäre erschienen und am 31. April 1799 wurde die Vereinigung Graubündens mit der helvetischen Republik geschlossen.

\*) Wellington wird es besonders zugeschrieben, daß auf dem Congresse zu Wien die Landschaften Oestreich überlassen wurden, er erklärte zur Erhaltung des Weltfriedens sei es nöthig, die Alpenpässe in den Händen des starken Oestreich und nicht der schwachen leichtaufreisbaren Schweiz zu wissen. (Nachbemerkung: Im Winter 1847 geschrieben. —)

Uebrigens überschwebten damals bald die Oestreicher, bald die Franzosen das Land und jede Parthei verfolgte mit Hilfe der fremden Truppen die andere. Als die Oestreicher unter Aussenberg von den französischen Generalen aus Graubünden hinausgetrieben wurden und die Franzosen das Hochland von dem Fuße des Gotthard und Crispalt bis zu den Gränzen Deutschlands besetzten, sah das Volk der rauhen Bergthäler mit verbissenem Grimme die fremden Soldaten in seinen Hütten. Und so geschah ein Aufstand der Landleute im Oberland, der eine blutige Episode in der neuen Geschichte Graubündens bildet.

Mit Mühe hielt man nämlich die Wuth der wilden Bergesöhne zurück, bis ein allgemeiner Angriff der Oestreicher gegen die Franzosen erfolgen würde. \*) St. Julien, Obrist des österreichischen Regimentes Neugebauer, ließ endlich seine Vertrauten in Bünden benachrichtigen, der Angriff werde am 1. Mai 1799 geschehen. Er leitete auch in der That am genannten Tage den Angriff, von Balzers gegen St. Luziensteig; wurde aber zurückgeschlagen. Zu spät hörte man in den Winkeln des Gebirges von seiner Niederlage. Dort war schon zum Aufbruch, vom Luchmanier, Sirmadun und Crispalt her, der Landsturm mit Ungeduld gerüstet.

In Ciامت, dem letzten und höchsten Dörfchen des Tawetscherthales, stand das Volk zuerst auf. Bunt und abentheuerlich bewaffnet trat es zusammen, mit Kreuz und Fahne voran. Wie ein Waldstrom riß der Haufe von Dorf zu Dorf alles mit sich, was eine Waffe führen konnte. So gelangte er nach Sedrun, dem Hauptorte des wilden Hochthales, das mit seinen Viehweiden, Flachs- und Habersfeldern fünft- halbtausend Fuß über dem mittelländischen Meere liegt.

Hier befand sich als äußerster Posten auf dem Gebirge, ein französischer Offizier mit einer kleinen Abtheilung seiner Compagnie, die zwei Stunden weiter entfernt in Disentis am Bodderrheine lag. Er saß sorglos mit seinen Leuten beim Mittagmahle, als das Haus plötzlich umzingelt ward und man ihn aufforderte, sich gefangen zu geben. An Widerstand war hier nicht zu denken. Die Franzosen streckten ihre Waffen und wurden nach Disentis mitgeführt, wohin sich der tobende Haufe nun wälzte.

Als der Landsturm Nachmittags Disentis erreicht hatte, stand der französische Hauptmann hier schlagfertig. Die Unterhandlungen dauerten

\*) Siehe: Birkoffe „die klassischen Stellen der Schweiz“ 1. Bd. S. 45–47.

nicht lange. Einzelne Flintenschüsse und das wilde Gebrüll der Oberländer ließen die Anführer nicht zum Worte kommen und auf beiden Seiten wurden im Kampfe mehre getödtet und verwundet. Die Sturmglocken heulten überall von den Bergen herab und von allen Höfen sammelte sich das Volk immer mehr, bis die kleine französische Truppenabtheilung bei dem Anblick der immer drohender wachsenden Menge allen Widerstand aufgeben mußte. Sie wurde gefangen, entwaffnet und über Nacht in dem Rathhause bewacht.

Am andern Morgen sollten die gefangenen Franzosen in der Richtung gegen Chur weitergeführt werden. Kaum waren sie auf den freien Platz aus dem Rathhause hervorgetreten, als der Volkshaufe in ein wildes Geschrei ausbrach. Man wollte nichts mehr von einem gegebenen Ehrenworte wissen und von Schonung des Lebens; die Landleute am Fuße des Luckmanier, große baumstarke Männer von knochigem Körperbau und mit sonngebräuntem wetterhartem Antlitz schwingen drohend ihre Gewehre und Knittel. Einige der ehrwürdigsten Patres aus dem Kloster erschienen in dem Getümmel und suchten den rasenden Volkshaufen zur Menschlichkeit zu ermahnen. Der alte Dekan der Abtei, Basilius Voith, begleitet von dem Pater Domenico und dem Pfarrer von Sedrun, Vigilius Wenzlein, suchte die wilden Bergesöhne zu beschwichtigen; sie warfen sich gegen die eindringenden, schon zum Theil berauschten Bauern auf die Kniee nieder und baten für das Leben der Gefangenen. Einige der Landleute fühlten sich durch diese Bitten der Priester wohl gerührt und hießen, in sich gehend, den Zug der Soldaten und des Volks sich vorwärts bewegen. Andere aber schwingen ihre Waffen gegen die knieenden Priester.

Kaum war die verworren tobende Menge, die französischen Gefangenen in ihrer Mitte, einige Schritte außerhalb des Dorfes gekommen, als zwei oder drei Soldaten, die seitwärts von den andern gingen, Miene machten, ihr Heil in der Flucht zu suchen oder dieses Vorhabens wenigstens verdächtig schienen. Da erscholl plötzlich ein wüthes Geschrei, und Flintenschüsse krachten von allen Seiten. Alles stürzte mordsüchtig über die Gefangenen her. Sie wurden sämmtlich niedergemetzelt. Als die Leichname ausgeplündert waren, setzten die zum größten Theil betrunkenen Bergbewohner ihren Weg nach dem Dorfe Tavanosa fort, wo eine Brücke über den jungen Rhein führt.

Bei dieser Brücke sah man die Spuren eines blutigen Scharmüßels, das kurz vorher geliefert worden war. Der Landsturm, der von der Höhe

des Brigeller Thales und den Umgebungen des Glennerstromes herabgekommen war, hatte hier gleichfalls eine Compagnie französischer Grenadiere überrascht und umzingelt. Aber diese kleine Schaar hatte sich mit gefälltem Bajonette Bahn durch die wilden Schaaren gebrochen und Schritt um Schritt kämpfend, ihren Rückzug gegen Chur genommen.

Die vereinigten Landstürme des Oberlandes, die auf ihrem weiteren Zuge gleich Lawinen des Gebirges angewachsen waren, zogen nun ebenfalls gegen Chur. Dort wurden die zügel- und regellofen Banden indess bald überwältigt; einige Compagnien französischer Infanterie und Reiterei reichten hin, sie in der Nähe der Stadt und auf den Wiesen des Dorfes Ems auseinander zu sprengen. Ohne vielen Kampf wurden die flüchtenden Bauern zusammengehauen und Niemand hat die Zahl der Gebliebenen und Verwundeten angeben können. Noch viele Wochen später fand man in den nahen Bergen und Wäldern die Leichname der Landleute, die aus dem Gefechte entronnen und in der Einsamkeit hilflos gestorben waren.

Die Franzosen rächten sich in der Folge blutig für jene Ermordung ihrer Leute. Mehrere Compagnien zogen hinauf in die Gebirge des Oberlandes und in's Boderreheinthal. Disentis wurde besetzt; das Dorf und die alte Abtei geplündert; alles Geld und Gut geraubt, das Vieh mit fortgetrieben, hierauf das Kloster angesteckt und in Asche gelegt. Ein Theil des Dorfes ging mit in den Flammen auf. Bei diesem Brande sind viele werthvolle Alterthümer, ein reichhaltiges Mineralienkabinet, eine seit dem dritten und siebenten Jahrhundert angelegte Bücher- und Handschriften-Sammlung, sowie Beschreibungen der noch am wenigsten durchforschten Gebirgsgegenden Graubündens von Placidus a Specha weggekommen. Unter anderen unschätzbare Handschriften in romanischer Sprache und eine lateinische Uebersetzung der vier Evangelien, die der heilige Sigisbert mit aus Schottland gebracht haben soll. \*)

Als man dem französischen General Suchet, der zu Chur, in dem sogenannten alten Gebäu sein Hauptquartier hatte, eines Tages diese Härte vorwarf, zeigte er, ohne etwas zu erwiedern, eine Menge durchstochener und blutiger französischer Uniformen vor. Bei der Verfolgung

\*) Das Kloster ist im Laufe dieses Jahrhunderts neu aufgeführt und im Jahre 1832 die katholische Kantonschule dahin verlegt worden, welche 1842 indess wieder nach Chur übersiedelte. Der gegenwärtige Abt von Disentis, der siebenundsechzigste des Gotteshauses, ist Adelgott Waller von Nickenberg, im Jahre 1826 erwählt, ein alter Mann, der auf gelehrte Bildung keinen Anspruch macht.

der auseinandergesprenkten Landstürmler hatte man dieselben in einer katholischen Kirche des Oberlandes gefunden, wo sie, wie Messgewänder zur Schau aufhingen.

## VIII.

Die Mediationsacte von 1803 und ihre Folgen für das Land. — Rhätians Anschluß an die Eidgenossenschaft. — Die Verfassung des Kantons und seine Stellung zu der übrigen Schweiz. — Confessionelle Verhältnisse. — Eine Landammannswahl. — Die jetzigen Bustände. — Ein Blick auf die Zukunft Graubündens.

Als der Mann im Schlachtenmantel von Marengo auch die Zwietracht des Schweizerbundes mit starker Hand durch die Mediationsacte vom Jahr 1803 schlichtete, wurde die rhätische Republik in den Bund der neunzehn Kantone mit aufgenommen und so ihrem anarchischen Einzelleben entrissen. Die Mediationsacte bestätigte den Kanton in seinem jetzigen Umfange und bahnte nach jenen langen, verderblichen Kämpfen zuerst den Weg zu einer besseren staatlichen Ordnung. Sie schuf einen großen Rath von neun und sechszig Mitgliedern, einen kleinen Rath aus den alten Bundeshäuptern, sie rief einen Staatskörper in's Leben und setzte ein Appellationsgericht sowie ein Kantonsgericht ein, dadurch die Macht der einzelnen Gemeinden und Hochgerichte weislich beschränkend.

Damals bekam der Kanton auch zuerst eine ordentliche, geregelte Postverwaltung, sowie andere öffentliche Einrichtungen: eine Kantonschule, einen Schul- und Gesundheitsrath, eine Militärcommission. Im Jahre 1806 wurden die ersten Münzen geprägt. Kurz das innerlich zerrüttete und in uralten verrosteten Formen erstarrte Leben der bündnerischen Republik empfing einen „Entwicklungstrieb zur staatlichen Ausbildung.“

So sah die Schweiz überhaupt durch das Einschreiten jenes Mannes, dessen mächtige Hand, wie einst die des fränkischen Karl, überall im Spiele war, wo dem Fortschritte eine Bahn gebrochen wurde, einen elfjährigen Zustand des Friedens und staatsbürgerlicher Freiheit. Der Geist des Volkes und sein Wohlstand hat sich in dieser kurzen Spanne Zeit rascher und

kräftiger entfaltet, als zuvor in einem Jahrhunderte. Als aber die alte Monarchie über den Sohn der Republik gesiegt, wurde mit seinem Sturze auch die Mediationsacte zerrissen; das Alpenland sah sich neuen Kämpfen und Parteistürmen ausgesetzt und die ihrer Macht verlustig gewordenen Patricier-Familien suchten wieder die alten Sessel zu erobern.

Auch in Graubünden blieb die Reaction nicht aus. Eine österreichische Parthei stieß die Mediationsverfassung um und suchte die Losreißung von dem Schweizerbunde durchzusetzen; aber der Versuch mißlang.

Mit dem Bundesvertrage vom 7. August 1815 trat auch der ehemalige Freistaat der drei Bünde in Hohenrhätien als **Kanton Graubünden** in den Kreis der eidgenössischen Bundesglieder, wo er die fünfzehnte Stelle einnimmt. Seine Verfassung wurde jedoch erst im Jahre 1830 in dem eidgenössischen Archive niedergelegt, als es der Partei der Patrioten gelungen war, jene Reaction aus dem Felde zu schlagen, welche die alte Landesverfassung wiederherstellen wollte. Sie besteht bis jetzt noch unverändert so fort, denn die Umwälzungen, welche das Jahr 1830 in der Schweiz hervorrief, gingen spurlos an jenem Berglande vorüber\*), in dessen abgelegenen Thälern und Gebirgswinkeln die Zeit nur leise anpocht.

Die Verfassung des Landes ist im Ganzen noch ziemlich dieselbe, in welcher der Freistaat der drei Bünde vor der allgemeinen europäischen Staatenerschütterung Jahrhunderte lang bestanden. Es haben sich hier noch bis auf den heutigen Tag demokratische Einrichtungen der altgermanischen Vorzeit in einer schlichten Ursprünglichkeit erhalten, wie sie eben nur in solchen weltabgeschiedenen Hochgebirgsgegenden möglich ist, wo die Menschen so unbeweglich sind, wie ihre Alpen und Gletscher, fest an den herkömmlichen Satzungen der Altvordern haltend. Sie spüren die Mängel nicht, welche diesen alten Einrichtungen anhaften; sie fühlen in ihrem Naturleben und engumfriedeten Gemeindewesen, das mit allen Fasern ihres Seins verwachsen ist, kein Bedürfnis nach zeitgemäßen Neuerungen und sehnen sich keineswegs nach besseren Gesetzen, nach einem Staatshaushalte, der die Kräfte des ganzen Landes centralisirte. Niemand kann ihre alten Freiheiten antasten. Die Abgaben und Steuern sind sehr gering und so kümmern sich diese verschiedenen Volksstämme, dieser Romanier, Italiener und Deutsche, Protestanten und Katholiken, welche bunt durcheinander wohnen, wenig um das, was da draußen in der Welt vorgeht.

\*) Bei allen, in dem hohen Alpengebirge gelegenen Kantonen war dies der Fall. Auch Appenzell, Valais, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug haben nach jenem Reformjahr 1830 ihre herkömmlichen Staatseinrichtungen unverändert beibehalten.

Graubünden hat zwar fast immer die liberalen Richtungen der Schweiz unterstützt, allein lau genug ist die Theilnahme an den Kämpfen, welche die Eidgenossenschaft bewegen. Die Graubündner nehmen in ihrer Zurückgezogenheit durchaus kein unmittelbares Interesse an denselben. Selbst in Chur hörte ich nur den Zwiespalt der Eidgenossen beklagen. Mit Bedauern von den unglückseligen Friedensstörungen sprechend, betrachtete man die Verhältnisse von der Vogelperspective aus und die öffentliche Meinung in jenem verhängnißvollen Augenblicke, als die Tagsatzung zu Bern über die Sonderbundsfragen abstimmen sollte, war eine fast ganz indifferente, so daß der Reisende, der damals gerade von Zürich kam und dem noch die Ohren widerhallten, von den Zungengefechten im „Café litteraire“ und den politischen Raisonnements in allen Schenken, wo die Leute mit ihren Phrasen aus der „neuen Züri Zitig“ sich breit machten, sich in diese Gegensätze kaum zu finden wußte. Da waren weder politische Schreier, noch überfüllte Wirthshäuser und Alles ganz anders, als in der so aufgeregten inneren Schweiz.

Ebenso ist aber auch dieser mit Ausnahme Tessins wenigst betretene Kanton dem größten Theil der Schweizer selbst noch eine terra incognita. Derselbe weiß von den Zuständen Deutschlands und Frankreichs vielleicht mehr, als von diesem im Schooß der Gebirge vereinsamten Eidgenossen, die ihre eigene vierhundertjährige Geschichte gehabt. Nur durch dürftige Berichte in der „Churer Zeitung“ und durch das Erscheinen der Gesandtschaft auf der Tagsatzung, die dort romanisch reden darf, wenn sie will, erfährt er von ihnen. Verkehrsbezüge bestehen außer dem nicht unbedeutenden Expeditionshandel in Chur wenig oder gar keine. Auch ist von Industrie in jenen Gebirgsthälern keine Rede, die nur durch mühevoll zu übersteigende Paßstraßen mit der übrigen Welt verbunden sind, durch jene „Wolkenstege, wo das Maulthier im Nebel seinen Weg sucht.“ Macht ja die ganze geographische Lage Graubündens, seine Beziehungen mit der Eidgenossenschaft spärlicher, als mit dem den Kanton auf drei Seiten umgürtenden östreichischen Staate, in welchen sich vier Thäler und drei Gebirgspässe ausmünden.

So finden wir auch in Graubünden das gewiß auffallende Verhältniß, daß, während die ganze übrige Schweiz in offene Heerlager zerrissen ist, Katholiken und Protestanten sich feindlich gegenüberstehen, die beiden Religionspartheien äußerlich in ungestörter Ruhe neben einander wohnen. Bei seiner gemischten Bevölkerung von Bekennern der verschiedenen Religionsformen, mußte das Land in neuester Zeit den römischen Umtrieblern ein

willkommenes Feld sein, um Streitigkeiten anzuschüren und im Stillen festen Fuß zu fassen. Aber seit alten Zeiten hatte sich der Staat gegen die Einflüsse der Kirche gesichert. Das Bisthum Chur stand unter Schuß und Aufsicht des Gotteshausbundes und später wurde diese Aufsicht dem Staate übertragen. Demnach darf das Domkapitel ohne Vorwissen und Zuratheziehen des Staates keinen Bischof erwählen, die Wahl nur mit dessen Einwilligung vollziehen und blos einen Inländer ernennen, der dem Staate angenehm ist, wie auch Bischof und Kapitel verpflichtet sind, Rechenschaft abzulegen über die Verwaltung des Hochstiftes.

Im Jahre 1821 bestrebten sich die Ultramontanen, diese Oberaufsicht des Staates über die Kirche abzuschütteln, allein sie fanden entschiedenen Widerstand, und unter den Katholiken der höheren Stände, die, durch Reisen und längeren Aufenthalt im Auslande aufgeklärt, wenig geneigt sind, sich von dem römischen Priestergeiste beherrschen zu lassen, Gegner, welche die alten Rechte des Landes nicht antasten ließen. Der päpstliche Nuntius in Luzern suchte den Plan auszuführen, das Kantonalbisthum aufzuheben und St. Gallen mit Chur zu verbinden; der damalige Bischof Karl Rudolf bestrebte sich diesen Plan zu fördern, der durch eine päpstliche Bulle bestätigt wurde, worin das Kirchenoberhaupt über das Bisthum Chur verfügte. Allein der große Rath verwarf die Bulle des Papstes und erklärte mit Bestimmtheit, daß der Staat Graubünden, als Souverain, nichts von seinen Souveränitätsrechten aufgeben werde.

So stand die Sache in der Schwebe bis zum Tode des Bischofs im Jahr 1833, wo der Staat eine Commission, zur Verwaltung der Kirchengüter ernannte. Da machte der päpstliche Nuntius die Anzeige, daß der heil. Vater, als Haupt der Kirche, kraft seiner apostolischen Machtvollkommenheit, den Kapitelsvicar Bossi zum Bischof von Chur und St. Gallen ernannt habe. Das Domkapitel erkannte diese Ernennung an; der Bischof empfing in Einsiedeln vom Nuntius die Weihen und zog in seinem Palast zu Chur ein. Aber die Graubündner griffen zu energischen Maasregeln, um sich ihr altes Recht zu wahren. Mit Gewalt wurde der neue Bischof aus dem Palaste gewiesen, und der Staat verwaltete die Güter des Bisthums. Erst als im Jahre 1836 nachgegeben und das Doppelbisthum aufgehoben ward, bestätigte man den Vicar Bossi als Bischof von Chur.

Außerdem hat Graubünden bei der Majorität seiner protestantischen Bevölkerung nicht viel mehr von den römischen Intriguen zu fürchten. Gegen die um sich greifende Profelytenmacherei hat der große Rath im Jahre 1843 ein scharfes Gesetz erlassen; gemischte Ehen, welche einzusegnen

die katholischen Priester sich hartnäckig weigerten, werden von den protestantischen Pfarrern vollzogen und so erfreut sich das Land, besonders seitdem Vossi gestorben ist, eines ungestörten confessionellen Friedens. Bei den jüngsten Kämpfen in der Schweiz war Graubünden bekanntlich auf der Seite der Eidgenössischen; doch scheute man sich den katholischen Theil der Bevölkerung anzuhalten, mit gegen Lucern und die Urkantone zu ziehen. Im Lande selbst aber blieb Alles ruhig und in Frieden. \*)

Außer dem Umstande, daß die angesehensten Männer in Graubünden dem Ultramontanismus durchaus abhold sind, trägt aber auch hauptsächlich die selbstständige Gemeindevorfassung dazu bei, den Einfluß der römischen Priester nicht allzumächtig werden zu lassen. Dieses engbegrenzte Gemeindeleben und die ganze innere feste Gliederung desselben macht es eben unmöglich, daß sich überhaupt ein öffentlicher Geist entfalte, es schließt von den Strömungen der Zeit ab und setzt allen äußeren Einflüssen jene starre historische Zähigkeit entgegen, die vorzugsweise das politische Element Graubündens bildet.

Solche alt demokratische Verfassungen bringen es mit sich, daß die Leute sich ganz zwischen den festeingerammelten Pfählen ihrer Häuslichkeit abschließen, daß sie, sich als einen kleinen Souverain in ihrem Eigenthum fühlend, mit dem Britten sagen: „My house is my castle“ (mein Haus ist meine Burg), zunächst nur darum bekümmert, wie sie am besten ihren Besitz begründen, ihre Arbeit oder den Ertrag ihrer Heerden, Matten und Felder verwerthen, ohne Theilnahme für die Interessen der

\*) In Graubünden besteht das Verhältniß, daß die evangelischen Pfarrer, wie auch die Schulmeister von der Gemeinde abhängen und jährlich von dieser als ihrem Brodherrn im Amte bestätigt werden müssen. Gefällt der Majorität der Gemeinde ihr Pfarrer nicht mehr, so kann er ohne Angabe der Gründe sofort entlassen werden. Der Geistliche hat daher die Aufgabe, sich mit seiner Gemeinde immer gut zu stellen. Er ist von ihr von Jahr zu Jahr gemiethet, ein Uebereinkommen, das Aehnlichkeit mit den in Amerika bestehenden Verhältnissen hat und es den Gemeinden gänzlich anheimstellt, einen Priester, der ihnen nicht zusagt zu entfernen und einen Andern zu wählen. Daß übrigens diese ächt demokratische Wahlfreiheit nicht mißbraucht wird, geht schon daraus hervor, daß man trotz derselben nicht leicht einem Prediger kündigt. Die katholische Geistlichkeit steht dagegen nur unter ihren Kirchenobern; ihre Absetzung und Bestrafung hängt von denselben ab. — Die Besoldungen der Schullehrer sind hier so jämmerlich, wie in gewissen deutschen Staaten. Wenige haben ein Einkommen von mehr als hundert Gulden, viele wohl kaum die Hälfte. Von den evangelischen Pfarrern haben viele wohl kaum ein Jahreseinkommen von zweihundert Thalern, während die katholischen Geistlichen auch in dieser Hinsicht besser und fester stehen. Näheres hierüber siehe in „die Schweiz und ihre Zustände. Reiseerinnerungen von Theodor Mügge, III. Bd. (Hannover 1847).“

übrigen Welt, ohne das Bedürfniß einer einheitlichen Entwicklung des Staates zu kennen.

Selten ist ein Mann, der nicht Haus und Hof hätte; ein Stückchen des mütterlichen Bodens besitzt jeder und fühlt sich darauf souverain, das Grundeigenthum ist hier außerordentlich getheilt und dazu kommen noch die Gemeindegüter, an welchen einzelne Gemeinden so reich sind, daß alle ihre Bürger sich ernähren können. Denn der Besitzlose erhält ein Stück des Gemeindelandes auf Lebenszeit zur Nutznießung; so werden zum Beispiel in der Gemeinde Mayenfeld alle Abgaben aus dem Gemeindegut bestritten und trotzdem bleibt noch so viel übrig, daß den sämtlichen ärmeren Gliedern der Gemeinde Feld und Matten zur Benutzung überlassen werden können und sie aus dem gemeinsamen Gut ihren Lebensbedarf erhalten.

In Graubünden macht sich die Souveränität des Volkes in ihrer weitesten Ausdehnung geltend. „Mehrere in patriarchalischer Selbstständigkeit lebende Familien, wohnen entweder in einem Dorfe oder in den zerstreuten Hütten der Thäler und Berge als Nachbarschaft beisammen. Alle Genossen sind Gesetzgeber in ihrem Gemeinwesen: niemand hat sich sonst darein zu mischen. Sie ernennen ihre Vorsteher, Verwalter und Geschwornen oder „Giraus“ und deren Haupt, welches sie Dorfmeister oder romanisch „Curig“ heißen. Selbstherrlich auf dem heimathlichen Gebiete schattend, kann die Gemeinde mit hergebrachten Rechtsamen dem ganzen Bundesstaat widersprechen und widerstehen.“

„Oft bildet ein solches Dorf, oder eine einzelne Thalschaft, oder Nachbarschaft, eine Gemeinde, oder ein Gericht, das heißt schon einen eignen Freistaat. Dester noch sind mehrere Ortschaften zu solchen verbunden. Dieser kleine Staat hält seine eigne Landesgemeinde; sendet seine eignen Abgeordneten oder Stellvertreter zur Bundesversammlung ab, um in allgemeinen Staatsangelegenheiten mit zu sprechen, besitzt seine eigne Regierung von mehreren Rathsherrn und mit einem Amtmann oder „Mastrol“ an der Spitze; ebenso sein eignes Civilgericht, von welchem im Zehntgerichtenbunde nicht einmal eine Appellation an eine höhere Behörde stattfindet. Die Landsgemeinde ist der Souverain der kleinen Republik, jeder Bürger, der das vierzehnte oder fünfzehnte Jahr zurückgelegt hat, ist stimmfähig und mit dem zwanzigsten Jahre kann er zu allen Aemtern gewählt werden.“

„Vier, fünf, oft weniger dieser Republiken heißen ein Hochgericht, ohne Zweifel vom Hoheitsrecht ihrer gemeinsamen richterlichen Behörde,

nicht nur bei bürgerlichen Rechtshändeln als erste Instanz zu entscheiden (wie im Gotteshaus- und grauen Bund), sondern auch in Criminalfällen über Leben, Ehre, Freiheit und Gut des strafbaren Bürgers oder Fremdlings Urtheil zu fällen. Das Hochgericht ist ein in sich abgeschlossener Staat; mit anderen Hochgerichten des Bundes nur durch den ursprünglichen Bundesvertrag oder Bundesbrief im Zusammenhang; es hat, unabhängig und von den übrigen verschieden, seine Verfassung, Gesetzgebung und Regierung für sich. Das Haupt der Republik ist ein Landammann; der Souverain aber die Landsgemeinde. Der Landammann oder „Podesta“ ist der Repräsentant des Staates an Bundestagen; gewöhnlich Vorsteher der meisten oberen Behörden und zugleich Rathgeber, Friedensstifter, Vermittler in allen zwistigen Haushaltungen, die sich an ihn wenden wollen. Er ist also kein unwichtiger Mann; führt auch amtlich den vielsagenden Titel „Ihro Weisheit.“ \*)

Graubünden, das kleine Ländchen mit seinen hundertdreißig Quadratmeilen und 95,059 Seelen, besteht noch heutigen Tages aus 25 und einem halben solcher selbstherrlichen Freistaaten oder Hochgerichte, wovon 8 dem oberen oder grauen Bund, 7 dem Zehngerichtenbund angehören während der Gotteshausbund zehneinhalb solcher souverainen Unterabtheilungen zählt. Jedes dieser Hochgerichte bildet einen kleinen Staat im Staate und hat, wie gesagt, noch eigne Obrigkeiten, eine eigne Verfassung, die, wenn dreiviertel seiner Bürger für eine Reform stimmen, abgeändert werden kann, obwohl nichts geschehen darf, was wider die allgemeine Verfassung des Kantons wäre, ferner einen eignen Repräsentanten im Bunde. Und von diesen Hochgerichten erleiden wiederum einige die nämliche Unterabtheilung in Gerichte, ja eine jede Gemeinde hat ihren Landammann, ihre Präsidenten und Rätthe, weshalb es sicherlich auf keinem Fleck der Erde von gleicher Größe so viele titulirte Herren gibt als hier. Man denke sich was für ein buntes demokratisches Flickwerk, für eine Staaten-Olopatritia dies ist und in welcher Kindheit das politische Leben dieses Landes daher noch liegen muß!

Um unsern Lesern einen Begriff von der schlichten patriarchalischen Ursprünglichkeit dieser uralten Einrichtungen zu geben, wollen wir hier die Schilderung einer Landsgemeinde und Landammannswahl mittheilen, welche Dr. Ignaz Christian Schwarz in St. Gallen, der „Wanderbilder von den Quellen des Rheins bis zum

\*) Zschokke, die klassischen Stellen der Schweiz Bd. I. S. 39–40 ff.

Rheinfalle“ (Schaffhausen, Hurter 1843) herausgegeben hat, entwirft. Derselbe wohnte nämlich der Feier einer Landammannswahl zu Disentis bei und erzählt Folgendes:

„Der Ort ist eine eigens dazu bestimmte Wiese, einfach eingerichtet. In der Mitte ein runder Stock als Tribüne, welcher Platz für ein paar Personen darbietet; um dieselben herum ein, aus Pfählen und länglicht in dieselben gesteckten Stangen gebildetes Bierock, innerhalb dessen die obrigkeitlichen Personen sich befinden.“

„Die erste Feier begann gegen 10 Uhr Morgens am zweiten Pfingsttage nach dem Gottesdienst; das Volk hatte bereits in zahlreicher Menge die Wiese besetzt, als auf ein gegebenes Zeichen und mit Einwilligung desselben die Obrigkeit zum Kloster hinaufzog, dort den ehrwürdigen Abt (von Disentis) abzuholen, der, wie in Civil- und Standesfachen auch bei den Landsgemeinden des Hochgerichts Sitz und Stimme hat. Der Begleitungszug bewegte sich die Anhöhe wieder herab zur Landammannswiese in folgender Ordnung: voran ging ein Läufer in kurzen Hosen, mit rundem Hut und Rock im altfränkischen Schnitte, der zur Hälfte von rother und halb von grüner Farbe war; er trug einen Stab in der Hand. Ihm folgte ein Pfeifer und zwei Trommler in gleicher Tracht. Dann kam der Bundesweibel in einem langen Mantel von halb rother und grüner Farbe, das Schwert der Gerechtigkeit in der Hand. Ihm folgten der Abt und der bisherige Landammann in scharlachrothem Mantel und dann paarweise die übrigen Mitglieder der Obrigkeit. Beim Erscheinen des Prälaten fielen Alle, vor denen er vorüberging, auf die Knie, indem der Abt seinen geistlichen Segen erteilte.“

„Angelangt in dem oben erwähnten Bierock, hielt der Abt an's Volk eine Rede in romanischer Sprache, worin er es an seine Rechte und Pflichten erinnerte und aufforderte, den wichtigen Akt mit der gehörigen Ordnung, Ruhe und Gewissenhaftigkeit zu vollziehen. Hierauf betrat der bisherige Landammann die Tribüne, die Niederlegung seines Amtes erklärend, und für das ihm geschenkte Vertrauen dem Volke dankend. Nun begann die Wahl des Nachfolgers. Der Weibel bestieg die Tribüne, die Namen der Candidaten nennend, sammt den Geldsummen, die Jeder anbietet, worauf dann Einer nach dem Anderen seinen Vortrag dem Volke machte. Nach Abgang eines Jeden, forderte der Weibel das Volk auf, seine Zustimmung durch Händeaufheben und Acclamation auszudrücken.“

„Bei dem ersten Candidaten war dieser ~~Eier~~ noch nicht groß; desto lebhafter bei den beiden folgenden, so daß es zweifelhaft war, welcher

von ihnen eigentlich gemeint sei. Es entstand ein allgemeines Getöse und Gedränge, weshalb zur endlichen Entscheidung einer von der Obrigkeit den Vorschlag machte, den obersten Stock des Rathhauses zu besteigen, um von dort aus nach Gewissenhaftigkeit die Mehrheit der Hände zählen zu können. Es geschah, und sein erstatteter Bericht wurde mit allgemeinem Beifallsjubel begrüßt. Der neugewählte Landammann wurde sogleich auf die Tribüne gehoben, und mit dem Scharlachmantel bekleidet, worauf er dann der Obrigkeit sich anreichte.“

„Nun ward zur Wahl des Seckelmeisters und der übrigen Amtsglieder geschritten, was Alles viel ruhiger ablief. Nach Beendigung der Feier — sie dauerte bis zwei Uhr Nachmittags — ging der Zug, wie beim Anfange zum Kloster hinauf; dann wurde der neue Landammann unter Trommel- und Pfeifenklang, Flintenschüssen und lautem Geschrei der Knabenschaft, nach Hause begleitet, wo gewöhnlich eine reiche Mahlzeit das Ganze beendigt.“

Seit der Einverleibung Graubündens in die schweizerische Eidgenossenschaft, wird das Land mehr und mehr von einem anderen Geiste durchdrungen, so unentwickelt sein staatliches Leben auch noch sein mag und wie eingerostet es noch in jenen alten Formen ist, von welchen wir oben ein Bild zu geben versuchten. Seitdem das rhätische Land sich nicht mehr im politischen Verkehr mit den auswärtigen großen Mächten bewegt, der es in geldsüchtige Factionen spaltete und alles Unheil über seine Bewohner brachte, regt sich der Gewerbefleiß hie und da, es wird für die öffentlichen Anstalten des Kantons, für die großen Handelsstraßen gesorgt, welche Italien mit Deutschland verbinden und obwohl die uralte Conföderation der sechs und zwanzig freien Hochgerichte des Gebirges mit allen ihren besonderen Rechten und Freiheiten noch besteht, hat das labyrinthische Staatsgebäude doch schon einige Einfachheit gewonnen; es hat schon zeitgemäßere Umstellungen erlitten, die den Erfahrungen der menschlichen Gesellschaft seit jenen uralten Anfängen des Gemeindelebens mehr entsprechen. Der große Rath, aus Abgeordneten aller Hochgerichte berathschlagt zuvor über Gesetze und Staatsverträge, ehe sie zu den Gemeinden gelangen; er leitet die Verwaltungs- und Polizeiangelegenheiten des Kantons, entscheidet in den Streitigkeiten der einzelnen Gemeinden untereinander, er wacht über die Finanzen des Gesamtstaates. Auch der äußerst verworrene Justizgang, bei dem überall Bauern zu Gericht sitzen (Justiz und Polizei sind ganz in den Händen der einzelnen Gemeinden), bei dem neben vielen Gewohnheitsrechten

noch die Carolina gilt, ist vereinfacht durch die Einsetzung eines Oberappellationsgerichtes.

Seit Jahren bestrebt sich überhaupt eine Reformpartei die Einrichtung des Staatswesens zeitgemäß umzuwandeln und Graubünden befindet sich offenbar in einer Uebergangsperiode. Zwar stellen sich, wie der Beschreiber des Kantons Graubünden in dem „Gemälde der Schweiz“ sagt, heute noch keine große Ergebnisse, bei einem bloß oberflächlichen Hinblick vielleicht nicht einmal die Anzeichen dazu dar, und „es mag die völlige Entwicklung dessen, was kommen soll, vielleicht noch ein ganzes Jahrzehend und selbst weiter hinaus liegen. Immerhin aber hat sich schon dormalen im öffentlichen und im Privatleben gar Manches anders gestaltet oder anders zu gestalten begonnen.“

„Die neue Gestaltungen, denen dieses Ländchen entgegengeht, werden vielleicht kein öffentliches und kein Privatverhältniß ganz unberührt lassen. Solche Veränderungen möchten vielleicht zu allernächst dem finanziellen System des Staates bevorstehen. Diesen wird dann eine Reform der Staatsverfassung auf dem Fuße folgen, sofern nicht schon der Versuch zu jenen einzelnen Veränderungen und die Nothwendigkeit sich ihnen zu unterziehen, noch ehe man damit zu Stande gekommen ist, eine totale Umgestaltung bis in die untersten Fundamente des alten Gebäudes herbeiführt.“

„Allgemeiner, durchgreifender und vielseitiger, als kaum in einem anderen Volke aber, werden solche Umgestaltungen im Staatsleben hier auf die Zustände im Privatleben einwirken, denn die durchgängige enge Verflechtung des politischen Organismus des Staates und seiner Unterabtheilungen mit den persönlichen Verhältnissen des einzelnen Bürgers ist eine der nothwendigsten Folgen der rein demokratischen Form, und diese muß in Graubünden, vermöge der unendlichen Zerspaltung in abgesonderte Gemeinwesen in besonders hohem Maaße hervortreten.“—

## XI.

**Wanderlust der Graubündner. — Die Graubündner in den Heeren des Auslandes. — Die Buckerbäcker aus dem Engadin. — Lebensweise des Volkes.**

Ein eigenthümlicher charakteristischer Zug, den wir fast bei allen Hochgebirgsbewohnern finden, ist der abentheuernde, in die Fremde stre-

bende, und zugleich so industrielle oder vielmehr erwerbögierige Sinn. Der Hang hinauszuschweifen und in der Fremde das Glück zu suchen scheint allen diesen Bergesöhnen eingeimpft; er treibt sie fort aus ihren friedlich stillen entlegenen Thälern, um draußen Schätze und Erfahrungen einzusammeln. Wie in uns, die wir in der Ebene hausen, eine Sehnsucht nach den Bergen lebt, wo die Freiheit hoch über der kleinen Menschenwelt ihren ewigen krystallinen Thron hat, wo die Natur sich noch in ihrer jungfräulichen Schönheit und Hoheit zeigt und die Brust, reine Himmelsluft athmend, sich freier hebt, wie wir mit wanderlustigem Verlangen nach jenen blauen Höhenzügen blicken, die den Horizont begrenzen, so zieht es diese Leute mächtig, nach dem bunten bewegten Leben da drunten in der Welt, von dem nur selten ein Laut in ihre Einsamkeit dringt.

So finden wir auch bei dem vielgemischten Völkchen, das in den Bergen Graubündens wohnt, in diesem Lande, das so fern vom Geräusche der Welt liegt und wo die alte Stadt Chur der einzige Sammelplatz ist, jenen Drang, durch die Welt zu irren und sich Güter zu erjagen. Wir haben bereits erzählt, daß früher Tausende von Graubündnern nach Venedig wanderten um dort die Schusterei und andere Gewerbe zu treiben. Seit alten Zeiten war das Land der beste Werbeplatz für die ausländischen Heere; graubündensche Regimenter fochten überall und noch jetzt ist ein großer Theil der Schweizertruppen in Rom, Sicilien und Neapel aus diesem Gebirgslande. Noch jetzt stellt der Kanton in das dritte Schweizerregiment in Sicilien, das seinen ursprünglichen Namen von dem altberühmten Geschlechte der Salis hat, drei Compagnien und eine Anzahl Offiziere, in das päpstliche Fremdenregiment, gegenwärtig unter dem Befehl des Grafen von Salis-Zizers\*), sechs Compagnien und außerdem stehen nicht wenige Graubündner als Offiziere und Gemeine in verschiedenen ausländischen Heeren, wie der bekannte Salis-Soglio, der zuletzt seine Dienste der Sonderbundspartei widmete und Generalissimus der sonderbündischen Truppen war, früher unter Napoleon bei Hanau mitfocht und in Belgien gegen die Holländer kämpfte. Uebrigens sind diese auswärtigen Militärdienste, durch welche einst dem Lande ansehnliche Summen zufließen von geringer Bedeutung gegen früher.

Namentlich kommt der nicht deutsche Theil der Bevölkerung oft weit

\*) Auch der Dichter Hans Gaudenz von Salis war Offizier in einem französischen Schweizerregimente.

in der Welt herum. Im Engadin, dem schönen Thale des Inn, verpachten die Leute ihre Alpentriften an bergomaskische Schäfer und lassen die Wiesen von tyroler Schnittern abmähen, die oft in Haufen von zweitausend in's Thal kommen und täglich drei bis vier Zwanziger nebst der Kost verdienen. Sie selbst aber wandern zum größten Theil in jungen Jahren aus; ihre Sprache macht ihnen das Erlernen aller dem Lateinischen verwandten Zungen leichter und während die nachbarlichen Tyroler „Buas“ mit Glanzhandschuhen und Teppichen feilschend auf allen Messen und Märkten zu finden sind oder in den Concertsälen und Wirthshäusern ihre frischen Naturweisen für's Geld verjodeln, backen diese gewandten und emsigen Nachkommen der alten Eugaiier für alle Welt Pasteten und Kuchen.

Aus dem Engadin kommen fast alle jene Schweizerconditors, Zuckerbäcker, Kaffeewirthe, Likör- und Chokoladefabrikanten, welche man in ganz Europa und selbst jenseits des Oceans, in der neuen Welt findet. Wie diese eigenthümliche Industrie zuerst aufkam, weiß man nicht, aber sie besteht schon seit Jahrhunderten. Viele Engadiner haben sich ansehnliche Reichthümer erbacken; die Hauptquellen des Wohlstands, der in dem Thale herrscht, fließen aus der Conditorküche. Die Meisten kehren dann am Abend ihres Lebens wieder in ihr stilles enges Thal zurück, um die erworbenen Güter in ihren Heimathsalpen zu genießen, angesehen und geehrt bei ihren Nachbarn, wo sie in die Staatsämter gewählt werden und sich mit den Verfeinerungen des städtischen Lebens umgeben, die sie in Neapel und Peterburg, in London, Paris, Wien, Berlin und Newyork angenommen haben \*)

Solchen reichgewordenen Zuckerbäckern gehören die schönen stattlichen Häuser, welche man in den einsamsten Dörfern dieses Erdwinkels findet und die in ihrer Bauart oft daran erinnern, daß der Geschmack ihrer Besitzer sich beim Aufthürmen einer Pastete gebildet hat, es ist der Stolz eines engadiner Pastetenbäckers sich in seinem Heimathsthale ein prächtiges Haus bauen zu lassen, alles recht luxuriös und stattlich herzustellen und dann entweder auf ein Paar Wochen hinzureisen oder den Rest seines Lebens darin behaglich zu beschließen. So gehört das ansehnlichste Haus in dem Dorfe Sils im Bergellerthale einem in der Spreestadt reich gewordenen Zuckerbäcker, Namens Josty, der, aus Davos gebürtig, sich hierher zurückzog und ansiedelte. Viele solcher Conditorspaläste stehen

\*) Gewöhnlich sind zwei, drei und mehre Familien zu Compagniegeschäften vereint, die in verschiedenen Städten ihre Bäckereien errichten und durch jene große Betriebsamkeit, welche merkwürdigerweise so vielen Bergvölkchen eigen ist, fast Alle reich werden.

oft ganz leer, weil ihre Herren noch mit der weißen Schürze hinter dem Kuchentisch in irgend einer Hauptstadt hanthieren. Die Zurückgekommenen haben sich dagegen den Firnis eines großstädtischen Lebens angeeignet und sprechen oft deutsch, französisch, italienisch, englisch, spanisch, portugiesisch und polnisch geläufiger als die ladinische Mundart ihrer Heimath.

Anderer Graubündner leben als Seidenhändler, Krämer, Banquiers, u. s. w. Jahre lang in fremden Landen. Ueberhaupt trifft man hier wie in Tyrol und der übrigen Schweiz, viele gereifte Leute und außer der Verschiedenheit in Sprache, Religionsform, Gesittung und Abkunft trägt gewiß der Aufenthalt so vieler Graubündner als Miethsoldaten in Neapel und Rom, auch wohl als Studenten auf deutschen Hochschulen nicht wenig zu der Vielsfarbigkeit und dem anziehenden Gemisch des Charakters bei.

Der übrige Theil der Graubündner denkt nicht daran, hinaus in die Welt zu wandern. Er haust still in seinen großartigen Bergen und führt jenes patriarchalische, träumerisch einsame Gemeindeleben in seinem Hochlande, unter dem die Strömungen der Zeit unbemerkt vorüberrauschen. Ein Volk von alten Sitten, in dem nach Johannes von Müllers Worten „Liebe der Freiheit lebt“, fern und fremd allen Bewegungen der Gegenwart, lebt und stirbt es in der Einsamkeit seiner Berge. Alpenwirthschaft, Viehzucht, Landbau und Jagd machen die Beschäftigung des Mannes aus. Er treibt seine Heerden auf die Alpenmatten, bestellt in den milden Thälern das Feld und leistet auf den großen Heerstraßen, die durch das Land führen, auf der Splügen, Julier- und Bernhardinstraße den Reisenden Vorspann.

Im Rheinwalde und den wilden Felsketten jagt man den Bär, den Fuchs und die Gemse, die sich noch vorzugsweise in Graubünden aufhält. Jung und Alt tummelt sich hier auf der Jagd. Besonders geht man auf die Bären aus; in den schweizerischen Blättern wird nicht selten von auffallenden Zügen der Unerfrodenheit und Kühnheit berichtet, welche diese Leute in den Kämpfen mit der Sippschaft des wilden Peß an den Tag legen, wie sie ihr Leben daran wagen die starken Feinde zu bezwingen und dann mit der Beute im Triumph heimziehen. Gewöhnlich wird dann das Fell des Thieres zur Schau ausgestellt oder ausgestopft herumgetragen; eine Lappe des Bären bekommt gewöhnlich der regierende Landammann als Ehrentribut, das Fleisch aber wird vom Jäger selbst gegessen oder verkauft. „Ich erinnere mich“, erzählt Dr. Schwarz in seinen bereits erwähnten „Wanderbildern“, noch mit einem gewissen schaudervollen Ge-

fühle des Auftritts, wo ein solcher Bärenjäger mir seine geschundene Beute zeigte, mit einem wahren Heißhunger in das speckigte Fleisch derselben schnitt, dabei in beiden Augen und im übersprudelnden Munde die Begierde zeigte, womit er den künftigen Braten verzehren wollte. Ein andermal wurde mir solches Fleisch selbst als Delikatesse zum Genusse angeboten, was ich aber, keinen Appetit dazu fühlend, mit ironischem Danke abschlug.“

## X.

## Die Gemsjagd in den rhätischen Alpen. — Volksfagen aus Graubünden.

Die Gemsen sind in Graubünden noch ziemlich häufig und wie in dem Kanton St. Gallen und Tyrol wird hier große Jagd auf diese Thiere gemacht, um einige Bluzger kann man in Chur daher nicht selten die schönsten Gemshörner kaufen. Diese Jagd ist ein zu interessanter Gegenstand, als daß wir nicht etwas länger dabei verweilen sollten. Die Gefahren, welche den Gemsjäger auf seinen gewagten Zügen über Klippen und Gletscher, am Rande der furchtbarsten Abgründe bedrohen, sind bekannt. Tag und Nacht klettern diese Leute oft an den Felsen und auf den Gletschern umher. Manchmal geschieht es, daß der Jäger sein Wild an einen schmalen, steilen Ort treibt, wo es weder rückwärts noch vorwärts mehr kann. Dann wirft sich die Gemse nicht selten auf ihren Verfolger, der dann keinen anderen Ausweg zur Rettung hat, als sich zu ducken oder niederzuwerfen und das verzweifelte Thier über seinen Körper hinwegsetzen zu lassen. Eher stürzt sich die Gemse zu Tod, als daß sie sich ergibt.

Vielen Gemsjägern kündigt sich der Tod durch ein besonderes Zeichen an, welches sie das Gesicht nennen. „Ich hab's gesehen“ sagt der Mann und kehrt in seine Hütte zurück, trifft in der Stille die letzten ernstesten Anordnungen und steigt dann wieder in die Schneeregionen hinauf. Es liegt etwas Fatalistisches in diesem Glauben.

Gewöhnlich zeigt sich der Tod in der Weise an, wie er den Gemsjäger heimsucht. Bald sieht er sich von steilem Abhange herabstürzen, bald in langsamer furchtbarer Todesqual mit verzerrtem Antlitz auf einem einsamen Fleck ringen, bald thut er, unfähig so langsam zu sterben, den Sprung in die Tiefe. Anderen erscheint der Vater und winkt mit ihm

hinüber in jenes unbekannte Land zu kommen. So zeigte sich einst einem leidenschaftlichen Gemsjäger, auf unzugänglicher Felswand ein ungeheurer Gemsbock, der auf seinen Hörnern den zerfetzten Leichnam des Jägers trug. Acht Tage darauf fand ihn sein Sohn in einem schauerlichen Tobel mit zerschmetterten Gliedern. Neben ihm lag ein angeschossener, gleichfalls zerschmetterter Gemsbock.

Die, welche in Gletscherspalten versinken, sehen zuweilen plötzlich eines der Eisfelder vor ihren Augen in die Tiefe stürzen, oder hören entsetzliche Klagelaute heraufdringen. Viele Gemsjäger überrascht der Tod unvorbereitet, viele sterben aber auch ruhig daheim. Der berühmteste und leidenschaftlichste Jäger, von dem man in den rhätischen Alpen seit langer Zeit gehört, Marchett Colani, auf dem Bernina in Ober-Engadin, wo er sieben- bis achttausend Fuß über dem Meere ein Wirthshaus hielt, starb im hohen Alter in seinem Bett, wie er sagte, ungerne, weil das nicht der Tod eines Gemsjägers sei. Er hatte zwei und zwanzig tausend und sieben Gemsen geschossen und eine verhältnismäßige Zahl von Bären und Luchsen. Wie Titus einst „diem perdidit“, sagte er in seiner ladinischen Mundart: „eng n'hai perdü un di“, wenn er ohne Beute von der Jagd heimkehrte. Uebrigens war dies ein feltener Fall denn er fehlte fast nie sein Ziel, und nur war ihm das Glück zuweilen nicht hold. Bis in sein hohes Alter behielt er ein äußerst scharfes Auge, was um so mehr zu verwundern ist, da er fast beständig in der Schneeregion lebte.

Die Leidenschaft der Gemsjagd, welche durch das Lockende, das Abenteuerliche und Gefahrvolle dieser Jagd erklärbar ist, kennt meist keine Grenzen. Es geht daher eine Volksfage in Graubünden, daß wenn die Jäger von dem Blut des erlegten Thieres getrunken, ein dunkler mächtiger Zug sie nun nicht mehr ruhen und rasten ließe und immer wieder nach den Höhen hinauftreibe, bis sie ihren Tod gefunden hätten \*). Graubündner, Alfons von Flugi, hat in seinen bereits früher erwähnten „Volksfagen aus Graubünden“ diese Sage behandelt. Wir theilen sie unsern Lesern daher am besten in dem Rahmen seines Gedichtes hier mit.

\*) Wenn ein Jäger eine Gemse geschossen und aufgefunden hat, dann kniet er auf das zukende verendende Thier nieder, sticht ihm mit seinem Messer die Halsader auf und saugt das frische, warme Blut der Gemse ein. Das soll die Adern mit neuem Muthe füllen, die Sehnen stärken und ihn kräftig machen zur Jagd.

## Der Gamsse Blut.

Durch des Berges blaue Lüfte  
Gellt ein Pfeifen schrill und klar,  
Ueber Felsen, über Klüfte  
Setzt der Gamsen leichte Schaar;  
Eine nur bei ihren Jungen  
Hält die Mutterlieb zurück  
Und der Jäger kommt gesprungen  
Fasst sein Ziel mit sicherem Blick.

Aus des Rohres dunklem Rachen  
Zucken rothe Blitze jach,  
Dumppfä rollt des Schlundes Strachen  
Tausendfaches Echo nach;  
Und die Alte ist gesunken  
Und der Jäger, freudevoll,  
Hat das warme Blut getrunken  
Das ihr aus der Wunde quoll.

Denn wie heiß das Herzblut rinne  
Dünkt's dem Jäger noch so gut  
Stählt und stärkt seine Sinne,  
Facht ihn an zu heller Gluth:  
Und wie mehr er davon sauge  
Desto glüber lodert er,  
Desto freier schaut sein Auge  
Auf die Gletscher rings umher.

Doch wenn er zum finsternen Thale  
Heimgelohret, ist die Ruh'  
Ihm dahin; vom Bett, vom Mahle  
Treibt es ihn den Höhen zu;  
Weichen muß er heißem Drange,  
Folgen blutig dunkeln Zug,  
Jagt auf Klippen Jahre lange,  
Ist ihm doch noch nie genug. —

Lehzend einer Gamsse Sprunge  
Folgt er heute, sonder Wank;  
Und es ist dasselbe Junge  
Dessen Mutter Blut er trank,  
Das ihn jetzt mit Rachesinnen  
Locket von dem sicheren Pfad,  
Locket auf die höchsten Binnen,  
Zu des Berges steilstem Grat.

Jetzt ist er nah'; nach vorne  
Beuget er sich, legt schon an —  
Sieh' da springt in grimmem Zorne  
Schnell die Gams' auf ihn heran;  
Oben durch des Berges Lüfte  
Hell des Jägers Rothruf gellt,  
Unten in der Felsen Klüfte  
Liegen beide schon zerschelt.

Sonst ist das Graubündner Land an Sagen nicht sehr reich. Die Wunder und großartigen Naturereignisse in diesen Gebirgen und Thälern mußten zunächst der kindlichen schlichten Phantasie des Volkes Nahrung geben und so drehen sich auch hier, wie in den meisten schweizerischen Hochgebirgsländern fast alle Sagen, um jene furchtbaren Ereignisse in den Regionen des ewigen Schnees, um Bergstürze und Lawinen. Da erzählt man sich, daß einst wohlhabende Dörfer und blühende Alpenmatten dort oben waren, wo nun Alles zu Eis erstarrt, daß der Himmel reiche böse Sennen, die den Armen von sich gewiesen, habgierige Bauern gestraft und eine Lawine über sie geschickt habe, die sie unter ihren Besizthümern begrub.

So geht eine Sage von dem Urdensee, der in der wildromantischen Berggegend zwischen dem Weiß- und Rothhorn ruht. Vor alten Zeiten, als nur hie und da ein Gotteshaus für die Gläubigen stand, zogen nämlich die Bewohner des Dörfchens Grosa bei diesem See vorüber, auf einsamem Fußsteige über Alpen und Heuberge nach dem entle-

genen Kirchlein von Obervaß. Wenn im Winter hoher Schnee die Gebirge deckte, entbehrten sie des geistlichen Trostes und sollen dann auch ihre Todten im Schnee verscharrt haben, um bei der Wiederkehr des Frühlings unter feierlichem Geleite die wieder ausgegrabenen Leichen nach Obervaß in geweihte Erde zu bringen.

Wo aber jetzt des Sees Spiegel glänzt, waren damals saftige grüne Wiesen und in einer Hütte wirthschaftete ein roher, wilder und geiziger Senn. Zu diesem kam einst ein altes und schwaches Mütterlein von Crosa, das mit zitternden Schritten zum letztenmale nach dem fernen Gotteshause wallfahrten wollte, um dort ihre Rechnung mit der Welt abzuschließen, und bat um einen Trunk Milch. Der Senne fuhr die von Durst und Müdigkeit erschöpfte Greisin mit Scheltworten und Drohungen hart an, dann melkte er seine rothe Kuh, warf heimlich Magen (Säure) in das Milchgefäß und reichte ihr mit verbissenem Hohnlachen diesen Trank.

Die Alte hatte ihren Weg kaum wieder angetreten, als sie von grimmen Schmerzen befallen wurde und unter schrecklichen Zuckungen den Geist aufgab. Vorher aber rief sie noch in ihrem Todeskampfe die Rache des Himmels über den Bösewicht herab. Da erdröhnte die Erde ringsum im ganzen Gebirge, in fürchterlichem Krachen gähnte weitauf ein ungeheurer Abgrund, Weiden, Hütten und Heerden wurden mit dem gottlosen Sennen hinabgerissen in die Tiefe und trübes Wasser erfüllte den Abgrund. Das ist der Urdensee; je im siebenten Jahre, wenn im Brachmonat die Tage am längsten sind, da werden die Wasser des Sees ungewöhnlich wild und brüllen aus der Tiefe in furchtbaren Wallungen auf; dann sieht man den verwünschten Senn mitten auf dem tobenden, gischenden See seine rothe Kuh melken und hat er dies Geschäft vollbracht, so ringt er dreimal die Hände gen Himmel und fährt mit schaurig klagendem Gewimmer in die Tiefe hinab. Dann rast der See noch schrecklicher auf, und ein dumpfes Tosen rollt durch Gebirg und Thal. —

Die meisten übrigen Sagen Graubündens knüpfen sich an die Zerstörung der vielen Burgen im Lande, als der Aufruhr seine blutrothe Fahne schwang, und in dem Zorngericht einer Stunde die stolzen Mauern vernichtet wurden, welche Jahrhunderte lang fest und stark mit Hohn in die bezwungenen Thäler hinablickten. So hört der Wanderer Nachts bei dem Dorfe Fideris im Prättigau, auf einer Wiese, die rings von dunkeln Wäldern umstarrt ist und wo seit Menschengedenken ein einsames Haus öde und verlassen steht, bald fern, bald nah ein klägliches Stöhnen und Wimmern; das ist die im ganzen Thale bekannte Jungfrau von

Schaanen, die ihm bisweilen selbst in den Weg tritt und ihm die Geschichte von den Trümmern der väterlichen Burg Strahlegg und dem Untergange ihres Geschlechtes verkündet. Besonders romanisch klingt die Sage von der Zerstörung der Burg Hohenrhealta am Eingange der via mala, auf welche wir noch zurückkommen werden.

Wie im Norden Deutschlands, in Norwegen, Dänemark, und Schweden die Kobolde oder „Pucks“, angetroffen werden, winzige Geschöpfe mit kleinen spitzigen Mützen oder Tarnkappen auf dem Haupt, und einer langen grünen oder grauen Zwillichjacke, die sich als Berageister neckend, schadenfroh oder hilfreich in den Bergwerken und Erzgruben zeigen und in den Felsenspalten hausen, so leben auch noch in Graubünden, besonders im Prättigau, gar manche Erzählungen von einem seltsamen und wunderbaren Berg- und Zwergvölklein.

Wir finden das liebe Zwergvölklein des Nordens hier unter dem Namen der „wilden Leuth“, „wilden Menschen“, „Kühler“ und „Gaisler“ oder „Waldfänken“ wieder. Während sie dort als kleine Bergleute emsig beschäftigt sind, kostbares Edelgestein und Metallschätze auszugraben oder des Nachts, wenn die Menschen schlafen, hervorkommen und ihre schwere Feldarbeit verrichten, so zeigen sie sich hier als kleine Hirten, leisten den Sennen treuliche Dienste und wissen viele geheime Künste, welche den Heerden Segen bringen. Hoch im Gebirge wie in fruchtbaren Alpen knüpfen sich an Höhlen und Steinblöcke, an Hütten und Waldbäche Erinnerungen und Sagen von diesen Männchen. Besonders scheinen sich dieselben aber die einsamen Alpthäler in der Gegend von Furna und oberhalb Jenaz, die Thäler Davo, Berneza und Benine zum Aufenthalte gewählt zu haben.

Ein solches wildes Menschen hütete mehrere Sommer nacheinander die Kühe der Gemeinde zu Conters ohne dafür einen Lohn anzunehmen. Eines Sommers wurden die Bewohner des Dorfes einig, ihn durch ein schönes Kleid für seine Mühe zu belohnen und legten dasselbe an die Stelle, wo er jeden Morgen die Heerde zu erwarten pflegte. Dem wilden Hirtenmännchen schien das Geschenk zu behagen; nach langem Hin- und Herwechseln und Probiren wurde das neue Kleid angezogen. Aber mit demselben kam auch die Eitelkeit über den kleinen Bergmann; voll Bewunderung über sein schmuckes Aussehen hüpfte er johlend und singend bergauf, warf seinen Hirtenstab hoch in die Luft von sich und rief:

„Was wet au so na Weideman  
Meh mit der Kühen z'weibela gan.“

Unter solchem Gejauchze verschwand er im Walde und Niemand sah ihn wieder; aber die Kühe gaben von da an nicht mehr so viel Milch, als zur Zeit, da das wilde Hirtenmännlein sie hütete.

Eines andern wilden Bergmännchens wußten die Bursche in dem Dorfe Conterz sich durch List zu bemächtigen. Von zwei Wassertrögen vor dem Dorfe füllten sie den einen mit Schnaps, den anderen mit rothem Wein. Das arme Männchen hielt sich an das weiße, wie es meinte unschuldige Getränk und wurde, als es davon endlich berauscht und seiner Sinne nicht mehr mächtig war, gefangen und gebunden. Durch List war es gefangen, durch List machte es sich auch wieder frei. Es versprach den Burschen, die ihn oft um seine höheren Kräfte und Künste befragten, einen Rath mitzutheilen, der ihnen durch's ganze Leben wohl bekommen sollte, wenn sie ihn nur erst frei ließen. Dies geschah und der Befreite ertheilte den Neugierigen folgenden Rath: „By hübschem Wätter nãmät dãn Tschopen (Tasche) mit ni, bym laidãn haid är d' Wahl“ sprach's und entfloß schnell wie ein Gams über Stock und Stein zum Wald und wurde seitdem nicht wieder gesehen.

Außerdem verdienen noch Erwähnung die Sagen vom Nebelmännlein auf der Stuzalp und von der Baretto-Balma mit ihren ehemaligen Bewohnern. Auf der Stuzalp sehen nämlich die Hirten, wenn es im Sommer schlechtes Wetter geben soll, ein steinaltes Männchen in altverschollener Tracht, mit breitrandigem Hute. Das war während seines Lebens ein ungetreuer Hirte; mit bekanntem Ruf sucht er nun die weidenden Kühe zu locken und ihnen aus seiner Tasche Salz zu geben. Aber sein Lockruf bleibt unbeachtet und das Nebelmännlein muß seit Jahrhunderten immer wiederkehren, bis einmal die Heerde seiner Stimme folgen wird und er das begangene Unrecht gut machen kann. —

Wo sich das Berinnathal rechts in das Fremdvereina und links in das Berenela- oder Bernela-Thal scheidet, wölbt sich die Wand eines einzeln stehenden, ungeheuren Felsstückes zu einer geräumigen Höhle, unter dem Namen Baretto-Balma bekannt. Etwa sieben Fuß hoch, nicht sonderlich tief aber von ziemlichem Umfange, ist sie immer so rein wie ausgeblasen. — In dieser Höhle wohnte vor langer uralter Zeit viele Jahre hindurch ein italienischer Edelmann Alfonso di Baretto, der sich mit seinen jungen Töchtern Berena und Silvretta vor den Nachstellungen der Feinde aus dem Vaterland geflüchtet hatte. Die drei Flüchtlinge kamen öfters in Berührung mit den Hirten und Landleuten der umliegenden Dörfer; diese erkannten zwar in dem alten bald einen Zauberer.

gewannen jedoch seine schönen Töchter sehr lieb. Als Baretto in hohem Alter starb trugen seine Töchter den Leichnam in die Höhle und streuten Blumen und Berggras über ihn, aber kein Mensch hat je eine Spur des Grabes oder des Leichnams daselbst gefunden.

Die verwaisten Jungfrauen trennten sich nun. Silvretta wollte die schöne geliebte Heimath jenseits der Berge wieder aufsuchen. Die Gegend, durch welche sie ihren Weg genommen, heißt seitdem nach ihr Silvretta und der ganze Gebirgsstock bewahrt unter den Landleuten das Andenken an die fremde Bergjungfrau. Verena stieg nach dem Abschiede von der Schwester auf eine hohe Felskuppe und schaute hinab auf das Thal der Landquart. Vor ihr lagen die Dörfer Saas, Conters, Küblis, Lucein, Buchen und Zenas; Fideris aber war hinter dem Rücken eines Berges verdeckt. Denen nun, welche sie erblicken konnte, rief sie zu: „Lebe wohl, du glückliches Volk, in deinen Dörfern, dir schenke ich diese Thäler mit ihren Blumen und Weiden!“ Seitdem sind die Bauern der genannten Dörfer im Besiz der Alpen von Fremd-Vereina; Fideris hat jedoch keinen Theil daran. Von den beiden Jungfrauen hat man nie wieder etwas vernommen; aber ihre Namen leben fort in den Alpenthälern Vereina und Silvretta.

## XI.

Ein Blick auf die Bußländer der Graubündner im Allgemeinen. —  
 Verschiedenheit des Volkscharakters. — Allgemeine Grundzüge. —  
 Trachten. — Die alten Geschlechter im Lande.

Sollen wir nach diesen allgemeinen Andeutungen nun noch ein Bild von den Sitten und Bewohnern des Landes überhaupt geben, so gestehen wir, daß dies bei dem bunten Gemisch der verschiedenartigsten Elemente, die sich in dieser merkwürdigen Heimath unseres Stromes zusammenfinden, eine überaus schwierige, über den Zweck dieser Blätter hinausgehende Aufgabe ist. Stämme von den entgegengesetztesten Länderstrichen haben in dem weiten Netze des rhätischen Gebirges das Ziel ihrer Heeres- und Völkerzüge gefunden und sich in dieser Grenzmark des italienischen und deutschen Landes niedergelassen. Mögen auch die aus dem Dunkel der Urzeit bis auf uns gelangten Kunden von den ersten Ansiedelungen im Lande nebelverhüllt und verworren genug sein, so steht doch immer fest, daß die verschiedensten Völker sich hier begegneten.

Einzelne Celftenftämme, die im Sturm der Kriege und Völkerverwanderungen unvertilgt geblieben find; Nachkömmlinge der Allemanneu, Flüchtlinge aus dem Tufkerlande, Zurückgebliebene von den Römerheeren, Schwäbifche Coloniften aus fpäterer Zeit, fehen wir nebeneinander wohnend und wenn durch das gemeinfame Zufammenleben anderwärts die urfprünglichen Züge verfchiedener Stämme fich verwifchten und ein allgemeines Gepräge angenommen haben, fo ftellten fich hier alle erdenkbaren Hemmniffe entgegen durch die oft unüberfteiglichen Scheidewände zwifchen den einzelnen Thälchaften, durch die ftarre Fefthaltung alten Herkommens durch das Vereinzelnungssystem der ganzen Landesverfaßung.

Wie in ihrer Herkunft find die Graubündner auch ungleich in ihrem äußeren Wefen und in ihren Sitten. Nur wenige Züge laffen fich daher als allgemein bezeichnend andeuten. —

Charakteriftifch bei dem Volke in Graubünden, felbft auf der Nordfeite der Alpen, ift vor Allem der warme Anflug eines füdlicheren Charakters, der uns hier fogleich auffällt. Man trifft zwar im vorderen Rheinthal, in einzelnen Thälern die von den Walfern, den deutichen Coloniften, bewohnt find, blonde, hochkräftige und ftämmig-breite Gefalten, kerndeutiche Figuren. Aber im Allgemeinen merkt doch der Reifende, fobald er nur nach Chur kömmt, daß er fich hier auf der Schwelle Italiens befindet und mit trunkenem Vorgefühl ahnt er die Nähe des geliebten und gelobten Landes.

Die brünetten Tinten fallen fogleich auf. Die Leute mit ihren braunen Gefichtern, fchwarzen, meift kraufen Haares, mit ihren dunkeln Augen, von buschigten Braunen ftark überfchattet, und fcharf markirten Zügen, an die feft und frei herausgefchnittenen malerifchen Köpfe der Italiener erinnernd, fehen ganz anders aus, als die fchweizer Bauern. Braun von Augen und Gefalt tritt Einem der Landmann entgegen, wenn er im dunklen Sonntagstaate zu Chur erfcheint. Unter den Landmädchen find felbft den Blondinen, die fonnenwarmen Farben des brünetten Charakters eigen.

Namentlich hinter Chur, im Domleſchgerthale, in Thufis haben die Bauern mit ihren fpizigen Hüten und Schoofjacken ſchon etwas ganz Italienifches; mit der füdlicheren Natur beginnt hier auch der füdlichere Charakter in der Bevölkerung, wie denn die Leute in den italienifchen Thälern des Kantons, jenseits der Berge, mit Leib und Seele Italiener find. Am nördlichen Fuße des San Bernardino dagegen, im wilden Rhein-

waldthale, durch das der junge Hinterrhein bricht, ist das Volk wiederum echt deutsch in Aussehen und Manieren.

Die größten und muskelftärksten Männer hat das Oberhalbsteiner Thal; einen besonders kräftig schönen Menschenschlag findet man auch im Thal der Landquart, dem tristenreichen gesegneten Prättigau, im Bergellerthale und in den Thälern des Vorderrheins dem sogenannten Oberlande, während der unansehnlichste Schlag wohl der ist, welcher im Hauptthale des Rheins abwärts von Thusis wohnt.

Der Körperbau ist natürlich in Folge des oft so großen klimatischen Wechsels gar verschieden. Im Allgemeinen sind die Graubündner aber ein Menschenschlag mittlerer Größe, mehr klein als hochgewachsen, doch breitschultrig.

Unter dem schönen Geschlecht findet man weniger liebliche Gebirgsrosen, als in anderen Revieren des Alpenlandes. Einen unangenehmen Eindruck macht bei den meisten weiblichen Gestalten der höheren Gebirgsgegenden die schwerfällige, oft vorwärts gebückte Haltung, woran das Tragen schwerer Lasten auf Kopf und Nacken, namentlich der großen Heubürden Schuld ist.

Ueberhaupt hat das Wesen der Graubündner im Allgemeinen etwas Schwerfälliges; eine gewisse Bedrücktheit glaubte ich bei dem Volke fast überall wahrzunehmen. Die schweigsame, düstre Stille, welche über dem ganzen Lande lagert, das engumfriedete Leben in der Bergeinsamkeit und in ihrem uralten Gemeinwesen, hat diesen Leuten seinen Stempel aufgeprägt, welche nur flüchtig und vorüberfahrend von dem Leben der Außenwelt berührt werden, das in den Postwagen die Thäler durchweilt. Sie sind nicht so raffinirt, auch nicht so bäurischbreit und grobkantig als die übrigen Schweizer, und eine patriarchalische Herzensbiederkeit berührt den Reisenden wohlthuend. So traf ich auf meiner Wanderung von Chur nach dem Splügenpasse unter den Zechern in den verschiedenen Schenken an der Heerstraße eine manierliche wohlgezogene Art, eine gutmüthige, menschenfreundliche Höflichkeit, die von dem Wesen der Landleute in der Schweiz gar vortheilhaft abstach.

Einst mag das Leben auch hier viel reicher, farbiger und malerischer gewesen sein. Sind ja doch die Landestrachten, welche sich noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erhielten, nun fast gänzlich ausgestorben; besonders bei dem schönen Geschlecht; an die Stelle der alten kleidsamen Trachten, tritt mehr und mehr der städtische Schnitt. Im Unterengadin tragen die Weiber noch scharlachrothe Röcke, Aermel mit schwarzem Leibstück, rothe Strümpfe und „Stöcklischuhe“ mit hohen Absätzen, wie sie früher

auch um Chur herum üblich gewesen; aber selbst diese Tracht stirbt immer mehr aus und die silbernen Nadeln, welche einst anmuthig durch das aufgeflochtene Haar gesteckt wurden, sowie anderer Kopfsuß sind einer einfacheren und neueren Mode gewichen, mit Ausnahme des bei den katholischen Weibern noch vorkommenden Glitters im Haare.

Eine eigenthümliche Landestracht, wie wir sie in den schweizerischen Bergkantonen finden, wo die bunte und malerische Kleidung der Buben und Dirnen so lustig in's Auge fällt, hat Graubünden übrigens nie besessen oder sie ist doch frühzeitig verloren gegangen. Daran ist vor Allem Schuld das Auswandern der Graubündner nach fremden Ländern, aus welchen sie entweder die soldatische Haltung und Tracht oder eine, keinem Land und keinem Stand eigens angehörige mitgebracht haben. Dann hat aber auch die rein demokratische Verfassung Alles nivellirt und verflacht; diese Verfassung welche Jeden, der zwanzig Jahre zählt, befähigt, nicht allein unter den Vorsehern seiner Gemeinde oder seines Bezirkes, sondern selbst im Rathe der obersten Behörden des Landes zu sitzen. Die Landleute scheuen sich in ihrem bäurischen Stolz neben ihren Collegen aus dem Herrenstande durch ihre Bauertracht allzusehr abzustechen; sie fürchten eine Zurücksetzung erfahren zu müssen; sie wollen es den Anderen in aller Weise gleichthun. Deshalb gehen die Bauern in einer Art von Halbherrentracht; besonders in früheren Zeiten, wo man noch „Einen Gott und Einen Noth“ hatte, trugen sie sich fast immer ganz schwarz, um sich in dem äußeren Ansehen ja nichts von ihrem guten Rechte zu vergeben, das sie allen Herren im Lande gleichstellt und zur Berufung in obrigkeitliche Würden gleich befugt.

Im Allgemeinen tragen die Graubündner fast immer dunkle, graue oder schwarze Farben; die saubere, helle Zierlichkeit der Leute in den schweizer Urkantonen, im Appenzellerlande, in Uri, Unterwalden u. s. f. sucht man hier fast durchgehends vergeblich und die Gestalten dieser Bergesöhne haben oft etwas so Ernstdüsteres, als ihre ernstesten grauen Berge selbst.

Nicht minder fehlt auch bei den meisten Graubündnern die Frische, die gelenke muntere Behendigkeit, die in den Bewohnern anderer Hochländer sprudelt. Das Volk schaut gerne nach den rothangestrichenen Daten im Kalender, an welchen man es mitunter bei helllichem Tage auf seinen grünen Hügeln schlummern sieht. Solch träges Blut verräth sich auch bei den Tänzen der Landleute in den einzelnen Thälern. Es ist genugsam bekannt, welch' kräftig frisches und fröhliches Leben in den Tänzen ihrer Nachbarn, der Tyroler schnalzt und athmet. Da ist alles Leben, alles

Bewegung; ein Stampfen, Drehen, Luftspringen sondergleichen. Bei den Tänzen in dem Bündner „Oberlande“ geht es aber keineswegs so hell und hoch her. Die Leute sind wohl lustig; es fehlt nicht an Geschrei und Gesausche; aber das Ganze dreht sich doch in einer gewissen schwerblütigen Einförmigkeit hin, wie auf einer schwäbischen Kirchweih. Den Tänzerinnen gebriecht vor Allem das Leichte und Malerische, was sonst die Gebirgsmägdelein so reizend macht.

In den äußersten Thälern gegen Tyrol, Veltlin und Tessin hat das Landvolk schon mehr die malerischen Trachten und Sitten mit seinen Grenznachbarn gemein. Ueberhaupt sind alle neueren Einrichtungen und Kulturentwicklungen vorzugsweise nur bei der deutschen Bevölkerung des Landes bemerkbar. Die romanischen und ladinischen Graubündner, sowie auch die Deutschredenden in den abgeschiedenen Winkeln des Gebirges leben noch ganz in alter ureinfacher Weise und sind durchaus nicht modernisirt. Die gewöhnlichsten Handwerke selbst werden hier kaum betrieben; von umherstreichenden schweizerischen, deutschen oder welschen Krämern kauft man, was eben für Haus und Heerd unentbehrlich; italienischer Schmutz und italienische Sorglosigkeit zeigen sich schon. In einigen Thälern haben die meisten Häuser gar keinen Anstrich; oft keine Fensterscheiben. Vermliche schwarze Steinhütten. So namentlich im Valle di misocco\*).

Einen eignen Contrast bildet es, sieht man mitten unter diesen rohen bethlemitischen Hütten ein großes städtisches Herrenhaus sich erheben, von drei bis vier Stockwerken, mit stattlichen Außenseiten und oft mit einem Balkon. Im ganzen Lande gibt es wohl kein Thal, ja keine größere Dorfschaft, in der nicht eine Familie von besserer Erziehung wohnte. Man trifft in den Häusern dieser Familien städtische Sitten und einen feinern Ton, so gut wie bei unserem Landadel, und wie bei diesem, haben sich auch gar manche Formen aus der lieben Roccocozeit erhalten.

Es sind meist ältere oder jüngere Geschlechter, die sich bereicherten durch auswärtige Kriegsdienste in Frankreich, in Spanien und Italien oder durch Aemter in den Unterthanenprovinzen. Sie schickten dann ihre Söhne

\*) Eine ganz eigne und merkwürdige Einrichtung besteht in der Gemeinde Mutten. Die Einwohnerschaft dieser Gemeinde besitzt nämlich zwei Dörfer, das Eine am unteren Berggelände für den Winter; ein anderes nahe am Bergscheitel, das nur während der Sommerzeit bewohnt wird. Näheres über die Bauart der Häuser in Graubünden siehe: „Der Kanton Graubünden u.“ in dem „Gemälde der Schweiz.“

auf Reisen, ließen sie in ausländischen Instituten erziehen oder Universitäten besuchen und sicherten sich einen gewissen politischen Einfluß zu.

Solche Familien genießen jedoch durchaus keine bürgerlichen Vorrechte; sie stehen vielleicht selbst manchem ihrer dörflichen Nachbarn an Größe des Vermögens nach. Denn ziemlich selten sind die reichen Leute in Graubünden. Die alte Aristokratie der Freiherren und Ritter, welche einst das Patriziat bildeten, ist größtentheils heruntergekommen, zumal seit das Eldorado der alten Geschlechter, das Veltlin und die übrigen Unterthanenländer verloren gingen, und auch die Meisten ihr dortiges Vermögen einbüßen mußten\*). Wohl leben die altberühmten Namen noch fort und die Glocke in dem Dorfe Promontogeo, bei dem Schlosse Castelmur wird noch nach wie vor nur bei dem Tode eines Gliedes der Salis'schen Familie gezogen. Allein die alte Herrlichkeit hat ein Ende genommen; auch der Dienst in den Heeren des Auslandes hört jetzt immer mehr auf und der Adel besitzt nun fast nichts weiter als seine Namen und seine Ahnen, deren Burgen längst zerbröckelt sind und von welchen wir mit dem Dichter sagen können:

„Ihre Gebeine sind zerstoßen  
Ihre guten Schwerter von Rost umwoben  
Ihre Seelen, will's Gott, bei den Heiligen droben.“

## XII.

Die Rosflaschlucht und die Vereinigung des Aoner-Rheins mit dem Hinterrheine. — Das Schamser Thal. — Altes Seebecken. — Charakter des Chales. — Die Särenburg. — Das Dorf Andeer. — Eine Reiseerinnerung. —

Faßt man zusammen, was in den vorhergehenden Abschnitten nur flüchtig und skizzenhaft angedeutet werden konnte, so sieht man wohl, wie reich der Stoff ist, um ein umfassendes Bild dieses so überaus interessanten und merkwürdigen Landes aufzustellen, wie Vieles hier noch zu sagen wäre! In der That, wenn ich nochmals in die Schweiz kommen sollte, so würde

\*) Bei der neulichen Erhebung der Lombarden gegen ihre fremden Unterdrücker (1848) kam es auf der eidgenössischen Tagesagung in Bern zur Sprache, ob nicht der Zeitpunkt für die Schweiz gekommen sei, diese ihr geraubten Länder zurückzuverlangen.

ich vor Allem die rhätischen Gebirgsgegenden durchstreifen, über welchen zum Theil noch ein tiefes, undurchforschtes Dunkel liegt, weil eben die meisten Reisenden nur auf den Poststraßen über die Alpen ziehen, ohne einen Blick in diese Thäler zu werfen.

Wir würden unsere Leser gerne zu einer Wanderung in das Labyrinth der einzelnen Gebirgswinkel von „alt fry Rhätien“ auffordern und sie in das schöne Thal des Inn, in die Landschaft Misocco mit ihrer südlichen Natur und den herrlichen Ruinen des alten Schlosses Misox, an den von Sagen umflüsterten Urdensee, an die Burgtrümmer von Belfort und in die Klosterkirche zu Churwalden mit dem Grabmale des tapferen Donatus von Baz führen — allein nur allzusehr sind wir schon von unserem eigentlichen, vorgeschriebenen Wege abgekommen. Wir kehren deshalb wieder zu dem jungen Hinterrheine zurück, den wir an den äußersten Grenzmarken Deutschlands und Italiens hinter dem Dorfe Splügen verlassen haben (Siehe den dritten Abschnitt, Seite 17 bis 21), um dem Laufe unseres Stromes weiter zu folgen, der uns nun, aus seiner Gletscherheimath immer mehr zu den Tiefländern hinabsteigend, durch eine Reihe von sogenannten Stufenthälern, der Länge nach durch das Bündner Land führt.

Das schmale Rheinwaldthal, oben bereits näher geschildert, das höchste Terrassenthal unseres Stromes, sobald er aus dem Kranz der Adulagebirge hervorbricht, ist mit dem mittleren Stufenthale im Flußgebiete des Hinterrheins, mit der Landschaft Schams, durch einen engen, wilden, dunkeln Schlund verbunden.

Diese Fessenschlucht heißt **die Rosfla**. Sie ist ungefähr eine halbe Stunde lang und im Jahre 1470, zugleich mit der via Mala, zu einer Straße gebahnt worden. Ihre düstere romantische Wildheit mag bei dem Reisenden, der aus dem sonnigen Italien herüberkommt, einen überraschenden Eindruck hervorbringen, zumal die Thalenge nur wenig gekannt und berühmt. Sie bereitet ihn auf den Eindruck der via Mala vor, durch welche ihn sein Weg bald darauf führt und mit der man die Rosfla- oder Rosflenschlucht schon hat vergleichen wollen; auch wird sie häufig die innere via Mala genannt.

„Mit stäubenden Flügelsohlen,  
Vom schwindelnden Felsendach,  
Den Bruder einzuholen“

stürzt sich der junge Hinterrhein herab. Mit einem gewaltigen Sprunge schäumt er in die dunkle enge Schlucht, wo sich eine kühne Bogenbrücke über ihn schwingt, 4140 Fuß über dem Meere, die Rosflabrücke genannt,

über welche ehemals die Straße nach dem jenseitigen Ufer ging, die aber jetzt fast unbenutzt steht. — Die Landstraße führt von der Hochlandschaft des Rheinwaldes durch wilde, zerrissene Felsbänge, zwischen düsteren Tannenwipfeln hin, unter welchen sich der tosende Strom in schluchtenartige Tiefe, oft ganz unsichtbar, von Sturz zu Sturz hinabkämpft, bis zu dieser Brücke. Hier braust von Süden, aus dem rauhen Ferrerathale hervor, in dem die bedeutendsten Bergwerke Graubündens — auf Eisenerz — sich befinden\*), das Averser Landwasser oder der Awner-Rhein (Rhein heißt nämlich im Romanischen ein fließendes Bergwasser) dem Strome zu, gleichfalls mit einer prachtvollen Cascade. Dieser Punkt ist ebenso wildmalerisch als interessant.

Der Awner-Rhein stürzt sich dreitausendzweihundertzwanzig Fuß über dem Meer aus dem Seitenthale herab, an Wassermasse nicht geringer als der Hinterrhein. Von der Höhe des Rheinwaldthales kommt der letztere; von der linken Seite her der Awnerstrom. Gischend und stäubend rauschen die beiden Gletschersöhne auf einander los; mit wildem Zorne brechen sie sich knirschend an den vorspringenden Rippen der alten Felsen und spritzen weithin ihren thauigen silber-perlenden Schaum in das zerklüftete Gestein. Es scheint, als wolle der Awner-Rhein den Bruder zurückhalten und ihm den Vorrang ablaufen, allein der Andere umschlingt ihn ungestüm und reißt ihn mit sich fort, an den alten finsterklagenden Tannen vorüber, über neue Schwellen und Felsblöcke, durch die niederen Thäler, dem Meere zu. Die vereinten Wellen tummeln und jagen sich wild dahin und das alte Gestein, welches dem Wogendrange troßt, scheint schon bedeutend ausgehöhlt zu sein. Oft soll der Wasserstaub der schäumenden Fluthen mehre Klafter hoch emporsteigen. Dazu ist das Thal selbst so beschränkt, daß die Berge fast ganz das Firmament verdecken und dunkle Tannen, die auf beiden Seiten, sowie am oberen Rande der Schlucht sich hinziehen, umrahmen das ganze Bild gar malerisch.

Als ich an der Roslabrücke vorüberkam, spiegelte sich die Sonne mit glänzend zitternden Regenbogenfarben auf den überschlagenden tosenden Wellen und obschon ich kurz vorher die via Mala durchzogen, machte die zau-

\*) Der große Reichtum von Eisenerz soll dem Thale seinen Namen gegeben haben und Ferrera von Ferrum (Eisen) kommen. Schon seit dem Jahre 1482 sollen hier die Erzlagen ausgebeutet worden sein; gegenwärtig werden die Bergwerke in Ferrera von einer lombardischen Gesellschaft Rosales und Comp. nach bergmännischer Methode betrieben. Berühmt sind auch die trefflichen Forellen von Ferrera. Am Fianell im Ferrerathale wird ein schöner weißer Marmor gebrochen.

bervolle Scenerie doch einen überraschenden Eindruck, der natürlich um so stärker war, als ich vorher fast Nichts von dieser Schlucht gehört.—

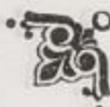
Sobald man das Felsenthor der Kofla durchschritten hat, öffnet sich plötzlich

#### das Schamser Thal

und breitet sich grün und schön vor Einem aus. Das Schamserthal — vallis sexanciensis, auch sexannium' oder Schons — ist, wie bereits angedeutet das mittlere Stufenthal im Flußgebiete des Hinterrheins; es bildet den Uebergang von den Alpenwildnissen des Bal Rhein oder Rheinwaldes zu dem sonnigen Domleschg. Seinen Namen soll es von den sechs Bächen haben, die von den Bergen rechts und links herabfallen.—

Wie mit einem Zauberschlage sehen wir uns hier auf einmal in einer ganz anderen Welt. Keine Felsen verdecken mehr, drohend emporsteigend die Himmelsbläue; die Berge ziehen sich zu beiden Seiten in sanfterer Abdachung hin; der Rhein fließt in ruhigerem bedächtigerem Schritte durch grüne Matten und an sauberen Wohnungen vorüber, die in dem Thale freundlich umhergestreut sind und von den Höhen herab blicken trauernd einzelne Burgen, deren stolze einst weithinerglänzende Zinnen nun zahnlos und zerfallen sind.

Von Thusis bis zur Grenze des Rheinwaldes zieht sich das Schamser-Gebiet vier und eine halbe Stunde von Norden nach Süden; der eigentliche bewohnte Thalkessel ist jedoch kaum zwei Stunden lang. Es ist ein ovales Becken, das vor alten Zeiten ein Seebecken gebildet haben muß, wie denn überhaupt alle diese aneinanderhängenden Stufenthäler des Hinterrheingebietes einst Seen gewesen scheinen. Die ganze kesselförmige Gestalt, die engen Felsenzugänge von Norden und Süden aus, die es einzig mit der übrigen Welt verbinden, die sandigen Anhöhen, die ausgespülten Felsenhöhlen und die Spuren eines uralten Weges über die nahen Berge, welche man noch findet, zeigen bei dem schamser Thale deutlich, daß es einst ein großer Bergsee war, bevor der Strom sich mit Macht den Weg gebrochen und das Seebecken in ein weidenreiches Thal verwandelte. Der Reisende, der von der Südseite her durch die Kofflasklucht aus dem Rheinwalde kommt, sieht nirgends einen Ausweg in mildere Gegenden bis ihn mit Einem Male die ganze Landschaft Schams mit ihren Matten, Heubergen und Dörfern überrascht. Ebenso breitet sich vor dem Nordwärtskommenden erst wenn er den Schlund der via mala verlassen hat, jenseits der dritten Rheinbrücke, das freundliche Thal aus. Bevor die



Felsenstraße durch die via mala gebrochen war, führten nur hohe Bergwege am Gehänge des Piß Beverin in die Landschaft Schams. \*)

Der Thalboden nicht selten von dem Rheine arg verheert, liegt dreitausend Fuß über dem Meer; er ist reich an Aeckern, Wiesen und Wald. Namentlich sind die schamser Forellen berühmt. Die Bewohner des Thales, etwas über zweitausend Seelen, sprechen romanisch und sind Reformirte. Sie leben vom Landbau, in elf größeren und kleineren Dörfern zerstreut, die mit dem Rheinwalde das siebente Hochgericht des oberen Bundes ausmachen.

Nicht weit von der Mündung der Roslaschlucht schaut auf einem öden steilen Felsen aus dunkelm Waldgrunde die Ruine der

#### B ä r e n b u r g

hervor, welche die Bauern Anno 1451 zerstörten. Ehedem der Schlüssel eines der wichtigsten Alpenpässe hatte sie ein eignes Geschlecht; noch 1277 kommt ein „Bartholomäus de Berenburg“ vor. Nach einer Ueberlieferung im rheinwalder Archive hätten die Bärenburgs aus dem Lande weichen müssen. Nachher fiel das Schloß als bischöfliches Lehen den Grafen von Werdenberg-Sargans anheim, die es mit der jenseits tiefer unten liegenden Burg Jardün oder La Turr bei Donat durch ihre Castellane verwalten ließen. Die Bedrückungen dieser Bögte, von welchen einer die Bauern zwang mit dem Vieh aus dem Schweinstroge zu essen, veranlaßten endlich den gerechten Aufstand des Volkes im Thale und die Feste wurde mit Mord und Brand zerstört.

Eine Viertelstunde weiter und wir kommen nun in das romantisch gelegene Dörfchen

#### A n d e e r

(ital. Sessame, in alten Urkunden Aldera genannt), der Hauptort des Thales, dreitausend Fuß über dem Meere. Die vierhundert Bewohner des Dörfchens sind Protestanten, sprechen aber romanisch. Ueber manchen Hausthüren findet man romanische Inschriften. Hier lebte auch der, vor

\*) Auf der Annarosaalp, die zu den Bergketten gehört, welche das schamser Thal westwärts umschließen, liegt der Calendarisee; er ist hundertfünfzig Fuß lang und achtzig Fuß breit und soll nach dem Volksglauben in jener Gegend die nahenden Ungewitter durch ein dumpfes Brüllen verkünden. Das Gebirge auf der Südwestseite des Thales, welches sich wild und steil mit düsteren Waldungen erhebt, ist reich an Erzen; zu verschiedenen Zeiten wurde nach Blei, Zink und Silber gegraben. Im Süden streckt der Suretta seine drei begleiterten Hörner empor.



wenigen Jahren gestorbene Math. Conradi, der Herausgeber der ersten romanischen Grammatik und Verfasser eines Taschenwörterbuchs des alrhätischen Ladins (siehe den vierten Abschnitt) als Pfarrer.

Bemerkenswerth sind die Hochöfen und Hüttenwerke zu Andeer, in welchen ein Theil des im Ferrerathale gewonnenen Eisenerzes verarbeitet wird. Außerdem hat der Ort einen ziemlich großen Gasthof (Fravi, zur Krone oder Post\*), der mit seiner Einrichtung, ganz im modernen Genre und seinen stattlichen Außenseiten unter den meist ärmlichen Wohnungen des Dörfchens überraschend genug absticht. Derselbe hat mineralische Bäder aus der nahen Heilquelle von Pigneu. Von dem Balcone des Saales, in dem eine kleine Mineraliensammlung aus den nahen Bergen zur Schau oder zum Verkaufe ausgestellt ist, wie man sie meist in den schweizerischen Gasthöfen findet, hat man einen schönen Blick über das grüne mattenreiche Thal, nach dem gebrochenen Thurme von Castellatsch und den zerstreuten Dörfern auf der Terrasse des Schamserberges. Grade gegenüber steht auf einem Bergabhange einsam und malerisch die kleine Kirche des Dorfes mit ihren hellen Mauern.

Wie sehr die Cultur Alles bedeckt, wurde ich hier recht inne! Wer sollte denken, daß die Alles überwuchernde Musikbildung unsrer Zeit bis in diese abgeschiedenen Thäler der rhätischen Alpen gedrungen ist, daß es auch hier Sängervereine und Liedertafeln mit allem Drum und Dran von Festessereien, begeisterten Toasten und Haupthähnen gibt? Es wollte schon Abend werden, als ich von der via mala gen Andeer kam, die Sonne verschwand am klaren blauen Himmel hinter den Schneebergen in goldnem Glorienschein, die Luft wurde kühler, fast unleidlich scharf, und der Bursche, dessen Wagen ich bei der letzten Rheinbrücke bestiegen, hieb tüchtig in die Pferde. Da begegneten uns viele johlende, lustige Menschenkinder; auch einige schwer Benebelte fehlten nicht, deren taumelnden Zickzackgang die Anderen zu dirigiren versuchten und als ich den Burschen fragte, ob vielleicht die Kirchweihe in Andeer gefeiert worden sei, entgegnete er mit einem gewissen selbstgefälligen Tone: „Nein; es war heute großes Sängerfest.“

\*) Des Bodenhauses in dem Dorfe Svlügen haben wir bereits gedacht. Den Reisenden, welche über den Bernhardin nach der italienischen Seite gehen, empfehlen wir den „Hirsch“ bei Ravizzo in San Bernardino, und den „Aquila d'oro“ bei den Gebrütern Ferrari in Bellinzona, außerhalb des Stadthores, ein treffliches Hotel; überhaupt richte man sein Augenmerk immer vorzugsweise auf die Gasthöfe, welche von den Italienern selbst zumeist besucht werden.

In Andeer selbst war eine bänderumflatterte Laubguirlande und Ehrenpforte vor dem Gasthause des Herrn Fravi errichtet; ein Gruss an die Sängergäste war in mächtigen Buchstaben über der Thüre zu lesen — *Tout comme chez nous!* In dem Saale aber saßen noch viele Sänger beisammen, die beinahe alle ein wohlklingendes Deutsch redeten, was mich natürlich noch um so mehr überraschte; einige Krautjunker aus den benachbarten Thälern brachen eben mit vielem Geräusche und stets wiederholten Freundschaftsversicherungen nach ihrer Heimath auf. Namentlich schwebt mir noch die Gestalt eines langen sporenklirrenden Herrn im kurzen Rock und mit schiefaufgesetzter Jagdmütze vor, der sich mit bäurisch ritterlicher Grazie auf seinen Knappen schwang und stets von Neuem mit der Hand winkte. Er muß jedenfalls ein Hauptkahn gewesen sein! —

## XIII.

Die Pigneuer-Brücke und die Quelle zu Pigneu. — Billis. —  
Die Burgen auf dem linken Rheinufer.

Wenn der Reisende Andeer hinter sich hat und nun durch das Thal der *via mala* zieht, so kommt er, bevor das nächste Dorf erreicht ist, über eine kleine Brücke, die ihrer Inschrift wegen bemerkenswerth. Sie wurde nach Vollendung der großen Straße durch die Felsenklauen des verlorenen Loches erbaut und trägt als Denkmal dieses Baues unter einem durchschossenen Tellsapfel die Worte:

Jam via patet  
hostibus et amicis  
Cavete Rhaeti!  
simplicitas morum  
et unio  
serrabunt avitam  
libertatem.

Die Brücke hat ihren Namen von dem Orte

## P i g n e u

(Pigné auch Pignel), bekannt durch ein in der Nähe quillendes Heilwasser, das früher bei der Umgegend in einem großen Rufe stand und als Bad benutzt wurde. Es gehört seinen Hauptbestandtheilen nach zu den alkalischen Eisenwassern mit einiger Beimischung von kohlensaurem Eisen, mehren

anderen salzsauren Schwefelverbindungen, hauptsächlich aber schwefelsaurem Kalk\*). Vor einigen Jahren wurde dies Wasser nach dem neuen Gasthose des Herrn Fravi in Andeer geleitet, wo nun, statt des ehemaligen Bades, in Pigneu selbst, eine vollkommen eingerichtete Badeanstalt ist; in der Schweiz, wo es vielleicht mehr kleine Curorte, als Leidende gibt, lassen sich die Wirth, eine solche Gelegenheit in ihrer Nähe, Besucher anzulocken, nicht entgehen! —

### Billis

(romanisch Ciraun) heißt das nächste Dorf vor dem Eingange in die via mala. Ebenfalls reformirt und die romanische Zunge redend, hat es eine große Kirche, das älteste Gotteshaus des Thales. Ehemals war sie Hauptkirche der ganzen Landschaft Schams. Sie wurde schon Anno 940 von König Otto dem Ersten dem Bischof Waldo von Chur geschenkt, als ein Ersatz für den Schaden, welchen das Bisthum durch den Saracenenefall damals erlitten hatte. In der Nähe des zu Zillis gehörigen Hofes Reischen steht die Ruine der Burg Haselstein.

Von Zillis führen zwei Brücken über den Rhein, der in dem Thale schon drei bis vier Mühlen treiben muß, auf die andere Seite desselben, wo an einem sanften Berghange das Dorf Donat, umgeben von den kleinen Dertchen Pazen, Fardün, Casti und Clugien gar malerisch hingelagert ist. Hier ist der Schauplatz der bereits erwähnten Sage von dem Bauern Johannes Chaldar; seine Worte: „Malgia sez la pult cha ti has condüt“ („Friß den Brei, den du dir gewürzt hast“) sollen noch jetzt sprichwörtlich in der Gegend sein. Rechts auf der Höhe bei Donat sieht man noch die Trümmer von Fardün oder la Turr, dessen Vogt, wie hundertfünfzig Jahre früher Herr Gessler im Lande Uri, die erste Veranlassung zur Befreiung des Thales von seinen kleinen Zwingherren wurde, die auf den verschiedenen Burgen hausten.

Diese festen Felsenfitze thronten aber fast alle auf dem linken Ufer des Rheines, nahe dem alten Straßenzuge, der sich über die Höhen nach dem Heinzenberg zu schlängelte, bevor die Klause der via mala geöffnet und zugänglich gemacht war. Beim Dörfchen Casti stand die Burg Rinkenstein, auch Casti genannt, bei Clugien, Andeer gegenüber, die Burg Castellatsch, von deren Ruine sich ein herrliches Panorama der ganzen Landschaft eröffnet. Beide Namen verrathen die Abstammung von dem römischen Castellum oder von Castellg. Bei dem Dörfchen Mathon,

\*) Die gewöhnliche Temperatur der Quelle ist 50 Gr. R.

das über Donat auf der Bergterasse liegt, blickt noch ein verwitterter und verfallener Thurm von der alten Feste Oberstein in's Thal. Auch bei dem Nachbarorte Bergenstein erhob sich einst eine Burg gleichen Namens. Und so hatten sich die faustrechtlichen Herren fast alle über der alten Land- und Handelsstraße eingenistet! —

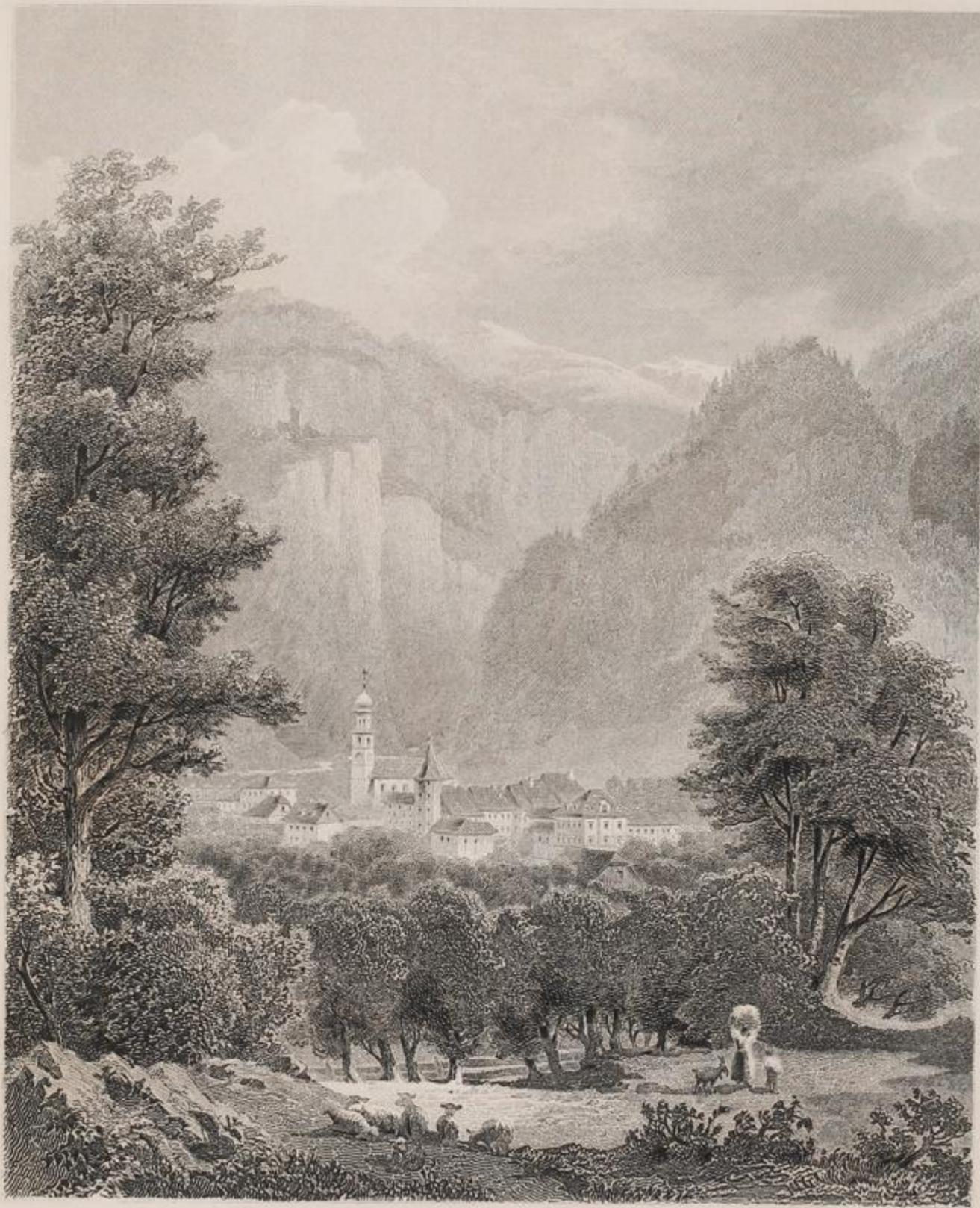
## XIV.

## Die via mala.

Mit Zillis, dem letzten Orte in dem freundlichen Schamsferthale schließt dieses mit seinen grünen Matten und Dörfern völlig ab. Ein hohes Gebirge, das von dem Piz Beverin zum Mutnerhorn herüberzieht, das Schamsferthal von dem sonnigen fruchtbaren Domleschg trennend, schiebt sich mit einem Male vor und sperrt dem jungen Rhein die Straße. Er bricht sich jedoch einen Ausweg durch einen Bergspalt, der wohl einer der großartigsten und wildesten ist und selbst auf diejenigen, welcher alle Parthien der Schweizer- und Tyroler-Alpen kennt, einen Eindruck nicht verfehlen wird. Dieser Spalt ist die bekannte und berühmte via mala (zu deutsch: schlechter Weg).

Ob in den alten Titanenkämpfen vielleicht einst ein Erdbeben und unterirdische Feuerkräfte oder ob die Macht der Gewässer in den Tagen der Urzeit den finstern Spalt in das Gestein gerissen, den mächtigen fünf- bis sechshundert Fuß hohen Gebirgswall durchschnitten hat, das vermag Niemand zu sagen. Jedenfalls muß irgend ein gewaltsames Naturereigniß die Schlünde geöffnet haben, durch deren tiefes geheimnißvolles Dunkel unser Rhein sich donnernd und stöhnend hinabzwängt.

Vom Scheitel bis zur Sohle sind die Felsen zerrissen und gespaltet, oft so glatt und scharf, als habe „Rolands Schwert diese Schlucht gehauen,“ und an manchen Stellen klaffen sie kaum dreißig Fuß von einander. Die Witterung hat auf das Thonschiefergestein so wenig Einfluß gehabt, daß heute noch die beiden Wände wieder zusammengefügt werden könnten, ohne daß die Jahrtausend lange Trennung merklich wäre. Zu einem schmalen Bächlein zusammengepreßt, braust der Rhein so tief im Abgrunde, zwei- bis dreihundert Fuß unter der Straße, daß man ihn zuweilen gar nicht an den festen Rippen des alten ewigen Felsens donnern hört; an einer Stelle sind seine blauen schäumenden Wellen selbst nicht mehr sichtbar.



*L. Rohdick del.*

*L. Rohdick sculp.*

EINGANG ZUR VIA MALA BEI TUSIS UND HOHENREALTA.  
CANTON GRAUBÜNDEN  
ENTRANCE OF THE VIA MALA NEAR TUSIS AND HOHENREALTA.  
ENTRÉE À LA VIA MALA PRÈS DE TUSIS ET HOHENREALTA.

*Druck & Verlag v. J. J. Lange in Darmstadt.*



Wenn der Wanderer, rheinaufwärts von Chur kommend, das Dorf Thusis hinter sich hat, so scheint das Thal plötzlich von hohen Bergen abgeschlossen, nur erst wenn man näher tritt, sieht man die tiefeingeschnittene Oeffnung; den schmalen Spalt zwischen den gewaltig emporsteigenden, schwarzen Felsen, durch welche sich der Fluß kämpft und die Straße in neuerer Zeit gebahnt ist. Man begreift kaum wie die letztere sich hier durchzieht und wie die Postwagen nach Italien sie zurücklegen können.

Eine kleine Strecke hinter Thusis, wenn die Nollabrücke (siehe weiter unten) überschritten ist, tritt der Wanderer in den Engpaß ein. Der schnelle Wechsel des heitern Sonnenscheins mit dem kühlen nächtigen Dunkel der Schlucht, macht einen eigenthümlichen Eindruck. Schon nach wenigen hundert Schritten sieht er sich von den hohen senkrechten Felswänden umschlossen; bald bleibt kein Raum mehr, als der finstere Spalt und die Heerstraße, welche sich an dem Rande desselben wie ein weißes Band hinaufzieht, sich bald von dem einen Ufer zum andern wendend.

So wildgroßartig und hochromantisch diese ganze Scenerie aber auch ist, muß ich dennoch gestehen, daß die meisten Touristen die Farben etwas zu dick aufgetragen haben und das Bild, welches in Reisehandbüchern und Beschreibungen gegeben wird, ist übertrieben. Bleibt doch bei allen jenen Landschaftspunkten, jenen Kunstwerken, von welchen man so viel Preisendes und Interesseerregendes hört, die Wirklichkeit fast immer hinter den Vorstellungen unsrer Einbildungskraft zurück und in seiner Erwartung getäuscht, oft kaum den salben Widerschein findend, hat man nachher Mühe, den Maasstab seiner Vorurtheile nicht anzulegen, das wirklich Vorhandene in seinem eigentlichen Sein und Bedeuten zu würdigen. So wird Einem gar Manches verleidet, und gar mancher Eindruck verdorben. Als güldne Regel möchte ich es daher Jedem, der eine Reise antritt, einprägen: „Lies keine Reisebeschreibungen, und hüte Dich mit den Büchern anzufangen,“ denn der Zauber der Ueberraschungen ist doch bei weitem der größte! —

Die breite, für jedes Fuhrwerk fahrbare, bequem und gemach ansteigende Straße benimmt dem Felsenpasse natürlich vieles von seiner Wildheit; ich glaube, daß der Reisende, der im Wagen sitzend hindurchkommt deshalb einen wenn auch unvollkommeneren, doch tieferen Eindruck mitnimmt, als der Wanderer, welcher sie langsam zu Fuße durchzieht. Denn grade das raschere Vorüberziehen verleiht der wilden Scenerie einen eindrucksvolleren Reiz, der bei dem Fußwanderer durch die späteren weniger



bringen; es half selbst nichts, daß er Einige derselben erstach. Alles rannte in Verwirrung nach den Schiffen, deren mehrere dadurch überladen wurden und untergingen, während ein anderes gegen den Hubertusthurm trieb und von der Besatzung desselben mit einem solchen Steinregen empfangen wurde, daß seine Mannschaft in's Wasser springen mußte. Schenk selbst hatte sich endlich in einen kleinen Kahn geflüchtet und sah sich, als dieser umschlug, durch die Schwere seiner Rüstung rettungslos in das tiefe Fluthengrab hinabgezogen. — Seinen aufgesperrten Leichnam viertheilten die Spanier und hingen die Stücke in Ketten an den Hauptpforten auf; das abgeschlagene Haupt aber pflanzten sie auf das Antonsthor. Nach dieser Beschimpfung ließ der spanische Anführer Verambon die Körpertheile des Helden sammeln und in einer verschlossenen Kiste in einem Thurme bewahren. Zwei Jahre später, als Prinz Moriz v. Dranien Nymwegen erobert hatte, fanden dieselben jedoch eine feierliche Bestattung in der Kirche.

„Moriz, der Tapfre, verehret den Schatten  
Schenk's und läßt die Gebeine bestatten.“

Aus der Geschichte Nymwegen's will ich an die bereits mitgetheilten Züge noch einige Episoden anreihen, nachdem ich nachträglich bemerkt, daß der Rhein im 9. Jahrh. der Stadt von Cleve aus in gradem Laufe zu-eilte, quer durch die Düffel, entlang der Höhen von Beck und Ubbbergen. — Was sich hier auf dem Reichstage im März 1018 unter Kaiser Heinrich II. zutrug, habe ich in der Abtheilung III. des „Rheines und der Rheinlande“ Sect. I. S. 240 ff. schon erzählt. Graf Valderich III. v. Cleve war nämlich nach L. Driesen („Fünf Bücher Niederrheinischer Geschichten, Münster 1854“) unter der Zusage sicheren Geleites vor den Kaiser nach Nymwegen geladen worden, um wegen seiner Mitschuld an dem Morde Rede zu stehen, den seine Gemahlin Adela durch gedungene Knechte an dem Grafen Wiemann hatte ausführen lassen. Kaum hatte er jedoch seine Vertheidigung persönlich begonnen, als Herzog Bernhard v. Sachsen und Herzog Gottfried, des Ermordeten Freunde, dieselbe wüthend unterbrachen und schon die Schwerter gegen den Beschuldigten zückten. Da rief der Bedrohte mit lauter Stimme den Schutz des Kaisers an, und dieser erhob sich, streckte zum Zeichen des versprochenen Geleites die Hand aus, entriß den Unglücklichen den Händen der Wüthenden und hieß ihn, sich von seinem Angesicht zu entfernen. Der Erzbischof Heribert aber sendete seinen Schützling unverfehrt nach Köln.

In der Nacht vor dem Osterfeste 1364 wurde Nymwegen durch ein Gewitter — gerettet. Obwohl nämlich Herzog Meinold v. Geldern





*Gen. v. L. Rokbock.*

*Stahst. v. Joh. Poppel.*

DAS VERLORNE LOCH & DIE RUINE HOHENREALTA

THE VERLORENE LOCH & RUINS  
OF HOHENREALTA

LE VERLORENE LOCH & LES RUINES  
DE HOHENREALTA.

*Druck & Verlag v. J. J. Lange in Darmstadt.*





Gez. v. L. Rokbeck

Stahlet. v. J. Umbach

VIA MALA.  
CANTON GRAUBUNDEN.

Druck & Verlag v. S. G. Lange in Darmstadt.



Helfen und frucht  
 und ist.  
 Zwischen diesen  
 Tage Familie der  
 hat sich abgeant,  
 die jähliche und  
 durch im Wäpman  
 hieser die jähliche  
 Schied treffe im  
 bei eigene jähliche  
 gewerke, die Wäpman  
 her in die Damm  
 hieser in die Damm  
 und, die jähliche  
 der Wäpman, das  
 mit ihren abgeant  
 einen eigentümlich  
 In der wenig  
 Damm und jähliche  
 mählich durch  
 die Wäpman,  
 ein Wäpman  
 haben, jähliche  
 jähliche Wäpman  
 jähliche Wäpman  
 jähliche Wäpman  
 In die  
 lächerlich ge  
 ,neroenich  
 Entschluß  
 Wäpman  
 Schluß  
 der Sturmes  
 jähliche Wäpman  
 Rheins, und  
 die Helfen zu  
 gen, die aus  
 in ich benütze



In Wien, 1. 1818.

Felsen und sind, durch den Druck sich sperrend, daher überaus stark und fest.

Zwischen diesen beiden Brücken liegt die interessanteste und großartigste Parthie der Schlucht. Prächtigt wild ist namentlich der vierhundert Fuß tiefe Abgrund, in welchem der Strom an der zweiten Brücke über die Felsblöcke und Trümmer tobt. Man nähert sich ihr in einer Gallerie, durch ein hölzernes Dach vor den herabrollenden Steinen geschützt. Hier steigen die Felswände so steilrecht empor, daß der Abstand an dem Scheitel derselbe sein soll, wie unten am Fuße. Der Spalt ist so eng, daß größere Felsstücke, Fichtenstämme, über die Brustwehr der Brücke geworfen, die Wellen des Rheines nicht erreichten; sie spreizten sich vorher in die Quere. Kleinere Steine brauchen fünf bis sechs Sekunden, bevor sie in die Tiefe kommen. Das donnernde Anbrausen des Stromes, die feuchten, aufnebelnden Schauer der brandenden und stäubenden Wellen, dazu der enge Spalt zwischen den hohen schwarzen Felsen mit ihren abentheuerlich zerrissenen Spitzen und Kuppen, — das hat einen eigenthümlichen Zauber.

An den wenigen Vorsprüngen in der Höhe und Tiefe hängen dunkle Tannen und Fichten mit zerfaustem Haare in einzelnen Gruppen wildmalerisch durcheinander und ihre Wurzeln schlingen sich phantastisch um das Getrümmer, gleich Schlangen aus dem Gestein sich hervorwindend und übereinander kriechend. Mancher Stamm, von der Windsbraut gebrochen, schwebt noch zitternd an einer jähen Felsenspitze, und scheint jeden Augenblick in die Tiefe hinabgleiten zu wollen. Andere sind schon hinabgestürzt, darüber hin wieder Steinblöcke mit Erde und Gesträuch, öfters ganze Baumstücke — ein wildverödetes, Chaos.

Ja! diese Stelle ist großartig, wild und phantastisch, obschon es lächerlich genug klingt, wenn ein neuerer Reisebeschreiber bemerkt, für „nervenschwache, ängstliche Gemüther dürfe ein kräftiger Entschluß nöthig sein, diese schauerliche Welt zu betreten.“

Wahrhaft grandios muß es sein, wenn die Windsbraut durch diese Schlucht tobt und ihre Todtenhöre heult, die Bäume unter der Gewalt der Sturmesdämonen ächzen und seufzen, Steinblöcke zersplittert und zerschmettert herunterkrachen in die noch wilder aufgepeitschten Wogen des Rheins, und grelle Blitze züngelnd um die Riesenhäupter der alten dunkeln Felsen zucken. Ich hätte einer jener Zauberer der Vorzeit sein mögen, die aus alten Strophen Sturm und Ungewitter beschwören konnten; ja ich beneidete fast den Herrn Postmeister von Thufis, von dem in mei-

nem Reisehandbuch erzählt war, daß er im August anno 1834 während jener fürchterlichen Ueberschwemmung von Thufis die via mala aufwärts gefahren sei, als das Wasser, dessen Spiegel sonst vierhundert Fuß tief unter der Brücke, nur noch wenige Schuhe von derselben entfernt. Das Getös der Wogen war furchtbar; der Postmeister sah zwei zerschellte menschliche Körper von den wilden Fluthen mit Blitzesschnelle wirbelnd fortgerissen.

Wenn man von der Brücke hinunterfieht in den Abgrund, so begreift man kaum, wie es möglich ist, daß sich diese Spalten je mit Wasser füllen konnten. Doch ist es sowohl hier als in der Kofflatschlucht schon öfters vorgekommen; am 27. August des obgenannten Jahres wurde der Schlund des Rheins bis oben gefüllt und an tiefere Stellen trat der Strom über die Straße bis hoch an die Felsen und spülte ihre Häupter an. Viele Menschen und Thiere ertranken damals, das ganze Rheinthal stand unter Wasser und dieser Tag brachte dem Graubündner Lande, in dem vorzugsweise die Gebirgsbäche oft furchtbare Verheerungen anrichten, einen Schaden von zwei Millionen Schweizerfranken. —

Zweimal wurde auch schon an dieser Stelle dasselbe Verbrechen verübt: ein gefallenes Mädchen von ihrem Verführer in den Abgrund gestoßen. Der eine dieser Verbrecher war ein Pfarrer aus einem benachbarten Thale. Ein Gemsjäger, der Landamman Hunger von Thufis ließ sich einst an Stricken in den tiefen gähnenden Schlund hinab, um ein Paquet mit zweihundert Thaler heraufzuholen, das einem armen Boten in den Abgrund gefallen war. —

Weniger interessant wird die Scenerie bei der dritten Brücke, die sich 160 Fuß über dem Rhein erhebt. Ebenso auch bei der letzten Brücke, welche eine Höhe von 57 Fuß über dem Wasserspiegel hat, nach der großen Ueberschwemmung, im Jahre 1836 erbaut, als man der Straße eine etwas veränderte Richtung gab. Bei dieser Brücke öffnet sich die Schlucht und man tritt in das Schamsferthal ein. —

Schon im 15. Jahrhundert ging eine Saumstraße durch die via mala. Nebel berüchtigt und als gefährlich bekannt, war sie jedoch im Winter gar nicht zu betreten. Aus den Urkunden weiß man, daß sich i. J. 1471 die Dörfer Thufis, Masein und Kazis vereinigten, das Fessengeklüfte zu einer Straße zu öffnen. Uebrigens mag schon früher ein rauherer Weg oder Steg durch diese Schluchten geführt haben, eine Kapelle, die am südlichen Eingange in das Schamsferthal stand und dem

heiligen Ambrosius geweiht war (in der Volkssprache Sanct Ambriesch oder la Baselgia genannt) läßt dies vermuthen.

Bevor die via mala geöffnet war, führte der Straßenzug in beträchtlicher Höhe am Piz Beverin vorbei, durch die schamser Alpen nach dem Rheinwalde.

Im vorigen Jahrhundert wurde vieles an der berühmten Straße gebessert, gesprengt; auch baute man die beiden mittleren Brücken (1738 und 1739). Der vordere Theil der Felsenklust ist jedoch erst mit dem Bau der neuen Heerstraßen über den Splügen und Bernardin geöffnet worden, in den Jahren 1815 bis 1817, wo Oestreich mit der bündnerischen Regierung zu diesem Zwecke zusammentrat. Zu dieser Zeit erst wurde die via mala breiter gemacht und mit großen Kosten in ihren jetzigen Stand gesetzt. Das Sprengen der Felsen bei dem „verlorenen Loch“ hat damals eine Menge Menschenleben gekostet. Mehr als vierhundert Arbeiter, meist Italiener, die mit dem Bohren und Laden der Minen nicht vorsichtig genug umgingen, sollen während des Baues verunglückt sein. Seitdem ist die via mala nun zu jeder Zeit für die schwersten Fuhrwerke fahrbar und gefahrlos und

„die Felsenpforte ist frei.“ —

## XV.

### H o h e n - R e a l t a .

Dicht an dem Spalte der via mala, durch welchen der Rhein sich Bahn gebrochen hat, bewacht an einem steilen Fels, am rechten Ufer des Stromes, 960 Fuß hoch über demselben, der altersgraue ehrwürdige Thurm von Realt den Eingang der Schlucht wie eine einsame trauernde Gestalt aus altverschollener Zeit.

Hier, wo sich die Fernsicht über das ganze Rheinthal bis zum Galenda ausdehnt, stand einst Hohenrhätien (Rhaetia alta, in Urkunden „die Hoch-Ryalt“ genannt) die älteste Ritterburg in der Schweiz. Die Volkssage, welche die Entstehung vieler Burgen im rhätischen Lande, an die Namen der ältesten Volkshäupter knüpft, deren Wiege einst im alten Latium, Setrurien und Kampanien gestanden haben soll, eine Annahme, die von der genealogischen Spitzfindigkeit mancher Stammbaum-

verfertiger bereitwilligst und eifrigst unterstützt wurde — die Volksfage erzählt, die Feste sei von Rhaetus, dem Führer der vor den Galliern flüchtigen Etrusker, 164 Jahre nach der Gründung Roms, 587 vor Christo erbaut worden.

Vom Anfange der Frankenherrschaft bis zum Ablauf des achten Jahrhunderts wurde Hohen-Rhätien von einem mächtigen rhäto-frankischen Grafengeschlecht der Victoringer oder der Realta bewohnt, unter dem das Christenthum in allen Theilen des Landes sich verbreitete und auch das Kloster Kapiz (siehe weiter unten) gestiftet ward. Nach dem Aussterben dieses Geschlechts, gegen Ende des achten Jahrhunderts, ist die Burg an verschiedene Herren gekommen.

Im 11. Jahrhundert werden wiederum Edle von Hoch-Realta genannt; einer derselben, ein Heinrich von Hoch-Realta, bestieg anno 1213 den bischöflichen Stuhl. Die altadelige Familie Jäcklin, die in ihrem Stammbaume berühmte und ruhmwürdige Männer aus alter Zeit aufweist, nennt sich von Hoch-Realt. Im Jahre 1450 war die Burg noch bewohnt; sie soll bei dem Aufstande des Volkes, im Schamserkriege zerstört worden sein.

Der Felsplatte nach, auf welcher die Ruine sich kühn erhebt, muß Hohen-Realta von bedeutendem Umfange gewesen sein, sie hatte vier Thürme und eine der festesten und stolzesten Burgen des ganzen Thales, beherrschte sie einst weithin das Land. Nur der nördliche Thurm hat den zwei Jahrtausenden bis jetzt noch getroht, das übrige ist in Schutt zerfallen, ein morsch bemooftes Getrümmer, das der Epheu der Erinnerung treu umschmiegt. Im Umkreise der Burg liegt noch die Ruine der alten Johannes-Kapelle, der frühesten und lange Jahre hindurch einzigen christlichen Kirche des Thales, welches sich erst spät der neuen Lehre zugewandt hat. Nach dieser Kapelle wird die Burg mitunter auch Sanct Johannestein genannt.

Nur von der nördlichen Seite ist der Felsen ersteigbar, an allen anderen hängt die Klippe jäh und schwindelnd über dem tiefen Abgrunde, in welchem der Rhein unten vorüberbraust. Hier soll sich der letzte Burgherr zu Pferde über die Felswand hinabgestürzt haben. Die Bauern umringten die Burg und als die Knechte und Kriegerleute des Ritters erschlagen und geflüchtet waren, da sattelte und zäumte er sein Ross, band ein schönes Weib, das mit ihm gelebt, an den Schweif des Streithengstes und während die Aerte der stürmenden Bauern an's Burgthor donnerten, warf er Feuer in die Burg und setzte dann mit Ross und Weib

von der höchsten Spitze in einem gewaltigen Sprunge in den tiefen Schlund des Rheins mit einem Ausrufe, welchen der Leser in einer poetischen Gewandung dieser romantischen Sage, kennen lernen soll:

Das Schwert blüht in der Hand der Bauern  
Es tönt ein Ruf aus ihren Reih'n:  
„Fluch sei den thurmgekrönten Mauern,  
Der stolzen Burgen Felsgestein!  
Wir woll'n der Ritter Noth nicht länger,  
Es würg' das Schwert, es wüth' der Brand,  
Wie zu den Füßen uns die Dränger,  
Und Abäten in der Bauern Hand.“

„Und in den Braus der Volksverschwörung  
Blickt Hob'realta stolz hinein.  
Es höhnt die Wellen der Empörung,  
Das tolle Wüthen wilde Schrei'n.  
Es spricht zum Rhein (tief braust die Welle  
Und schäumt an Fels und Riff hinan):  
„Das Volk lärmt schier wie Du Gejelle,  
Es lärmt -- und geht die vor'ge Bahn.“

Vergebens war des Schlosses Höhnen  
Die Bauern bringen fest empor,  
Mit Stang' und Spieß, die Schläge dröhnen  
Am festen ergeschürmten Thor.  
Die breite Schulter wird zur Leiter,  
D'rauf Mann an Mann empor sich schwingt,  
Dir raich die böie Frucht der Streiter  
Des Burgbos's erstem Frieden bringt.

Das wird ein Kampf, aus Nah' und Ferne,  
Von Speer und Streitart grüßt der Lob,  
Blutig erglüh'n die Morgensterne,  
Obgleich die Sonn' im Mittag lobt.  
Es ist auf so gesuchtem Boden  
Die Lobesrose nimmer fremd.  
Sie blühet aus dem Wamms von Loben  
Purpurn wie aus dem Eisenhemd.

Manch Leben sah man Rosen tragen  
Manch reicher dunkler Flor entproß,  
Wohin des Burgherrn Schwert geschlagen  
Des edeln Herrn auf hohem Ross,  
Die Mannen sind ringsum gesunken,  
Er und sein Schlachtross sind allein;  
Es tanzt der Stahl, vom Blute trunken,  
Im hellen Mittagsonnenschein.



Die Klinge bricht, sie hält nicht länger; —  
 Er hört den Ruf: „Wir fangen ihn!  
 Recht ist es, daß der alte Dränger,  
 Zu Willen jetzt dem Bauern dien'!“  
 Da reißet er in stolzem Grimme  
 Sein Roß empor aus dem Gesecht'  
 Und ruft mit einer Königsstimme:  
 „Lobt lieber, als des Volkes Knecht!“

Ein Sprung hinauf zur Mauerbrüste,  
 Ein zweiter noch, — hinein, hinein!  
 Radig liegt hier die Felsenwüste,  
 In ferner Tiefe braust der Rhein.  
 Es sollen Roß und Mann zerschellen,  
 Riß aus, o Herz, ihr Glieder brecht! . . .  
 Und einmal noch ein wildes Gellen:  
 „Lobt lieber, als des Volkes Knecht!“

Noch jetzt soll der Ritter bisweilen auf weißem Rosse um Mitternacht seine Runde machen. —

## XVI.

Die Nolla. — Das Domleschgerthal. — Der Heinzenberg. —  
 Der Flecken Chuffs.

Unter der steilen Felsenwarte, auf der das zerstörte Hohen-Realta liegt, öffnet sich der Spalt. Der Hinterrhein tritt in das Domleschger Thal ein, in das unterste Stufenthal seines Gebietes, in dem, wie ein Graubündner, Alfons von Flugl, singt:

— „Auf weiten grünen Wiesen  
 Traulich Obstbaum — überhöhet.  
 Schmucke Dörfer, Häuser liegen  
 Und der Fluß mit lauten Wogen,  
 — — — — —  
 — — — — —  
 Stolz des Sieges thalwärts ziehet.“

Zwischen düsteren Tannenzwipfeln stürzt er sich über Steine und Blöcke aus den Fessenschlünden, wo er schäumend durchgetost, hinab in die Landschaft. Hier kommt ihm sogleich links die schmutzigschwarze Nolla entgegen, ein unbedeutendes Flüsschen, oder vielmehr ein Gebirgsbach, der



aus dem Nollathale von der Höhe des Piz Beverin (8400 Fuß) herabfällt und seine dunkeln schlammführenden Wellen nach dreistündigem Laufe hier in die hellen und frischen blaugrünen Fluthen des Rheines wälzt. Die Schiefergebirge, aus welchen er kommt, haben sein Wasser ganz schwarzgrau gefärbt, und es bedarf lange Zeit, ehe sich diese Fluthen mit dem Rheine vermischen; sie trüben den jungen Strom noch bis über Graubünden hinaus.

Oft führt die Nolla eine Masse von schlammig aufgelöstem Mergelschiefer, Steinblöcke, Geschiebe und Buschwerk mit sich, die den Rhein nicht selten sogar zu verstopfen drohen. Die Nolla ist überhaupt ein gefährlicher, übelberufener Bach; schon der alte Chronist Sprecher nennt sie „das wüthende Wässerle“; in früheren Zeiten verheerte sie öfters die Gegend, namentlich aber seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, seit welcher Zeit sie erst jene Geschiebmassen mit sich führt, hat sie das Thal nicht selten furchtbar verwüstet. Stundenweit sind die Spuren solcher Verheerungen noch bemerkbar. Man hat daher kürzlich hohe Dämme gegen die schwarze Unholdin angelegt.

An der Stelle, wo sich die Nolla mit dem Rhein vereinigt, ist eine steinerne Brücke über erstere geschlagen; hier möge der Wanderer einige Augenblicke verweilen; ein malerisches Panorama des lieblichen Thales erschließt sich auf diesem Punkte. Das Domleschgertal (*vallis domestica* von dem alten Reichshofe Tamils auch *Tomiliasca* genannt) ist die schönste und reichste Parthie in dem Flußgebiete des Hinterrheins, überhaupt eines der reizendsten Thäler der ganzen Schweiz. In einer Höhenlage von 1870 bis 2250 Fuß über dem Meere zieht es sich zwei Stunden lang und eine Stunde breit von Norden nach Süden zwischen sieben bis achttausend Fuß hohen Gebirgen hin.

Einen großen Theil des Thalgrundes überdecken die Flözgeschiebe des Rheins und der Nolla, deren Verheerungen wir bereits oben gedacht haben. Viele öde trauriggraue oder gelbe Sand- und Geröllstrecken, worin der Rhein bei niederem Wasserstande unstät und reizlos weiter irrt, welche er, durch die Bergwasser angeschwollen, aber mit seinen trüben Wogen überfluthet, zeugen noch von diesen Verheerungen. Vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren diese Strecken fruchtbare und gesegnete Fluren.

In neuerer Zeit hat man es indeß versucht, der Verheerung einigermaßen Schranken zu setzen und das versandete Gebiet der Cultur wieder zu gewinnen; mittelst Aktien wurde eine Rheinkorrektion unternom-

men, der jedoch eine wärmere und allgemeinere Theilnahme zu wünschen wäre. —

Um die veränderten und verheerten Thalsflächen liegt indeß das Land wie ein großer schöner Garten, reich an Schönheiten der Natur und an Denkmalen der Geschichte. Saftige Wiesen, reiche Wein- und Obstgärten, grüne Hügel, Kirchtürme und Burgruinen, weiter aufwärts dann einsame zerstreute Weiler und Höfe aus romantischen Felsmassen und dunkeln Waldbergen hervorschauend. Ueber diesen wiederum Alpentristen und die kahlen, ringsum gewaltig sich aufthürmenden Höhen der Gebirgswälle, auf deren Haupte sich silberne glänzende Schneegürtel zeigen. Dazu beleben viele Dörfer, bald am Ufer, bald am Gebirge, fast ebensoviele zum Theil noch bewohnte Schlösser und Burgen, diese schöne, heitere Gegend, wo die ersten Reben an den Ufern des Rheins gezogen werden, die Kastanie und der Maulbeerbaum in freier Luft gedeiht.

Es ist ein mildes liebliches Thal, das Domleschg, und der Wanderer, der von Norden her, auf der Heerstraße nach Italien kommt, fühlt sich mit süß behaglicher Vorahnung des schönen Hesperiens zuerst von einer südlicheren Luft umweht, von einer südlicheren Natur umlacht. Und wenn er nun dazu die Menschen mit ihren braunen Gesichtern, dunkeln Augen und scharf geschnittenen Zügen, in ihren spitzigen Hüten und Schooßzacken, ihre romantischen Laute hervorsprudeln hört, und über den Thüren der Schenken am Wege „Osteria“ liest — dann fehlt fast Nichts, um sich ganz in das Land der Orangen und Citronen über die Alpen hinüberversezt zu glauben.

Ueber den sonnigen offenen Geländen erhebt sich östlich der Dreibündner- und Malixerberg, die sich mit einigen tiefen Tobeln und furchtbaren Terrassen zu einem Scheitelpunkte emporstufen, wo das Gebiet der drei Bünde zusammenstößt. Gegen Süden wird das Thal vom Mutterhorn, über das der erzeiche Despin aus dem schamser Gebirge herüberjagt, sowie von dem weit ins Land hineinsiehenden Piz Beverin geschlossen. Westwärts aber ist der fruchtbare malerische Heizenberg hingelagert, welchen der Herzog von Rohan, der im 17. Jahrhundert durch diese Gegenden mit einem französischen Heere gegen die Oestreicher zu Felde zog, den schönsten der Welt genannt hat, auch für die königlichen Gemächer in Versailles auf einem großen Gemälde abkonterfeien ließ. Ein niederer vereinzelter Höhenzug, steigt er sanft und amphitheatralisch in Stufen an, mit vielen Dörfern übersäet und



Lichtenhild del.

J. Umbreit sculp.

T U S I S  
CANTON GRAUBÜNDEN

Druck v. Vorlag v. H. Lange in Darmstadt

von diesen be-  
 legen; wenn  
 von einem abge-  
 berg in Südpfalz  
 man sich unter  
 Feinschneidung  
 geüben zu können  
 für diese nach  
 das große Jahr  
 das man sich  
 In Dombau  
 Rhätien, die  
 Rhätien an  
 Diese Schenkung  
 wenig geistlich  
 noch lassen  
 Die weltlichen  
 reiner, wenn  
 mit Schenkung  
 in ganz  
 mit der Dombau  
 sich nicht  
 Euch  
 Helden

(romantisch  
 gelegen. Es  
 fer sind ganz  
 neugierig  
 liegt, den Lan

\*) Die  
 heilige  
 diese  
 von  
 hat  
 mit, We  
 im  
 Helden  
 Parzein

von reichen Matten begrünt. In der Landessprache heißt er la Montagna; seinen anderen Namen, eigentlich Heinrichsberg, erhielt er von einem nahegelegenen Schlosse, welches Graf Heinrich von Werdenberg im fünfzehnten Jahrhundert aufführen ließ und dessen Trümmer man noch unter dem Dorfe Präs sehen kann. Die Dörfer auf dem Heizenberge liegen sämmtlich fast auf der Mitte des Bergs, und bezeichnen die Richtung der alten Heerstraße, welche einst über die schamser Alpen nach dem Rheinwald führte. Unten vom Thale aus sieht man das große zwei Stunden lange Amphitheater nicht, man muß daher zu ihm hinauf oder nach den östlichen Anhöhen steigen.

Im Domleschgerthale sollen sich zuerst die Urvordern der heutigen Rhätier, die Flüchtlinge aus dem Tückerlande unter ihrem Heerführer Rhätus ansässig gemacht haben, wie die alten Chronisten behaupten. Diese Behauptung hat zwar für den Historiker so wenig Werth und so wenig geschichtliche Belege, als die meisten Ueberlieferungen ähnlicher Art, doch lassen sich einzelne Anknüpfungspunkte in einigen Lokalnamen finden. Die wohlhabenden großen Gemeinden des Thales, zu drei Viertheilen reformirt, reden meist die romanische Zunge; nur in Thufis, Masein und Tschappina wird jetzt ausschließlich deutsch gesprochen und zwar ein gutes Hochdeutsch, weil man in den Schulen sehr darauf bedacht ist, und das Deutsche halb wie eine fremde Sprache erlernt wird. Italienisch versteht aber dabei fast jeder Bauer in diesem Thale\*)

Sobald wir die Nollabrücke überschritten haben, treten wir in den Flecken

### Thufis

(romanisch Tosana) ein, schon auf einem Vorsprunge des Heizenberges gelegen. Es scheint in eine Art weitem Felsenkessel versenkt. Die Häuser sind ganz von Nussbäumen grün verschattet: nur der freundlich und neugierig hervorblickende weiße Kirchturm zeigt die Stelle, wo der Ort liegt, den lange Reihen von Obstbäumen und echten Kastanien umkränzen.

\*) Die rechte Seite des Thales bildet ein eigenes Hochgericht des Gotteshausbundes, das Hochgericht Domlesch, welches ungefähr zweitausendsechshundert Seelen zählt. Die linke Thalseite, mit etwa dreitausend Bewohnern, gehört dagegen in das Gebiet des oberen Bundes und bildet mit Savien das Hochgericht Thufis und Heizenberg. Auf der rechten Seite liegen die Ortschaften Sils, Fürstenaun, Scharans, Tomils, Rotels, Passels, Almens mit Dusch, Rothbrunnen, und höher im Gebirge Frans, Feldis und Scheid mit Parz. Auf der linken Seite Thufis, Masein und Kagis, höher dann Tschappina, Urmein, Tartan, Flerden, Purtein, Savn und Präs.

Thusis soll wie viele andere Orte und einzelne Burgen Entstehung und Namen von den flüchtigen Tusciern haben. Im vierzehnten Jahrhundert stand es unter den Freiherrn von Bâg, kam dann in die Hände der Grafen von Werdenberg und zuletzt an den Papst des rhätischen Hochlandes, an den Bischof von Chur, von dem es sich Anno 1306 vollkommen frei kaufte.

Die Strafgerichte, welche in jener wüsten traurigen Zeit, als die Kriegspauke der verschiedenen Factionen (siehe oben) das rhätische Land durchwirbelte, hier abgehalten wurden, haben den Ort in der Geschichte Graubündens bemerkenswerth gemacht. Das blutigste dieser Strafgerichte, hauptsächlich von reformirten Priestern gegen die spanische Faction geleitet, begann im August des Jahres 1613 und hat sechs Monate lang gedauert. Auf seinen Urteilspruch wurde am 22. August der greise Zamba hingerichtet, nachdem der Erzpriester Muska schon unter den Fäusten der Folterknechte vollendet hatte.

Der im sechszehnten Jahrhundert wegen seiner Gelahrtheit berühmt gewordene Wolfgang Musculus war von Thusis gebürtig; er starb Anno 1563 zu Bern und ist der Stammvater der dort noch lebenden Familie Müsli.

Der Ort zählt über hundertfünfzig Häuser, die von etwa fünfhundert Menschen bewohnt werden. Im heißen Sommer des Jahres 1845 ist er durch eine furchtbare Feuersbrunst fast gänzlich zerstört worden. In dem genannten Sommer herrschte bekanntlich eine große Dürre, und obendrein war es am Sonntag, als das Feuer ausbrach; die meisten Bewohner waren in ein benachbartes Thal zur Kirchweihe und auf Besuch gegangen. Die Flammen hatten daher bei den alten, schlechtgebauten und zusammengestoppelten Wohnungen freies Spiel; von dem ganzen Flecken blieben nur wenige Häuser stehen. Jetzt ist er zum größten Theile wieder aufgebaut und statt der alten Häuser des „ellenden Nestes“, wie ein Reisender den Ort nennt, welcher ihn noch vor dem großen Brande gesehen, erheben sich neue wohlhabend und freundlich aussehende Wohnungen unter den rauchgeschwärzten Trümmern.

Ueberhaupt hat der Ort ein belebtes wohlhabendes Ansehen. Die durchziehende Handelsstraße nach Italien bringt Regsamkeit und Verkehr mit sich und stets befindet sich eine ziemlich starke Niederlage von Kaufmannsgütern daselbst. Frachtfuhrwerke, welche hier Vorspann nehmen, halten in der Straße. Auch kommen viele Reisende nach Thusis, um die berühmte via mala zu sehen.

Das Wirthshaus in Thufis hält der Herr Postmeister, der zugleich auch Landamman ist. Er wies mich freundlich in das obere Stockwerk, als ich eintrat, wo die Reisenden besseren Standes eine bequeme neue Einrichtung finden. So trifft man fast in jedem Dörfchen der Schweiz ein Gasthaus, wo außer den ärmlichen Trinkstuben in dem oberen Stockwerk noch einige nach neuerem Style eingerichtete Zimmer sich befinden. Diese Gasthöfe sehen einander ähnlich, wie ein Kellner dem anderen und der Reisende muß hier auf die liebe alte Schenkenromantik fast gänzlich verzichten.

## XVII.

Die Schlösser und Burgen im Domleschg. — Das Dorf Aahis. —  
Das Kloster zu Aahis.

Die Wanderung durch das domleschger Thal gehört zu meinen schönsten und liebsten Erinnerungen aus der Schweiz. Es war der erste Juli sowie der erste schöne Tag des Sommers 1847 und dazu ein Sonntag. Der Himmel lachte so goldig rein und blau; der frische glänzende Schnee auf den ernsten Niesenhäuptern der malerisch bewaldeten, grün und grau durchwirkten Berge, die mit jener reizenden Melancholie der Majestät herabschauten in das sonnige Thal, verlieh der ganzen Landschaft einen so heiterfriedlichen sonntäglichen Charakter. O am Sonntag ist es schön zu wandern! Es ruht eine heilige Sabbathstille über der ganzen Schöpfung. Die Glocken tönen hell und fromm durch die Lüfte, in den Dörfern Alles so friedlich und still, die Dorfjugend läuft mit frischgewaschenen Gesichtern einher, vor den Häusern stehen die älteren Leute in einzelnen Gruppen beisammen und traulich plaudernd schlendern die Dirnen mit ihren Burschen durch die Felder.

Denke man sich dazu nun noch den Zauber einer Gegend, die Einem in Sprache und Aussehen der Landleute schon die Nähe des geliebten Italiens ahnen läßt, einer Gegend, wo man im Angesichte der ewigen Alpen wandelt, die als riesige Thalwächter mit ihren silbernen leuchtenden Kronen stolz und herrlich in die Lüfte steigen und wo der deutsche Ganges als ein kleines Flüsschen zu unseren Füßen hinabeilt aus jenen krystallinen Eispallästen, die den greisen Flußgöttern und Alpenkönigen zur Wohnung dienen! —

Die Wanderung durch das Thal ist reich an romantischen Punkten. Zu beiden Seiten des Rheines steigen am Ufer und auf den Felsenvorsprüngen die ernst dreinschauenden Thürme und Mauern alter Schlösser und Burgen auf, wie Herolde vergangener Tage, verklungener Thaten.

Wir haben der vielen Burgruinen, welche Graubünden aufzuweisen hat, bereits gedacht. Die Völkerwanderung mußte dem rhätischen Gebirgslande, als einer Vormauer Italiens und Deutschlands, wohl eine so große Wichtigkeit verliehen haben, daß selbst fremde Dienstmannen der Könige sich hier ansiedelten, feste Burgen und Thürme erbauten, die in alter Kriegszeit als Warten und Luginslandpunkte dienten. Dann lassen die Heerzüge der deutschen Könige nach Italien, die wiederholten Einfälle umherstreifender Raubvölker, vor Allem aber die Entlegenheit dieser Thäler von dem Arme der deutschen Königsgewalt die große Menge jener „Ritterhorste, Thalschlüssel, Zufluchtsörter und Landwehren“ einigermaßen erklären. Zudem siedelten sich viele Adelige aus Franken und Schwaben in dem Lande an, und der lebhafteste Handelsverkehr im Mittelalter zwischen den deutschen und italienischen Städten mochte in den Zeiten des Faustrechtes wohl viele Herren veranlassen, ihre festen Raubnester über der Heerstraße an die Felsen zu kleben. —

Uebrigens glaube man nicht, daß alle die zahlreichen Schlösser im Lande nur von Strauchgesellen, Schnapphähnen, Stegreifrittern, Weglagerern, Staudenreitern und Heckenfischern bewohnt gewesen seien, auch nicht, daß sie sämtlich zu Zwingburgen für dies Land gedient hätten, wie das Volk sich erzählt. Viele derselben waren grade dazu bestimmt, die Straße, den freien Verkehr zu schützen und zu schirmen.

Die Geschlechter, welche auf diesen Burgen hausten, sind nun zu einem großen Theile verschollen und vergessen. Viele sind in die Mitte des Volkes zurückgetreten, über das ihre Vorfahren einst mancherlei Herrenrechte ausübten, und haben sich unter diesem verloren, wie die von Arr, die Prevost oder de Praepositis. So werden nicht selten die Namen ehemals hochgeborner Freiherren und Grafen von Leuten getragen, die nun den Pflug und Karst regieren \*). Es gab aber einst

\*) Auch in der inneren Schweiz ist dieser Fall nicht selten. So herrschten in alter Zeit die Grafen von Nore weit umher, an der Aare und Neuf. Die Macht dieses stolzen Hauses verlor sich im Laufe der Zeit und in den Kriegen. Noch jetzt aber besteht im Kanton Solothurn ein altes Fideicommiss, von welchem, so lange ein Rudolf von Nore vorhanden, derselbe Genuß haben soll; es fehlt nicht an zahlreichen Nutznießern unter den Bauern, welche den edeln Namen tragen. Nicht nur ihre Söhne, sondern auch die

eine Zeit, wo auf allen Turnieren in Süddeutschland und Italien auch rhätische Ritter glänzten. —

Wie die Volksfage die Entstehung vieler Burgen im Lande an die Namen der urältesten Volkshäupter knüpft, haben wir bereits bei den Trümmern von Hohen-Rhealta gesehen. Eine zweite Reihe dieser Vorzeitdenkmale, die den Blick weit hinauf in die Vergangenheit mahnen, bis er auf den heroischsten Gestalten der Geschichte haften bleibt, wird der Römerherrschaft zugeschrieben, und dem gemäß hatten mehrere altrhätische Adelsfamilien nichts Eiligeres zu thun, als sich mit Stamm-bäumen zu versehen, deren Wurzeln sich in die berühmtesten Geschlechter des weltbezwingenden Volkes ausliefen.

Viele der Burgen in Graubünden haben sowohl in ihrer Bauart, als in ihren lateinischen und rhäto-romanischen Namen die Spuren hohen Alterthums aufgeprägt; die meisten wurden jedoch gewiß im Mittelalter gebaut\*). Ueber die Zahl, selbst über die Namen dieser Herrschaften ist man noch ziemlich im Dunkeln. Nirgends folgen sie sich aber in so dichter Reihe, als in dem Domleschgertale, wo unser Strom an einem engeren Kranze von alten Burgen und Schlössern vorüberzieht, als selbst in dem deutschen Rheinlande. Auch finden wir auf dieser Strecke die meisten noch bewohnten Burgen Graubündens, welche von dem Zahne der Zeit oder der zerstörenden Art der Bauern verschont blieben.

Der nächste Ort hinter Thufis heißt

### K a h i s.

Zwischen Kahis und Thufis fällt die Albula in den Hinterrhein, ein unbedeutend kleines und wildes helles Bergwasser. Sie entströmt den Bergseen auf dem Albula, nimmt unterhalb Filisur das Davoser Landwasser, bei Tiefenkasten (Casté) den Oberhalbsteiner Rhein mit und ergießt sich hier bei einer Zollbrücke (2240 Fuß über dem Meer).

Töchter werden „Rudolf von Kore“ getauft, um von dem vielzersplitterten Erbe ihren Jahresantheil zu erhalten. Vor zwei Jahren wurde ein Rudolf von Kore in Solothurn wegen Brandstiftung geköpft.

\*) Ueber den Vorrang des Alterthumes ist jede Entscheidung höchst schwierig; einer der vier Eckthürme des Schlosses Marsalins, die Burg von Hohentrins, Porta im Bergell, die Schlösser Rhealta, Rhazüns und einige andere dürfen wohl auf das höhere Alter der Anlage nicht unbegründeten Anspruch machen. Siehe: „Der Kanton Graubünden in dem „Gemälde der Schweiz.“

Von hier an wird der Hinterrhein bisweilen mit Flößen befahren, die, bei Reichenau zu größeren Flößwerken vereinigt, nach dem Bodensee geführt werden. Der Vorderrhein ist gar nicht schiffbar, überhaupt sieht man auf dem Strom in Graubünden keine anderen Fahrzeuge; es gibt der Untiefen zu viele, die Strömung geht zu stark\*) und die Landstraßen sind deshalb für Waaren und Reisende weit sicherer.

Kahis, mit etwa sechshundert katholischen und romanisch redenden Bewohnern, liegt wie in einem fruchtbaren Obstgarten. Die schönsten Obstbäume des Bündlerlandes umschatten das Dorf, einen erfreulichen Kontrast mit den öden gelben Sandstrecken des Rheins bildend. Alljährlich wird hier eine Menge Obstes getrocknet, von den Glarnern aufgekauft und bis nach Rußland versandt.

Trotzdem ist die Lage des Ortes feucht und ungesund. Kropfleute und Kretinen finden sich viele, obwohl ihre Zahl in neuerer Zeit schon merklich abgenommen hat. Auch sind die Leute meist durch den Wasserschaden verarmt und wie in vielen katholischen Dörfern ist Schmutz und Trägheit eingerissen.

Kahis hat ein unansehnliches, ärmliches Dominikaner-Frauenkloster, dessen düstere Mauern noch von neunzehn Nonnen bewohnt sind; seines hohen Alters wegen verdient es jedoch Beachtung. Es wurde schon gegen Ende des siebenten Jahrhunderts gegründet, als das Christenthum zuerst in dieses Thal drang, von Paschalis, einem Herrn von Hohenrhealta, auf Antrieb seiner frommen Gemahlin Aesopeia. Paschalis wurde später selbst Priester und der zwölfte Bischof von Chur, nachdem Aesopeia mit ihren Töchtern den Schleier genommen. Sein Sohn Victor, der Erste, der ihm auf dem Bischofsstuhl folgte, setzte das begonnene Werk fort, wie noch eine Inschrift an der Klosterpforte sagt:

„Victor episcopus Curiensis unatum matre sua fundator hujus monasterii, et cum ea Paschalis episcopus Curiensis, genitor et antecessor ejus.“\*\*)

Das Kloster hat wechselvolle Schicksale. Die erste Aebtissin war Bepula, eine Tochter des Paschalis und Schwester Victor des Ersten, zu Anfang des achten Jahrhunderts; zu den unter ihrem Hirtenschutze

\*) „Et navigari ab ortu poterat primigenio copiis exuberans propriis, ni ruenti currerit similis potius quam fluenti“ sagte schon Ammianus Marcellinus.

\*\*\*) „Victor, Bischof von Chur, mit seiner Mutter, Gründer dieses Klosters, und mit dieser Paschalis, Bischof von Chur, sein Vater und Vorgänger.“

stehenden Jungfrauen gehörte auch ihre Schwester Ursicina. In der Folge der Zeit wohnten ungefähr zwölf adelige Jungfrauen hier unter der Aufsicht der Abtissin, die nicht an das Klostergelübde gebunden waren und nach Gefallen wieder ihre Zellen verlassen und heirathen konnten, wie dies auch in anderen frommen Stiftern geschah. Unter den Raubzügen der wilden Saracenen, im zehnten Jahrhundert, litt das Kloster sehr. Kaiser Otto schenkte ihm deshalb Anno 940 durch Bischof Waldo von Chur einige Güter. So sollte die Kirche im schamser Thale, welche der Kaiser dem Bischof überlassen hatte, nach dem Tode des Letzteren mit allen Gerechtsamen dem Kloster in Kabis zufallen.

Im Jahre 1150 war die Disciplin des Klosters so tief gesunken, und die Nonnen führten ein so lustiges Leben, daß es eine „Synagoge des Satans“ genannt wird. Bischof Adalgott mußte wieder mit Strenge eine bessere Zucht einführen. Den schwersten Stoß erhielt das Stift in den Zeiten der Reformation; es wurde ihm die Aufnahme von Novizen untersagt, alle Güter verkauft und den übrigbleibenden Nonnen ein Jahresgehalt gegeben. So lebten die geistlichen Frauen von Kabis außerhalb den Klostermauern, bis zum Jahre 1570, in dem die Letzte, hochbetagt, gestorben ist. Im siebzehnten Jahrhundert stellte man das Kloster indeß wieder her, nachdem es viele Jahre hindurch verwaist gestanden, und am 14. Juli des Jahres 1647 zogen unter der Abtissin Johanna Gauwein aus Feldkirch wieder Nonnen in das Stift ein, das bis jetzt noch fortbesteht. In neuerer Zeit ist das Gotteshaus sehr verarmt; der Rhein hat es seiner schönen Wiesen und Obstgärten gänzlich beraubt.

Vergeblich war ich in Kabis auf eine kleine Erhöhung, dem Kloster gegenüber, gestiegen, um einige der frommen Schwestern zu erspähen; in den grasbewachsenen stillen Räumen des düsteren Hofes war Alles stumm und todt.

## XVIII.

## Von Kabis bis Reichenau.

Dem Dorfe Kabis grade gegenüber, unfern dem Einfluß der hellen Albula in den Rhein, sehen wir Fürstenu mit dem bischöflichen Schlosse gleichen Namens, auf einem gegen den Rhein vorspringenden Felsen gelegen. Ehedem war das Schloß fest und hatte einen Thurm;

er soll von den Bauern geschleift worden sein. Das Schloß wurde Anno 1270 durch den Bischof Heinrich von Chur zum Schutze der Gegend wider die Schnapphähne aufgeführt, und so lange die Bischöfe politische Herrenrechte daselbst hatten, saß ein Landvogt darin. Im dreizehnten Jahrhundert lebte hier längere Zeit der graubündnerische Staatsmann und Historiker Fortunat von Zuvalta. Jetzt aber theilt Fürstenau das Loos so vieler deutschen Burgen und Schlösser, in deren düsteren Hallen und Kreuzgängen statt dem Läuten der Humpen und dem Rasseln der Sporen die Kette des Sträflings klinkt; seit einiger Zeit hat die Curie das Gebäude dem Kanton für die Zwangsarbeits-Anstalt eingeräumt.

Neben dem Schlosse Fürstenau erhebt sich das eben so stattliche der Familie von Planta. Beim nahen Hofe Pradvall liegen noch einige verfallene Trümmer der Burg Hasensprung, die zuletzt in die Hände der Grafen von Werdenberg-Sargans kam und in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von den Bauern zerstört wurde. Ferner blicken zwischen Raxis und Thusis die Burgtrümmer von Campi (Campell oder Campobello) von einer schroffen Felswand trauernd herab; hier war die Stammburg der Familie Campell, die noch jetzt im Engadin lebt und welcher der Historiker und Reformator Ulrich Campell angehörte. Im vierzehnten Jahrhundert wurde sie in einer Fehde von dem Freiherrn von Bass zerstört, später jedoch wieder aufgebaut und von verschiedenen Geschlechtern bewohnt.

Campi gegenüber schaut das noch wohl erhaltene Schloß Baldenstein weit über das Thal hin. Rechts von der Straße liegt Jagstein, der Familie von Salis gehörig. Auch die Ruine Schauenstein zwischen Raxis und Thusis wollen wir hier noch erwähnen. Ein Bruno von Schauenstein war 1179 Bischof von Chur, ein Albert von Schauenstein der zweite Stifter und Erbauer des Klosters Raxis. Besonderen Ruhm hatte sich Rudolf von Schauenstein in den Jahren 1585 bis 1589 als Landeshauptmann in Veltlin und in auswärtigen Kriegsdiensten erworben; sein Neffe war der noch bekanntere Thomas v. Schauenstein, genannt Ehrenfeld, Herr zu Haldenstein und Rektor der hohen Schule zu Padua, von dem seit 1604 mehre Münzen geschlagen worden. Schon im elften Säculum kommen die Schauensteine als Freiherren vor. Die letzten Nachkömmlinge dieses alten Geschlechts starben im vorigen Jahrhundert.

Wandern wir nun weiter aufwärts von Raxis bis da, wo einst die Burg Rhealta oder Nieder-Rhealta (Rhaetia ima) gestanden,



*Gen. v. I. Roßbock*

*Stahel v. F. Hablitschek*

SCHLOSS ORTENSTEIN AM RHEIN.

CANTON GRAUBÜNDEN.

THE CASTLE OF ORTENSTEIN ON THE RHINE.

LE CHÂTEAU D'ORTENSTEIN SUR LE RHIN.

*Druck & Verlag v. G. G. Lange in Darmstadt.*



von der nun jede Spur verweht, so steigen nach und nach die Trümmer der Burgen Paspels, Alt-Sins, Neu-Sins oder Neu-Zeusenberg mit ihrem dunkeln Gemäuer am rechten Ufer vor uns auf; oberhalb Kotels, einem Dorfe am rechten Ufer, das oft von den Fluthen des angeschwollenen Rheins verheert wurde, steht das alte Schloß Nietberg, kühn und fest auf einen Sandfelsen gebaut. Das Schloß hatte ein eignes Geschlecht. Hier wurde zur Zeit der unseligen Partheikämpfe, welche das Land durchwütheten, am fünfundzwanzigsten Februar 1621, Pompejus Planta, der im Jahr vorher mit einem östreichischen Heerhaufen ins Münsterthal eingedrungen war, von dem erbittertsten Gegner der Planta'schen Faction, dem Oberst Georg Senatsch, überfallen und im Kamine getödtet. Achtzehn Jahre später wurde der Oberst zur Rache bei einem Gastmahle in Chur ermordet, wie behauptet wird, durch den Sohn des gemordeten Pompejus.

Schloß Nietberg hat eine weitgedehnte schöne Aussicht; es wird noch jetzt bewohnt. In dem nahegelegenen Dorfe Almens soll eine Burg gestanden haben, die in eine Bauernhütte verwandelt wurde. Ebenso zeigen sich in der Nähe des verfallenen Thurmes von Neu-Sins, der seine nun zahnlosen Zinnen einsam aus den dunkeln Tannen emporstreckt, an einem stillen schlummernden See die gebrochenen und übermoosten Mauerreste eines längst verschollenen Schlosses, dessen Name und einstige Bewohner Niemand mehr kennt.

Von der Höhe eines freien Felsenvorsprunges beherrscht weiter unterhalb am rechten Ufer das wohlerhaltene Schloß Ortenstein die Gegend. Es gehörte den Grafen von Sargans, wurde in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zerstört und von allen damals gebrochenen Burgen im Domleschg allein wieder aufgebaut. Seine früheren Herren haben in der Geschichte des Landes eine bedeutende Rolle gespielt. Namentlich hat sich Johann Travers, dessen Familie aus Zug im Engadin stammt, als Staatsmann sowie als einer der frühesten und eifrigsten Reformatoren großen Ruf erworben. Sein Sohn, Jakob von Travers, blieb katholisch, und pflanzte als Herr von Ortenstein das Geschlecht fort, welches später in den Grafenstand erhoben ward. Noch jetzt wird das Schloß von der gräflichen Familie bewohnt, die große Güter besitzt. Die hochbetagte, verwittwete Gräfin von Travers soll eine vielseitig gebildete, wohlthätige Dame und eine strenge Anhängerin der katholischen Kirche sein. Im Thurme des Schlosses starb der letzte Werdenberger von Sargans, Graf Georg, Anno 1501.

Unter dem Schlosse Ortenstein, am Fuß der steilrechten Felswand, steht das einsame Kapellchen von Sanct Victor, über demselben blickt auf einer bewaldeten Höhe ein anderes Kirchlein, die Kapelle zu Sanct Lorenz aus dunkeln Tannen wehmüthig und verlassen hervor. Hier hat Eusebius Scotus, ein Schotte, fünfzig Jahre lang als Einsiedler gelebt und ist nach seinem Tode im Jahr 884 noch oft gesehen worden; auch liegt da ein Schatz vergraben, gehütet von einem steinalten silberhaarigen Manne und einem wunderschönen Mädchen.

Westlich von dem Schlosse sieht man das katholische Pfarrdorf Tomils, wo in alter Zeit ein Reichshof stand, nach dem, wie Einige behaupten, das Thal den Namen „Tomiliasca“ erhielt.

Bei den Ruinen von Zuvalta, in der Nähe des Dorfes Rothbrunnen, der Wiege eines angesehenen, jetzt noch blühenden Edelgeschlechtes, von dem besonders Fortunat von Zuvalta sich hervorgethan, schließt das gesegnete romanische Domleschg mit seinen Obstgärten, heiter grünen Nebengeländen und burggekrönten Höhen. Die beiden Dörfer, an welchen der Hinterrhein nun vorüberzieht, werden noch zum Gebiet des Vorder rheins gezählt; sie liegen in einem Thalwinkel, der von den beiden Gletschersöhnen umspült wird, aus deren Vereinigung bei Reichenau eigentlich erst unser Rhein hervorgeht. Früher bildeten diese Dörfer zusammen die Herrschaft Rhäzüns, jetzt aber sind sie zu dem Hochgerichte Flims gehörig.

Bei dem ersten dieser Dörfer

### R h ä z ü n s

(mit über vierhundert katholischen und romanisch redenden Einwohnern) thront auf einem vom Hinterrhein umspülten Felsen das stattliche, grauthürmige Schloß Rhäzüns, Rhaetia ima, in Urkunden des zehnten und elften Jahrhunderts gewöhnlich Ruzunes oder Retiunno, in alten Chroniken Rhaetium genannt.

Das Schloß ist das schönste in der ganzen Gegend. Romantisch liegt es im wilden Strome auf einem hohen Felsenlager und seine verwetterten Thürme schauen noch stark und fest mit ungebrochener Kraft ins Thal hinein, dessen Eingang es beherrschte. Rhätus, der alte Herrscher und Held, soll auch dieses Schloß erbaut haben. Nach andern, nicht weniger dunkeln Ueberlieferungen war es früher ein römisches Castell. In uralter Zeit saß zu Rhäzüns ein mächtiges Geschlecht; nach dem Aussterben desselben, im vierzehnten Jahrhundert, kam Schloß und Herrschaft an die Freiherren Brun, welche den oberen Bund schließen



*Stadth. Joh. Poppe*

R. H. A. Z. U. N. S.  
CANTON GRAUBÜNDEN

*Druck v. Verlag v. H. Lange in Darmstadt*

*Gen. v. L. Hehler*



halfen. Ein Heinrich v. Brun fiel indeß später von demselben ab und gesellte sich zu dem schwarzen Bunde, was er zu Vallendas mit dem Tod büßen mußte.

Als im Jahre 1459 mit Ulrich von Brun auch dieses Geschlecht erlosch, fiel Burg und Herrschaft den Grafen von Zollern als Erbe zu, und von diesen ist Rhäzüns an das Erzhaus Oesterreich gekommen, welches die von Marmels, von Planta und später einen Travers damit belehnte. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war das Schloß die Residenz der österreichischen Gesandten in Graubünden, sowie der Gutsverwalter, die Sitz und Stimme bei den Verhandlungen des oberen Bundes hatten, und so mag dieses Eigenthum in den Kämpfen der Factionen, der österreichischen und französischen Parthei den Habsburgern gar nicht unwichtig gewesen sein. Im Wiener Frieden 1805 wurde Rhäzüns an Baiern, im Preßburger Frieden an Frankreich abgetreten; nach dem Sturze Napoleons überließ Oesterreich auf dem Wiener Congreß seine Rechte an Graubünden, dem es ja seine schönen Unterthannenprovinzen entrißen hatte. Der Staat verkaufte das Schloß an die Familie Bieli, von der es noch bewohnt wird.

#### B o n n a d u z

heißt das nächste Dorf vor der Vereinigung des Hinterrheins mit dem Vordertheine, eigentlich Ponnad'oz von Pan-a-töts, das heißt „Brot für Alle“. So wurde der Ort genannt, weil er grade mitten in fruchtbaren Kornfeldern liegt\*). Das romanische Dorf hat mit seiner kleinen deutschen Nachbarschaft Sculms gegen siebenhundert Einwohner. Doch ist es sehr klein; die Häuser sind meist massiv aus Stein gebaut und oft mit plumpen Heiligenbildern angepinselt, woran man das katholische Dorf sogleich erkennt. Für Reisende, welche nach Chur kommen und dort im Freiegg bei Herrn Lendy wohnen sollten, fügen wir noch hinzu, daß der kleine gutmüthige Kellnerjunge, das Factotum des Hauses, aus Bonnaduz gebürtig ist, wie er mir selbst erzählte. Außerdem wüßten wir von keinem interessanten oder irgendwie ruhmwürdigen Manne zu berichten, dessen Name sich an das Dörfchen knüpft.

\*) In früheren Zeiten soll hier ein trefflicher Wein gewachsen sein. In der Nähe stand das Schloß Wachenau oder Drachenau.

## XIX.

## R e i c h e n a u.

Wir sind nun zum Vereinigungspunkt der beiden Arme unseres Stromes gekommen. Eine halbe Stunde hinter Bonnaduz, bei dem wir Abschied nehmen von den schönen, vielgewundenen Thälern des Hinterrheins, liegt R e i c h e n a u, wo der Vorder- und Hinterrhein ihre Wasser zusammengießen und, zu einem Strome vereinigt, ihren Weg fürderziehen.

Schon im dreizehnten Jahrhundert stand da, wo sich die Gletscherföhne vereinigen, ein Wachtthurm, La Punt genannt. Er war zu der alten Feste Hohentrins gehörig, welche Pipin, Karl des Großen Vater, erbaut haben soll. Als Hohentrins indes später niederbrannte, baute der Bischof von Chur bei La Punt eine Burg und nannte sie **Reichenau**, nach der bekannten Insel im Bodensee und zu Ehren des dortigen Abtes, mit dem die geistlichen Herren von Chur in freundlichem Verkehr lebten.

An dieser Stelle lagert nun eine kleine verlassene Häusergruppe, die zu dem im Vorderrheinthal gelegenen reformirten Dorfe Taminis gehört. Rechts ein Gasthof, das Adlerwirthshaus, links das Haus, wo Weggeld erhoben wird, dann das freundlich-weiße, in moderner Art erbaute Wohnhaus des Obersten Ulrich von Planta, welches man aus Artigkeit das Schloß nennt. Es wurde seit dem Jahre 1819 an der Stelle des alten „Schlosses“ erbaut, das in den Kriegszeiten arg gelitten hatte.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts befand sich in dem geräumigen Gebäude eine berühmte Erziehungsanstalt, durch den Bürgermeister von Tscharner in Chur und einen Herrn Bavier errichtet. Benjamin Constant war ein Schüler dieses Instituts, unter anderen auch Zschokke hier Lehrer.

An einem Octoberabend des Jahres 1793 — es fing schon an zu dunkeln — klopfte an die Thüre des Hauses ein junger Mann, der ein Bündelchen an seinem Stock auf dem Rücken trug und eine schwere Tagereise gemacht haben mußte; er schien ganz erschöpft und ermüdet. Er fragte nach dem damaligen Vorsteher des Instituts, Herrn von Jost, in einem geradbrechten, gebrochenen Deutsch, woraus die im Hofe versammelten und ihn neugierig umringenden Schüler sogleich einen Franzosen vermutheten.



*Joh. Poppel sculp. f.*

B E R I C H T E N A U  
CANTON GRAUBÜNDEN

*Druck & Verlag v. J. J. Lange in Darmstadt*

*L. Rothrock del.*



Vor den Direktor geführt, übergab der Fremde demselben einen Empfehlungsbrief des Generals Montesquieu folgenden Inhaltes:

„Ich mache Sie im Ueberbringer dieses mit einem jungen Manne bekannt, der, von den französischen Schreckensmännern verfolgt, in Ihrem stillen Reichenau eine sichere Freistätte zu finden wünscht. Er lebte einige Zeit in Zug, hierauf bei mir in Bremgarten, hofft nun aber in den Hochgebirgen Rhätians längeren Schutz und Aufenthalt zu finden. Seine ausgezeichneten Kenntnisse in der Mathematik und im Französischen empfehlen ihn für die Lehrerstelle, die laut öffentlichen Blättern daselbst vakant ist. Nehmen Sie ihn auf, wackerer Kriegskamerad, der sowohl bei der Schweizergarde, als auch bei meiner Armee in Savoyen tapfer gefochten hat. Sie werden es thun, ja mit um so größerer Freude, wenn ich Sie zugleich mit dem Geheimnisse seiner Person bekannt mache. Es ist der junge Herzog von Chartres, der Sohn des Herzogs von Orleans. Wie Sie wissen werden, hatte derselbe schon als Divisionsgeneral, unter dem Namen des jungen Egalité, ehrenvoll im republikanischen Heere gekämpft, allein vor dem blutdürstigen Comité du salut public mußte er fliehen und sucht nun Schutz in der neutralen Schweiz; er wird solchen, wie ich hoffe, auch bei Ihnen finden. Montesquieu.“

Herr von Jost zeigte sich gerne bereit, dem Wunsche des Generals zu willfahren, sobald er den Miteigenthümer des Institutes J. B. von Eschärner und den Studiendirektor Professor Resemann erst davon in Kenntniß gesetzt hätte. Beide gaben gleichfalls ihre Zustimmung und der geächtete und verfolgte Herzog von Chartres trat nun als Informator ein, lehrte die Jungen französisch und erklärte ihnen die Anfangsgründe der Mathematik, das Rechnen mit Decimalbrüchen, mit benannten und unbenannten Zahlen, den pythagoräischen Lehrsatz, die Eintheilungen des Erdglobus, er, der selbst einst zur Theilung berufen werden sollte. Er nannte sich Chabaud. Täglich gab er seine Stunden und speiste an dem gemeinsamen Tische der Lehrer und Schüler mit. So erteilte er acht Monate hindurch Unterricht. Niemand wußte, wer unter dem einfachen bescheidenen Namen eigentlich verborgen sei, als die drei Vorsteher des Institutes.

Hier erfuhr der junge Herzog, daß das Haupt seines Vaters, des Philipp Egalité, unter dem Guillotinenmesser gefallen und seine Mutter nach dem fernen Madagascar verbannt war. Endlich aber mußte er eine Entdeckung fürchten und auch diese Schutzstätte verlassen, um später nach dem

Auf- und Niedergang jenes gewaltigen Sturmes, der wie ein Komet herangeschossen kam und wie ein Komet sich wieder verlor, nach der Wiedereinsetzung und Wiederverjagung des alten Königgeschlechtes den schönsten und gefährlichsten Thron der Welt einzunehmen. Der Abschied des verfolgten jungen Mannes von seinen Schülern soll sehr rührend gewesen sein.

Als der Herzog von Orleans König der Franzosen geworden war, wußte er das Andenken jener Tage zu ehren. Von seinen Schülern umringt, ließ er sich in einem Gemälde darstellen, das im Palais-Royal gezeigt wird. Oeffentliche Blätter berichteten vor Kurzem, daß Louis Philipp einem Enkel jenes Herrn von Jost, der gleich seinem Landsmanne, dem General von Salis-Soglio, in die Dienste des Sonderbundes gerathen und deshalb landesflüchtig war, eine Lieutnantsstelle nebst einer ansehnlichen Geldsumme geschenkt habe. Im vorigen Jahre (1846) hat er auch dem obersten von Planta sein lebensgroßes Bildniß geschickt, um es an dem Orte aufzuhängen, wo er einst das Brod der Verbannung hatte essen müssen! Wer hätte damals gedacht, daß er so bald schon bleich und wankenden Schrittes die Tuilerien verlassen sollte, um selbst von Neuem in die Fremde zu flüchten.

Die Familie von Planta hat außer dem freundlichen, hübsch eingerichteten Schlosse zu Reichenau bedeutende Besitzungen und Wälder, deren Holz die Sägemühlen am Rhein verarbeiten, auch einen Garten, der von Chur aus häufig besucht wird. Die Reisebeschreiber und Topographen finden ein Vergnügen daran, diesen schöngelegenen Garten bald „großartig“, bald „herrlich“ zu nennen. Allein er verdient weder diese überschwänglichen Bezeichnungen, noch besitzt er einen seltenen Reichthum von Pflanzen, „die kein Wanderer ungesehen lassen darf“. Dafür aber findet man dort einen alten Gärtner mit einem gutmüthig blickenden pockennarbigen Gesicht, der Einem die Anlagen mit freundlicher Bereitwilligkeit zeigt. Wenn Jorik-Sterne eine besondere Vorliebe für den Charakter der alten Offiziere gefaßt, so habe ich mir meinerseits die alten Gärtner zu meinen Lieblingen ausersehen. Diese glücklichen Menschen, welche ihr Lebenlang unter Blumen, in der Natur und nur der Natur lebten und das geheime Stillleben der Pflanzen belauschten, haben sich meist eine so harmlose, lebenswürdige Kindlichkeit des Charakters bewahrt. Der alte Gärtner in Reichenau ist ganz einer jener lieben Charaktere. Er führte mich zutraulich in dem Garten umher, erzählte mir von seinen Reisen in Deutschland und gab mir beim Abschied eine Rose

mit zum Andenken an die schöne Sonntagsmorgenstunde, die ich in Reichenau verlebte.

Von der Terasse des planta'schen Gartens, die in den Strom hinausragt, sieht man am besten die Vereinigung der beiden Rheinarme. Rechts her, von der Nordostseite des Gotthartsstockes und dem Oberlande kommt der Vorderrhein, nachdem er in seinem fünfzehnstündigen Laufe den Somvikerrhein, den Glenner und den Savierrhein mitgenommen, an der alten Abtei Disentis und der romanischen Stadt Glanz (Glion) vorübergezogen ist\*). Der Hinterrhein ist ihm an Gewalt und Größe überlegen. Als ein starker wildfluthender Strom links herabströmend, drängt er mit seinen schwärzlichblauen, von der Nolla getrübbten Wellen, den klaren hellen Gletscherfluß des Vorder rheins zur Seite, und so ziehen die beiden Wasser, schon einen Strom von hundert vierzig Fuß Breite und etwa fünf Fuß Tiefe bildend\*\*), vereinigt weiter. So entsteht unser Rhein.

\*) In dem ersten Abschnitt haben wir bereits wegen dem Ursprung der verschiedenen Rheinquellen auf die in den Händen des Publikums befindliche, aus einer andern Feder stammende Abtheilung unseres Werkes von Mainz bis Köln (S. 1—9) hingewiesen. Eine Schilderung der Thäler des Vorder rheins, des sogenannten Bündnerischen Oberlandes, gestattet der Raum hier um so weniger, als wir bei dem bedeutendsten Arme unseres Stromes, dem Hinterrhein, fast allzu lange schon verweilt sind.

\*\*) In einer Beilage der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ (Jahrgang 1825 No. 313) ist über die bis jetzt schwankend angegebene Breite und den Fall des Rheins eine tabellarische Uebersicht mitgetheilt, mit der auch K. V. Hoffmann in seinem Werke „Europa und seine Bewohner“ größtentheils zusammenstimmt.

**Ueber Fall und Breite des Rheins.**

|  | Höhe über Meer.<br>Pariser Fuß. | Entfern. eines Punktes zum andern.<br>Franz. Toisen. | Mittlere Breite.<br>Pariser Fuß. |
|--|---------------------------------|--|----------------------------------|
| <b>Quellen des Vorder rheins.</b>                          |                                 |  |                                  |
| Toma-See und sein Ausfluß . . . . .                        | 7240                            | —  | 3                                |
| Cornära-Rhein . . . . .                                    | 6890                            | —  | 4                                |
| Rämer-Rhein am Krispalt . . . . .                          | 6710                            | —  | 2                                |
| Vereinigung der Rheinarme bei Chiamut . . . . .            | 5270                            | 8560   | —                                |
| (nach Hoffmann) . . . . .                                  | —                               | —  | 7                                |
| (nach Wahlberg) . . . . .                                  | 4800                            |  |                                  |
| <b>Quellen des Mittel rheins.</b>                          |                                 |  |                                  |
| (Kroda) am Scur-See . . . . .                              | 6670                            | 660  | 2                                |
| <b>Vereinigung des Mittel rheins mit dem Vorder rhein.</b> |                                 |  |                                  |
| bei Disentis . . . . .                                     | 3420                            | 17050  | 16                               |
| (nach Wahlberg) . . . . .                                  | 3357                            | 8670   |                                  |

Sobald beide Rheine unter der Brücke von Reichenau ihre Fluthen zu einem Strome zusammengegossen haben, öffnen sich auch die beiden Thäler, durch welche sie gekommen, in ein weites Hauptthal, das sich gegen Deutschland hin erschließt. Bei Reichenau wendet sich die Straße zur Linken in das lange schmale Thal des Hinterrheins, nach dem Spüngenpasse und gen Italien. Das Vorderreinthal aber drängt sich immer mehr zusammen, bis nur eine enge Straße übrig bleibt, die nach Kloster Disentis, zu dem alten Ahorn bei Trons, in die Thäler des grauen Bundes, über den Lukmanierpaß nach Tessin und zu den höchsten Dörfern am Gotthardt führt.

Zwei hölzerne bedeckte Brücken verbinden Reichenau mit den verschiedenen Thalarmen; die eine geht über den Vorderrhein; unter der andern fließt der vereinigte Rheinstrom durch. Letztere leicht und sicher gebaut, ist zweihundert siebenunddreißig Fuß lang und achtzig Fuß hoch über dem Wasserspiegel. Sie wurde im Jahr 1819 an der Stelle der früher abgebrannten gebaut, die ein bekannter Baumeister Grubenmann angelegt hatte, und zwar von einem Bauern aus dem Boralberg'schen, der sich ohne Unterricht und Anleitung zum Baumeister gebildet.

Bei diesen Brücken kämpften am 3. Mai 1799 die Franzosen mit dem Landsturm aus dem Oberlande, der mit Morgensternen, Sensen und

|  | Höhe über<br>Meere.<br>Pariser Fuß. | Entfern. eines<br>Punktes zum<br>andern.<br>Franz. Toisen. | Mittlere<br>Breite.<br>Pariser Fuß. |
|--|-------------------------------------|--|-------------------------------------|
| Einmündung des Glenners bei Manz . . . . .                             | 2210                                | 19540  | 80                                  |
| (nach Hoffmann) . . . . .  | —                                   | —  | 50                                  |
| <b>Quelle des Hinterrheins am Rheinwald-<br/>gletscher.</b>            | 5760                                | —  | 4                                   |
| Einmündung des Aarerrheins in den Rofflen . . .                        | 3220                                | 22880  | 18                                  |
| Einmündung der Albula bei Sils . . . . .                               | 2240                                | 8490   | 120                                 |
| <b>Vereinigung des Vorderheins und<br/>Hinterrheins bei Reichenau.</b> | 1830                                | —  | 140                                 |
| (nach Wahlenberg . . . . .   | 1850                                | —  | —                                   |
| Vorderrhein . . . . .  | —                                   | 10380  | —                                   |
| Hinterrhein . . . . .  | —                                   | 7650   | —                                   |
| Einmündung der Plessur unterhalb Chur . . . . .                        | 1760                                | 6850   | 130                                 |
| nach andern Messungen . . . . .  | 1698                                | —  | —                                   |
| Einmündung der Landquart bei der Tardisbrücke . .                      | 1550                                | 8370   | 160                                 |
| Höhe des Rheins bei Ragaz nach Wahlenberg . . .                        | 1545                                | —  | —                                   |



Geo. v. J. Nobbeck.

Stadtbl. v. L. Oeder.

U T O A N T,  
CANTON GRAUBÜNDEN

Druck & Verlag v. S. J. Lange in Darmstadt.



Aerten abentheuerlich bewaffnet, von Tavetsch her kam und die fremden Soldaten bis gegen Chur zurückdrängte. An tausend Franzosen, welche Reichenau und den Kunkelspaß besetzt hielten, wurden erschlagen. Man zeigt auf einer kleinen grasbewachsenen Terrasse noch die Plätze, wo die Franzosen ihre Kanonen aufpflanzten.

## XX.

## Von Reichenau bis Chur.

## Das Hauptthal des Rheins. — Das Dorf Ems. — Die Pferdegräber bei Ems und Chur.

Von Reichenau führt die Heerstraße in drei Stunden bis zu dem Dorf Thufis und dem Eingange der via mala, in sieben Stunden nach dem alten Glanz, dem ersten Ort am Rheine, (mit 574 Einwohnern) und in zwei Stunden nach Chur, der alten Hauptstadt des Landes, der wir nun, unserem Strome folgend, zuschreiten, indem wir bedauern, unsere Leser nicht vorher noch zu einem Abstecher in die wenig betretenen Thäler des Vorderrheins auffordern zu können.

Bei Reichenau öffnen sich, wie bereits angedeutet, die Thäler des Vorder- und Hinterrheins in ein weites Hauptthal gegen Deutschland hin, dem der junge Strom nordostwärts zueilt, bis er hinter Chur die nördliche Richtung einschlägt, um seine trüben Fluthen in dem Bodensee abzuklären. „Dieser Thalweg des vereinigten Rheins, bemerkt G. W. Röder, ist gleichsam der Stamm jener weitläufigen Thalverzweigung, die zum Geäder des Rheins gehört.“

Die Hochgebirge ziehen sich wie zwei mächtige bewaldete Wälle in gerader Linie bis Chur fort und ihre ernstesten grauen Häupter, an denen einzelne Sennhütten mit spitzen Schindeldächern hängen, begleiten den Wanderer zu beiden Seiten des breiten fruchtbaren Thales. Zur Linken bildet der langgestreckte knochigte Rücken des Galanda mit dem Männer- und Weibersattel fortwährend einen großartigdüsteren Hintergrund, rechts erheben sich die Ausläufer des Dreibündnerberges und der waldige Bazokelberg mit den weit hinausragenden Spontisköpfen.

Das Thal (1550 bis 1850 Fuß über dem Meere) ist breit genug, um Feldbau aller Art zu treiben, reich an fruchtbaren Geländen und Wiesen. Namentlich soll der Föhn oder Südostwind das Gedeihen und Wachsthum befördern. Auch ist dieser Theil des graubündner Landes stärker bevölkert als jeder andere; in allen Gemeinden von Reichenau bis zur Gränze des Kantons, die in elf Dörfern und zwei Städten (Chur und Mayenfeld) zerstreut sind, leben nach der neueren Zählung zusammen fünfzehntausendzweihundertfünfzig Menschen. Im Durchschnitt kommen hier viertausendsechshundert Seelen auf die Quadratmeile und so wohnt auf diesem kleinen Raume, der etwa vier Quadratmeilen, also nur den fünfunddreißigsten Theil des Flächenraums von Graubünden ausmacht, fast der sechste Theil der Bevölkerung des ganzen Kantons.

Der Rhein hat sich sein Bett meist dicht am Fuße des Galanda gesucht, doch irrt er hin und wieder ziemlich willkürlich in weitere Reviere aus, oft fließt er, vielfach in Arme getheilt, durch verschwemmte Kies- und Sandfelder, die das Gebiet bezeichnen, welches er bei hohem Wasserstande überfluthet. Die Strecken, welche hie und da wüst und ungebaut am Ufer liegen, zeigen wie vielen Schaden der Strom anrichtet. Im Ganzen ist der Anblick unseres Rheins von Reichenau abwärts reizlos und wenig erfreulich.

Zuerst gelangen wir auf der bequemen und breiten Landstraße nach

### E m s

(Amedes), einem der größten und reichsten Dörfer Graubündens, mit nahe an tausend Einwohnern und zwei Kirchen, das sehr ausgedehnte und fruchtreiche Gemeindegüter besitzt. Es gehört zu dem Gerichte im Boden, welches mit den Gerichten Flims, Tamins und Hohenentrins das fünfte Hochgericht des oberen Bundes, das Hochgericht Rhäzüns oder im Boden bildet.

Trotz seiner Wohlhabenheit ist Ems ein schmutziges, häßliches Nest; die Wohlhabenheit lacht Einem hier keineswegs entgegen, wie in Thusis und anderen Dörfern Graubündens. Ihr braucht deßhalb nicht erst Euer Reisehandbuch aufzuschlagen, um zu wissen, daß das Dorf katholisch sei. Denn wo ein katholisches und protestantisches Dorf nebeneinander liegen wird man fast überall in dem letzteren eine gewisse Sauberkeit und Modernität finden, die Rührigkeit und der nüchterne practische Erwerbseifer springt Einem sogleich in die Augen; bei den katholischen Bauern aber



C. M. Kern, sculpt.

H. Schickel, del.

J. M. S. & F. E. L. S. B. E. R. C.  
CANTON GRAUBÜNDEN

Druck & Verlag v. G. H. Lange in Darmstadt



waltet immer ein romantischer Schmutz sowie eine sich gehen lassende und träumerische Nachlässigkeit vor.

In der Nähe von Ems standen die Ruinen des Schlosses Ober-Ems, einst den Herren von Rhäzüns gehörig. Am dritten Mai des Jahres 1799 wurde der von Reichenau bis Chur vorgedrungene Landsturm von den Franzosen wieder zurückgeworfen und verfolgt. Am Ende des Dorfes hielten die Graubündner noch Stand. Da fiel ein Mädchen von einundzwanzig Jahren, Anna Maria Bühler, den Pferden des ersten französischen Geschüzes in den Zügel, schlug den Stückknecht mit einem Prügel nieder, daß er auf der Stelle todt blieb, und verschaffte so durch das in der engen Dorfgasse entstandene Gesperr den flüchtenden Landsleuten Zeit, sich der Kanonen zu bemächtigen, wobei sie selbst wacker mithalf. Die Landstürmler faßten neuen Muth und die Franzosen wurden augenblicklich wieder aus dem Dorfe hinausgeschlagen.

Die Anna Maria Bühler, welche sich damals so herzhast und brav benommen, hat noch im Jahre 1844 gelebt, wie wir aus den damals erschienenen Reisebüchern ersehen. Ich wollte mich erkundigen, ob sie noch am Leben oder währenddessen zu ihren Vätern versammelt worden sei, allein Niemand verstand mich und achselzuckend ließen mich die Frauen stehen, welche ich befragte. In Ems wird romanisch gesprochen und während der Reise in Reichenau und Rhäzüns ein gutes Deutsch trifft, versteht ihn hier mit Einem Male Niemand mehr. Das Dorf ist übrigens der letzte Ort, wo das romanische Idiom herrscht.

Ueberhaupt ist die Mischung der Sprache und Confessionen wohl in keinem Theile des Landes so auffallend, als in dem, welchen wir bis jetzt durchzogen. Findet man doch kaum zwei zusammenliegende Kirchspiele, ja einzelne Häusergruppen, die hierin übereinstimmten. In Splügen und am jungen Hinterrhein sahen wir die äußerste Gränze des Protestantismus und der deutschen Sprache; jenseits der Berge, zwei Meilen davon entfernt, beginnt Italien. In Andeer wohnen Protestanten, jedoch mit romanischer Zunge. Ebenso in Zillis. Thusis ist deutsch und reformirt, die Dörfer am Heizenberg reformirt und zum Theil deutsch. Rhäzüns und Ragis sind katholische Dörfer; im ersteren wird deutsch geredet, im zweiten die romanische Sprache. Dann kommen wir nach Bonaduz, das gleichfalls romanisch ist. In Reichenau aber hören wir wieder Deutsch, während Ems, nur anderthalb Stunden noch von dem deutschredenden und größtentheils reformirten Chur entfernt, das letzte romanische Dorf ist.

In der Umgebung des Dorfes und auf dem ganzen Wege nach Chur sehen wir eine Anzahl meist kegelförmiger Hügel hin und wieder zerstreut, bald einzeln, bald in Gruppen näher zusammengedrückt. Sie erheben sich „wie Erdwarzen“ über der Thalfläche; die kleinere Kirche von Ems steht auf einem dieser kleinen Hügel. Im Ganzen sind deren einundzwanzig vorhanden, neun in der Nähe von Chur, zwei bei Felsberg und zehn bei Ems.

Ueber die Entstehung dieser Hügel herrschen sehr widersprechende Ansichten. Das Volk nennt dieselben in seinem Churwelsch „Tombel de chiavals“ oder „Tumbas dals Cavals“, das heißt Pferdegräber. Man hielt die Hügel nämlich früher allgemein für die Gräber verscharrter Rosse; andere wollten in denselben die Leichenhügel gefallener Helden oder Ueberreste von Schanzen aus der Römerzeit sehen. Solchen Behauptungen widerspricht aber schon die ganze Bildung der Hügel, deren Kern aus dem mit Kies und Sand überzogenen Gerümmer verschiedener Gebirgsarten besteht. Aehnliche Erscheinungen finden sich in mehreren Thälern der Schweiz, bei Sitten, im Kanderthale und werden von den Geognosten verschieden erklärt. Professor A. Morizi in Solothurn, ein Graubündner, wenn wir nicht irren, hat den Hügeln bei Chur und Ems ein besonderes Studium gewidmet und eine Abhandlung darüber veröffentlicht. Er bezeichnet diese Hügel als Ueberbleibsel großer Schlammströme von ehemaligen großen Ueberschwemmungen. Demnach wären die meisten jener Hügel durch die Strömung von den oberländer Hochgebirgen, andere aus dem Schanfigg in den Thalgrund hinabgeschwemmt und durch die Länge der Zeit dann so befestigt und mit Erde und Gras überzogen worden.

## XXI.

## F e l s b e r g .

Im stillen Schatten ruht das Thal;  
Zum Scheiden mit dem letzten Strahl  
Die Sonne den Galanta grüßt,  
Da von Graubündens Gletschermeer  
Aus seinem dunkeln Schatten her  
Der junge Rhein vorüberstießt.

Und über seinen Rücken weg  
Trägt dich ein schwanker Brettersteg  
Dem hart bedrohten Felsberg zu,  
Dem Bergedörfchen klein und arm,  
Das sich gebettet weich und warm  
Sein Nestchen hier zu Fried' und Ruh'!

Das steigt unter grünen Wiesen  
Am Fuß des mächt'gen Bergeeriesen  
Zu dessen Höhen sanft empor. —  
Doch eine feindlich böse Macht  
Tritt über seine stille Nacht  
Mit schreckender Gebärde vor.

Denn seine Felder, seine Hütten  
Bedrohet furchtbar zu verschütten  
Die hohe, lose Felsenwand.  
Es flieht von da der süße Schlummer  
Das Herz erbebt in bangemummer,  
Es ruft zu dir mein Vaterland!

Siehst du die eigne Wunde klaffen,  
Wirst du denn keine Hülfe schaffen,  
Eh' das Verderben weiter dringt?  
Hörst du den Wehruf deiner Söhne,  
Des armen Volkes Jammertöne.  
Das mit dem nahen Tode ringt?

Auf Goldaus einst so reicher Flur  
Liegt des Entsetzens grause Spur,  
Soll dieses Unglück sich erneu'n?  
So mancher Bote ward gesandt,  
Kam donnernd bis zum Berg gerannt,  
Soll diese Warnung fruchtlos sein?\*)

So sang der Pfarrer Sprüngli in Thalwyl am Zürichersee von dem Dorfe Felsberg, das eine halbe Stunde hinter Ems, jenseits des Rheins, am Fuße des Galanda seinen dunkeln Kirchturm emporstreckt. Das drohende Schicksal dieses Dorfes, vielleicht einst wie Goldau verschüttet und begraben zu werden, hat im Jahre 1845 eine allgemeine lebhafteste Theilnahme in Deutschland erregt. Man gab Concerte und deklamatorisch = musikalische Abendunterhaltungen, erließ Aufrufe in den Zeitungen und sammelte aller Orten für die bedrohte Gemeinde, um die Bewohner in Stand zu setzen, den Ort aufzugeben und ein neues Dorf, ein „Neu-Felsberg“ zu gründen. So wurden namentlich in Frank-

\*) Der Verfasser meint einige Felsblöcke, die herabstürzten und fast das Dorf erreicht hätten.

furt von einem dortigen großen Sängervereine, dem „Liederkrantz,“ bedeutende Unterstüßungsgelder zusammengebracht; in Chur bildete sich ein Hilfscomite; am Zürichersee sowie in anderen Kantonen veranstaltete man Sammlungen.

In der That ist die Lage des Dorfes bedenklich genug. Die eingeschwärtzten, spitzdächigen Häuser, welche man von der Landstraße aus sieht, drängen sich dicht und ängstlich unter einer fäh und senkrecht emporsteigenden Felswand des Galanda zusammen. Einzelne große Felsstücke, die von Zeit zu Zeit heruntergekommen, ohne jedoch bis jetzt Schaden anzurichten, sieht man herabgestürzt, um das Dorf und selbst in demselben zerstreut liegend. Andere zerklüftete Massen hängen oben über den schutzlosen Dächern und scheinen sich jeden Augenblick von den Zinnen abbröckeln und herunterkrachen zu wollen.

Das Gefährlichste jedoch sind die breit von einander klaffenden Spalten und Risse in der dunklen Bergwand, welche man von unten deutlich sehen kann. Der steilrechte, selbst überhängende Fels, der sich in einer Höhe von zweihundert Fuß längs des ganzen Dorfes und noch weiter hinzieht, ist ganz zerklüftet, seine Spalten dringen so tief herab, daß selbst eine Sperrung des dicht vorüberfließenden Rheins nicht für unmöglich gehalten wird, wenn der Sturz erfolgt. Das Gestein soll beständig im Weichen sein und die geringste Erschütterung kann den Moment herbeiführen. Felsberg aber muß unfehlbar zerschmettert werden, wenn die überhängende Spitze sich loslöst. „Dies Ereigniß, bemerkt Theodor Mügge in seinem Werke über die Schweiz, wird stattfinden über lang oder kurz, denn die Wasser, welche in die klaffenden Spalten fließen, sichern den Boden durch und bewirken zuletzt nothwendig den Zusammensturz der Masse.“

Obwohl man diesen Tag des Schreckens schon seit Jahren erwartet, leben die meisten Leute noch in ihren alten Wohnungen, die Gefahr vergessend, welche beständig über ihren Häuptern droht. Sobald aber ein Gepolter in den Bergen entsteht und einzelne Steine herunterkommen, sollen sie fliehend aus ihren Häusern hervorstürzen, um nicht unter den Trümmern begraben zu werden.

Ein zweites Felsberg zu gründen und sich in Sicherheit zu bringen, „eh' an den Fels der Sturmwind stößt,  
eh' von der Höh' der Stein sich löst“,  
hat man seit 1845 versucht; von der Landstraße aus sieht man bereits mehre rothe Häuser in einiger Entfernung angebaut. Man machte unter anderem

einen Vorschlag, der, wenn wir nicht irren, zuerst im „frankfurter Journal“ ausgesprochen worden ist, nämlich durch Sprengung der Felsen den Sturz früher herbeizuführen, dann aber auch zu regieren. Dies Project schien jedoch denen, welche das Terrain kannten, ganz unausführbar. Die Zerklüftung der Felswand machte es unmöglich, bei einer etwaigen theilweisen Sprengung die Ausdehnung des Sturzes vorher zu berechnen. Der Bericht einer Versammlung schweizerischer Naturforscher, die im Sommer 1844, begleitet von den ängstlich forschenden Einwohnern, den Galanda bestiegen, und an Ort und Stelle eine genaue Untersuchung anstellten, stimmte mit dieser Ansicht vollkommen überein. Diese hielten es selbst möglich, daß das Flußbett des Rheins versperrt würde, wenn der Felsen herabschmettert, ein Umstand, der den Sturz für einen großen Theil des Rheinthaales gefährlich macht.

Die Hauptspalte war damals oben, etwa zweitausend fünfhundert Fuß über dem Rhein, sieben Zoll breit und von unergründlicher Tiefe.

Der beste Plan zur Gründung eines neuen Ortes scheiterte an religiöser Umduldsamkeit. Durch die zusammengebrachten Gelder und „Liebesgaben“, namentlich aus Deutschland, und mit Hülfe des Staates, der sich der bedrohten Gemeinde gleichfalls annahm, waren die Felsberger im Stande, die reiche katholische Gemeinde Ems, die auf der rechten Rheinseite große Güter besitzt, anzugehen, ihnen so viel Grund und Boden abzulassen, daß sie sich auf dem andern Rheinufer siedeln könnten. Aber alle Unterhandlungen und Vorstellungen blieben fruchtlos; die Felsberger sind protestantisch und die Emser wollten sie nicht in ihrer nächsten Nähe. Hier hatte Niemand zu entscheiden als die souveräne emser Gemeinde, denn der Staat besitzt so wenig Eigenthum, wie es große Grundherren gibt, und so müssen die Felsberger auf dem linken Rheinufer bleiben und dicht am Rhein ihr neues Dorf bauen, wo der alte Galanda nicht zu fürchten ist, aber der Strom dafür alljährlich ihre Felder überschwemmen und verheeren kann. Man hat zwar eine Rheincorrection vornehmen lassen, Dämme und Uferwerke angelegt, die Vorkehrungen sollen jedoch in vieler Hinsicht mangelhaft sein und wenig Sicherheit vor Wassernöthen verheißten.

Die Befürchtung eines Bergsturzes, welche seit einigen Jahren die Augen von der ganzen Schweiz und von Deutschland mit theilnehmender ängstlicher Spannung auf das kleine Felsberg richtete, ist übrigens daselbst nicht neu. Schon im Beginn der dreißiger Jahre veranlaßten kleinere Erdfälle, drohende Anzeigen mancher Art, eine Untersuchung der jähren

Felswand, welche unmittelbar über dem Orte emporsteigt. Schon damals fand man eine Menge Spalten, oft über sechshundert Fuß tief, zwischen den Klüften abgelöste, gefährlich hängende Felsenmassen, welche einen baldigen Sturz fürchten ließen. Nichts desto weniger wohnten die Felsberger unbesorgt in ihren Häusern bis 1843. Da aber steigerten einzelne Felsstürze und die sichtliche Erweiterung der Spalten die Besorgnisse und man ward der bedrohlichen und gefahrvollen Lage allmählig inne.

Die Heimath unseres Stromes hat überhaupt die meisten Bergstürze in der Schweiz erlebt. Der größte und verheerendste, welcher das ganze Alpenland heimsuchte, fand statt am vierten September des Jahres 1618 im Thale von Chiavenna. Hier stand ehemals das reiche Städtchen Plurs, berühmt durch seine Seidenwebereien, dicht daneben das Dorf Cilano, beide am Ufer des Flusses Maira, der sich in den Lago Maggiore ergießt. Beide Orte wurden am vierten September 1618 von dem Sturze des Berges Conto begraben. Niemals sind sie wieder aufgebaut worden; üppige Kastanienwälder wuchern auf dem großen Grabe. Außerdem sind die erheblichsten Fälle: der Sturz des Madrisa im Prättigau, welcher anno 1689 das Dorf Saas größtentheils begrub; der des Schlapiner Jochs, ganz nahe an dem vorigen, im Jahre 1804, bei dem das Dorf Manbuel zerstört ward; der Sturz des Forbisch im Oberhalbsteinerthal, welcher den Ort Ferrärd zum Theil verschüttete.

Bei Felsberg führt eine alte hölzerne Brücke über den Rhein. Das Dorf selbst hieß früher wahrscheinlich Fagun oder Fagoing: es hat mehr als vierhundert deutschredende Einwohner. Auf einem nahen Hügel standen früher die malerischen Trümmer des Schlosses Felsberg; die Dorfbewohner haben dem zerstörenden Zahne der Zeit vorgegriffen, das alte Gemäuer abgetragen und als Baumaterial benützt. Vor ungefähr zwanzig Jahren wurde an einer Felswand über dem Dorf, bei der sogenannten goldenen Sonne, Bergbau getrieben und aus den Kalkspatgängen mitunter große Stücke gewichtigen Goldes zu Tage gefördert. \*) Aus dem Ertrage dieses Bergwerkes schlug man im Jahre 1813 einige hundert Dublonen mit Bündnergepräge.

Von dem Dorfe geht ein Fußweg nach der Höhe des Galanda (7877 Fuß über dem Meere), die man in sechs bis sieben Stunden er-

\*) Das größte Stück soll 8 Loth gewogen und über 23 Karat feines Gold enthalten haben.



W. Lang sculp.

H. Hofmann del.

CANTON GRAUBÜNDEN



reicht. Die  
Kampfe sieht man  
und bestreuen

Erster Anblick  
Alles Erstaunlich

Es ist, so wie  
man, (sowohl  
ung der Rhodan  
wird und die  
sowohl die  
man, in einem  
in der Berg  
die Messer  
sich an Stelle  
sich Ende  
In diesem  
Bewegung,  
ist die von  
in Bewegung.  
Zurück, so  
Küchen werden  
gerade, in  
er Raum.

In Bewegung  
sich der  
früherer Raum  
bestehen liegt  
Messing, golden  
Küchen, in  
Das Tage von

Der Raum 1. 2. 3.

reicht. Die Aussicht oben ist lohnend; in majestätischem königlichen Kranze sieht man hier die hohen Alpenfirnen mit ihren leuchtenden Schnee- und Eiskronen vor sich.

## XXII.

## C h u r.

Erster Anblick und Eindruck. — Das Innere der Stadt. —  
Altes Gemeinde- und Buntswesen. — Das Leben in Chur.  
Sehenswerthe Gebäude.

Chur, die alte Hauptstadt des Landes, die Curia Rhaetorum der Römer, (romanisch Quera, italienisch Coira,) liegt gerade an der Krümmung des Rheinthaales, wo sich der Strom in seinem Laufe gen Norden wendet und die Ausläufer dreier Gebirgskämme, des Hochwangs, des parpaner Höhenzuges und des Dreibündnerberges zusammen-treten, in weitem Halbkreise den Thalgrund umschließend. Malerisch ist sie an der Berglehne hingelagert, vor einer Thalschlucht, aus welcher die wilde Plessur hervorraucht, die, aus den oberen Thälern des Schanfigg am Strela herabkommend und die Rabios aufnehmend, eine halbe Stunde unter Chur in den Rhein fällt.

Den schönsten Blick auf die Stadt hat man von einer Höhe, dem Marienhügel, hinter dem bischöflichen Hofe, von dem ein Fußweg in's Thal von Schanfigg führt. Es war schon dämmerig geworden, als ich hinaufging. Da lag das alte Chur mit seinen Mauern und grauen Thürmen, die sich zwischen den Giebeldächern emporstreckten, im violett bläulichen weichen Abendduste vor mir, wie von der Wucht seines Alters gedrückt, so ehrwürdig, nebelgrau und mittelalterlich wie ein versteinertes Traum.

Im Vordergrund rechts, ganz abgesondert auf einer Anhöhe erhebt sich der bischöfliche Hof mit der uralten Domkirche, die in schwerer finsterner Trauer herablickt auf die einst untergebene Stadt. Etwas über derselben liegt das Stift des heiligen Lucius; zu den Füßen eilt die Plessur, zwischen einzelnen Gebäuden und Obstgärten hie und da aufblinkend, in eingedämmtem Laufe, an Chur vorüber, dem Rheine zu. Und dazu nun als großartiger Hintergrund die schwarzgrünen hohen Wald-

berge mit dem Galanda und den aus weiter Ferne silbern herglänzenden Eishöhen des Oberlandes, die von der Sonne zum Nachtgruß noch goldigroth beslimmert werden. Stromaufwärts sieht man den Rhein mit seinen Sandfläcken, bis er sich in den scheinbar zusammentretenden Felsen verliert.

So romantisch und mittelalterlich finster wie der erste Anblick der Stadt, ist auch ihr Inneres. Die Stadt Chur ist eng, winklicht, holpricht gepflastert und erfreut sich mitunter eines so göttlichen Schmutzes, wie nur irgend ein kleines italienisches Nest. Durch ihre dunkeln Gassen und Gäßchen schwanken gespenstig die Schatten verblichener Jahrhunderte und viele alterthümliche hochgegiebelte Häuser, wie aus Angst sich dicht aneinanderdrängend, verleihen ihr noch ganz das Ansehen einer mittelalterlichen kleinen Reichsstadt. Es sind schwarz eingeräucherte, unheimliche und halbverfallene Häuser, wie man sie in der ganzen Schweiz nicht und auch kaum in Deutschland wiederfindet, — es sei denn in der famösen Judengasse zu Frankfurt am Main oder in irgend einem Städtchen am Rheine — Häuser mit hohen überhängenden Giebeln, engen Wendeltreppen und Erkern. Im Erdgeschosse oft keine Fenster, sondern offene Bogenthüren, mit geschnörkeltem rostigem Eisenwerk versehen, die einen Blick in das tiefe und feuchtdunkle Innere gewähren. In den Stuben sieht man noch mit Schnitzereien verziertes Getäfel, massive bemalte Defen u. s. w.

Ich wollte einen Bekannten in der Stadt auffuchen und mußte erst den finstern weiten Flur entlang tappen, dann mehre verfallene und nicht weniger dunkle Wendeltreppen hinaufklettern, bis ich nur in einen bewohnten Theil des Hauses kam. Da war Alles so vermorscht und jeden Augenblick lief man Gefahr, den Hals oder ein Bein zu brechen.

Nur wenig ist bis jetzt in dem alten Chur modernisirt worden und außer einigen öffentlichen Gebäuden, die indessen unansehnlich genug, erblickt man fast gar keine neuen wohnlichen Häuser. Doch soll es vor etwa zwanzig Jahren hier noch viel romantischer ausgesehen haben, indem viele plumpe Verzierungen und Schnörkeleien, sowie enge klosterartige Fensteröffnungen mit bleigefasteten runden Scheiben seitdem verschwanden, die Ringmauern abgetragen und die Stadtgräben ausgefüllt wurden.

Uebrigens ist diese romantische Verfallenheit der Stadt nicht allein in dem Festhalten an veraltetem Wesen zu suchen. Den Leuten fehlt es außerdem noch an dreierlei Dingen zum Aufbau neuer Häuser; erstens an Geld, zweitens an Steinen, denn in der Nähe findet sich wenigstens

kein Bruch tauglicher Bausteine, drittens an geschickten Baumeistern, deren es noch jetzt im ganzen graubündner Lande keine gibt.

Die Stadt Chur hat etwa fünfhundert Häuser, und nur vier bis fünftausend Einwohner, wovon nach der neuesten Volkszählung noch obendrein achthundert dreiundsechzig Bürger anderer Kantone und dreihundert ein und zwanzig Ausländer. In dem Gemeindeleben zeigt sich gleichfalls noch ziemlich unvermischt das Gepräge des lieben mittelalterlichen Klein-Reichsstädterbürgerthums, obwohl auch in dieser Hinsicht manche Charakterzüge aus der Physiognomie der Stadt getilgt sind, wie denn seit der Einverleibung Graubündens in die schweizerischen Eidgenossenschaft überhaupt ein anderer Geist rege zu werden beginnt und die alten verrosteten Formen immer mehr verdrängt werden.

Interessant waren mir namentlich die alterthümlichen Halskrägelchen der Herren Pfarrer. — Die höchste Gewalt des städtischen Gemeindegewesens in Chur ruhte noch bis zum Jahre 1841, wo man eine neue Verfassung durchsetzte, in den Händen der Bürgerschaft, die aber sammt und sonders in fünf Zünfte abgetheilt war, in die Zünfte der Pfister, Schneider, Schmiede, Schuhmacher und Kleute. Alljährlich am Crispinitage hatten die Bürger diesen Abtheilungen nach, die Obrigkeiten zu wählen und was drei Zünfte beschlossen, war auch für die beiden andern Zünfte bindend. Der alte Leu (Schweiz. Lexicon V, pag. 308) sagt von diesem eigenthümlichen Zunftregiment:

„Die Wahl der Obrigkeit geschieht gewöhnlich folgender Weise, daß am ersten Sonntag nach Crispini die ganze zünftige Bürgerschaft auf die fünf Zünfte bei dem Eyd zusammenberufen wird, und folgendes die sich anmeldende neue Zünfter angenommen, hernach die Gesetze wider das Practicieren\*) verlesen und nachdem jeder dieselbige zu halten angelobt, die vierzehn Vorgesetzte auf jeder Zunft von den Zunftgenossen entweder bestätigt oder abgeändert werden, so daß zwei Truhen hinter eine Wand gestellt und eine mit dem Wort „Amt“ bezeichnet wird und dann ein Jeder das bekommende Zeichen in Geheim in eine solcher Truhen legt, und wann in der mit dem Wort Amt bezeichneten Truhen die mehreren Zeichen sich finden, derselbe Vorgesetzte für bestätigt geachtet wird.“ —

So wählten die Zünfte vierzehn Mitglieder in die Obrigkeit, welche zusammen den großen Rath bildeten und dann aus ihrer Mitte den kleinen Rath ernannten. Dann wurden von den kleinen und großen

\*) Wahlumtriebe.

Räthen der Stadtvogt, Stadtrichter, Profectrichter, Ober-Zunftmeister, Stadt-Ammann, Pannerherr und der übrige lange Schweif von Stadtbeamten, als Seckelmeister, Baumeister, Stadt- und Gerichtsschreiber, Waghhausmeister, Zöllner 1e. 2c., gewählt, die Letzteren durch das Loos.

Nach diesen Feierlichkeiten erfolgte dann, wie dies das alte ehrsame Zunftwesen nicht anders zuließ, gewöhnlich ein allgemeiner patriotischer Schmaus, von dem uns ein graubündner Schriftsteller folgende Schilderung gibt: \*) „Hier lernst du die Würden und Ehrentitel der Länge und Breite nach in der Reihenfolge von Toasts kennen, die Anfangs mit Form und Anstand zwischen den beiden Tafelenden, den Honorationen und den unbetitelten Zunftgenossen ausgetauscht werden und wobei das Centrum natürlich auf beiden Seiten mithält. Aber immer verworrener werden die Reden, kürzer die Titel und länger die Züge aus den schweren silbernen Bechern; — Erbstücke alter, nicht minder glücklicher Zeiten, bis endlich die durchgängige Umkehrung des anfänglichen Verhältnisses, zwischen Fülle von Flaschen und Köpfen die Begriffe von oben und unten in jedem Sinne vermischt und, für den Augenblick, in einer Beziehung wenigstens das Princip völliger Gleichheit hergestellt hat. Dann fühlt das bedächtiger Magistrateglied, es sei Zeit sich zu entfernen, und überläßt es dem rückbleibenden Unterhaus, sich durch eine neue Auflage patriotischer Gesundheiten seine Bürgerkrone zu verdienen, die bei anbrechendem Morgen der Eine sich an irgend einem Ecksteine holt, der Andere wohl gar von den Fäusten der erzürnten Ehehälfte empfängt.“

Diese alte Zunftverfassung hat wie gesagt, noch bis zum Jahre 1841 bestanden\*\*). Die Stadt Chur ist deshalb in vieler Hinsicht ein Bild des ganzen graubündner Landes zu nennen. Viele Einwohner von Chur sind zwar gereist und weit in der Welt herumgekommen, wie überhaupt ein Theil der Graubündner. Der Transithandel nach und aus Italien ist zudem gar nicht unbedeutend, allein die alte dunkle Stadt wird doch nur flüchtig von dem Leben berührt: sie liegt jeder Bewegung fern und eine düstere Stille lagert über ihr, wie über dem ganzen Lande.

Chur ist nur eine Station, aber keineswegs ein zum Aufenthalte verlockender Ort für den Reisenden. Die Sehenswürdigkeiten sind bald in Augenschein genommen, die malerische und romantische Lage ist ebenso

\*) Siehe: Escherner, Wanderungen durch die rhätischen Alpen. I. 176.

\*\*\*) Seit dieser Zeit ist die direkte Wahlart eingeführt. Die Klagen der Genossenschaft der Schmiedezunft, welche mehre Jahre nacheinander über Beeinträchtigung in der Repräsentanz erhoben wurden, veranlaßten zuerst eine Abänderung (im Jahre 1838).

bald bewundert und der Fremde muß sich daher nothwendigerweise schnell in dem unwohnlichen Nest langweilen, wo um zehn Uhr Polizeistunde ist und alle Gäste die Wirthshäuser räumen. Das ist nämlich einer der fatalsten Umstände in der „freien“ Schweiz für ein deutsches Gemüth! Mit dem Glockenschlage werden die Schenken und Gasthöfe geschlossen; wer über die Zeit sitzen bleibt, muß eine erhebliche Strafe zahlen; nirgends wird dies jedoch so weit getrieben, als in Chur, wo man die Nacht fast nur als zum Schlafe bestimmt ansieht.

Die Postwagen mit den Reisenden, welche vom Züricher-, Wallenstädter- oder vom Bodensee das Rheinthal heraufkommen, um über den Splügen und den St. Bernardino nach Italien zu ziehen, langen meist spät in der Nacht an, ebenso die Postwagen von Mailand; sie machen einen kurzen Halt und fahren dann entweder in derselben Nacht oder beim ersten Grauen des Tages weiter. Die meisten Passagiere sehen und hören somit kaum etwas von der Stadt, als vielleicht die schöne Wirthstochter, die große, an die Asentöchter germanischer Urzeit erinnernde „Jungfer“ Lendy im Freiegg oder das näselnde Lied eines Nachtwächters. Am andern Morgen ist Alles wieder still und ausgestorben.

So traf ich während zwei bis drei Tagen, welche ich in Chur verweilte, Abends, wenn die italienischen Posten ankamen, gemeinlich einen ganzen Saal voll Reisenden im Freiegg\*), dem ersten Gasthose Churs, an, am andern Tage aber waren außer einem einzigen Italiener, der sich Geschäfte halber aufhielt, keine Gäste im Haus. Ich habe bereits früher gesagt, daß sich schon in Chur ein warmer Hauch des italienischen Charakters zeigt. Die dunkeln Gesichter, das dunkle Nebenblut, der Beltliner, welcher hier meistens getrunken wird und von der besten Art zu haben ist, der italienische sorglose Schmutz in allen Straßen, das ist alles so ganz anders als in den übrigen Schweizerstädten und gibt Einem eine Vorempfindung des malerischen und saloppen transalpinischen Lebens, eine Vorempfindung der

\*) Außerdem sind Gasthöfe in Chur: das weiße Kreuz, der Steinbock außerhalb der Stadt. Der Löwe, Kaffee- und Speisehaus. Die Gasthauspreise sind hier dieselben, wie in der übrigen Schweiz, wie in Bern oder Zürich. Die Gastwirthe in der ganzen Schweiz halten überall denselben Tarif, und man trifft nur den Unterschied, daß die Bedienung an dem einen Ort weniger preiswürdig ist als an dem andern. So können sich die Gasthöfe in Chur keineswegs mit denen in Zürich u. messen. Am besten wird man daher daran thun, das erste Hôtel zu wählen, was in Chur das Freiegg ist. In Chur wie in ganz Graubünden rechnet man nach Gulden zu zwei österreichischen Zwanzigern stebenzig Flugger. — Außer den erwähnten Gasthöfen hat die Stadt noch gegen hundert größere und kleinere Schenken.

bella Italia, deren Nähe Einen wie süßer Weinduft, der über die Berge herüberdringt, das Herz berauscht. Obwohl in Chur deutsch gesprochen wird, hört man überdies sehr häufig auch die weichen Laute Italiens und stets halten sich Italiener in der Stadt auf.

Der Handel, dem die Churer größtentheils leben — unter fünftausend Einwohnern sind achthundert drei und sechzig Bürger anderer Kantone und dreihundert ein und vierzig Ausländer, die fast sämmtlich nur des Handels wegen sich hier angesiedelt haben — hat den Leuten ein geschmeidiges und gefälliges Wesen gegeben; auch ist ihnen eine gewisse angeborene gutmüthige Zuverlässigkeit eigen.

Außer dem Speditionswesen wird hier viel Holzhandel getrieben. Auswärtige Spekulantemachen zuweilen ansehnlichen Gewinn, indem sie in die Gebirgsthäler gehen und von den einzelnen Gemeinden ungeheure Holzvorräthe zu überaus geringen Preisen erstehen. So hatten Franzosen, wie Theodor Mügge erzählt, im Engadin einmal hunderttausend Klafter Holz zu zehn Schillingen per Klafter gekauft, wofür sie allein dreißigtausend bis vierzigtausend Gulden Ausfuhrzoll an den Staat geben mußten, dennoch aber machten sie ein beneidenswerthes Geschäft. Der Werth des jährlich ausgeführten Holzes soll in früheren Zeiten durchschnittlich über hunderttausend Gulden betragen haben, in neuerer Zeit dagegen selten mehr als achtzigtausend.

Auffallend ist es für den Fremden in Chur, daß fast alle Knaben, welche in den Straßen umherstreifen, vollkommene blaue Uniformröcke tragen. Auch in Zürich hatte ich es schon gesehen, daß kleine Kerlchen in einer Art Uniform gingen; sie trugen meist eine grauleinene Kleidung, ähnlich der unserer Turnjugend, aber mit militärischen Achselbändern; oft sah ich sie unter Trommelschlag in militärischer Ordnung in's Freie marschiren, voran ihren Exerciermeister, einen alten Graubart aus der weiland französischen Schweizergarde, der die herzlichste und gutmüthigste Freude an seinen kleinen Soldaten zu haben schien. Das war indeß nur ein kleines Kadettencorps, dessen Mitglieder später zu den Offizierstellen in der Kantonstruppe berechtigt sind.

In Chur sind jedoch alle Zöglinge der Kantonschule stets uniformirt und täglich halten sie zur Sommerzeit ihre Schießübungen. Burschen, die sich nöthigenfalls hinter einen tüchigen Quirassierstiefel verschanzen könnten, sieht man mit ihren Flinten hinausziehen auf den Schießstand, auch haben sie jedes Jahr ihre Freischießen en miniature, die man „Knabenschießen“ nennt und zu welchen der städtische Magistrat wahrscheinlich

wie in Zürich, die Preise und Ehrengaben schenkt. Das ist freistaatliche Erziehung! Mir fiel dabei unsere deutsche Jugend ein, die sich mit Rückert sagen muß:

Das Schießen ist verboten  
Mit Kugeln und auch mit Schrotten.

Du lieber Gott! der Gebrauch des Pulvers ist unseren Buben so scharf und streng untersagt, daß nur die Versuche einen Sprühteufel zu machen, mit Carcer und langen Predigten bestraft werden.

Für einen Reisenden, der nach Sehenswürdigkeiten sucht, bietet die Stadt Chur selbst wenig. Die reformirte Hauptkirche zu Sanct Martin erhält einiges Interesse durch die Reihe ihrer ehemaligen Prediger. Anno 1523 bestieg Johannes Comander, der erste, welcher das evangelium renatum in Graubünden predigte, die Kanzel derselben. Nicht weit von einer kleineren Kirche zu Sanct Regula steht das Regierungsgebäude, welches von den jedesmaligen Landeshäuptern bewohnt wird, früher der Familie von Salis gehörig. Ueber dem Eingang desselben hängt das Kantonswappen mit den vereinigten Wappenschilden der drei Bünde in Hohenrhätien. Da sieht man den geharnischten Mann mit der Streitart des oberen Bundes, den Steinbock des Gotteshausbundes und den nackten epheumkränzten Wilden, mit einer entwurzelten Tanne in der Faust, welchen der Zehngerichtenbund im Schilde führt. An das Gebäude stößt ein Garten, in dem sich die Landeshäupter von den Regierungs- und Verdauungsbeschwerden erholen.

Das Rathhaus der Stadt ist ein großer, unregelmäßiger, alterthümlicher Bau. An seiner Stelle war früher die Imburg Plantär oder Planaterra, der Sitz des mächtigen nun ausgestorbenen Geschlechts der Plantär, das einen Bischof von Chur unter seinen Gliedern zählt\*). Die Stadt kaufte das Schloß im fünfzehnten Jahrhundert und baute an der Stelle ihr Kauf- und Rathhaus. Bemerkenswerth ist in dem weiten Vorsaal, auf dem die Bürgerversammlungen gehalten werden, der jetzt noch durch keine Decke bekleidete, hängende Dachstuhl. In früheren Zeiten wurde er den neugierigen Reisenden als eine besondere Merkwürdigkeit gezeigt und dabei versichert, das ganze große Gerüste könne durch einen äußerst künstlichen Mechanismus zusammengestürzt werden, wenn der regierende Herr Bürgermeister einen nur ihm bekannten Nagel herausziehe. In den Sälen, worin die Stadtbehörden ihre Sitz-

\*) Curia et domus dicta Plantär intra muros Curienses heißt es in den Urkunden.

ungen halten, hängen die alten Herren vom Magistrate in voller reichstädtischer Amtstracht und feierlichster Amtsmiene neben einander. Die unteren Hallen des Rathhauses werden als Lagerplatz für die große Masse der transitirenden Waaren benutzt, für welche sie jedoch fast zu klein scheinen.

Die reformirte Kantonschule in Chur liegt auf dem Platze, wo früher ein Franziskanerkloster St. Nicolai stand, dem einzigen freien Platze. Nachdem die ehrwürdigen Väter ihre Zellen hatten räumen müssen, wurde das verwaiste Gebäude, in dessen Gewölben noch vor wenig Jahren die Gruft eines lebendig eingemauerten Klosterbruders sichtbar, zuerst als Zeughaus, dann als Theater- und Concertsaal, als Kornmagazin benutzt und zuletzt die Kantonschule auf dem Fundamente erbaut.

Das ansehnlichste Privatgebäude in Chur ist ein Haus der Familie von Salis aus dem siècle des Louis quatorze. Peter von Salis, der längere Zeit die Stelle eines bündnerischen Gesandten in London bekleidet hatte und deshalb bei dem Volke unter dem Namen Envoyé von Salis bekannt ist, erbaute dasselbe im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts. In einem Gartensaale zu ebener Erde ist das Portrait Anton's von Salis aufgestellt, von der berühmten Angelika Kaufmann gemalt, die am 30. Oktober 1741 in Chur geboren ward, woher ihre Mutter stammte. In dem ganz in italienischem Style gehaltenen Saale des ersten Stockwerkes mit einem Marmorboden und al fresco Decke sieht man einige gute Bilder der altdeutschen Schule. Jenseits der Plessur liegt in romantischer Abgeschlossenheit an der Ausmündung der Felsenschlucht ein Landsitz, wo der Dichter Johann Gaudenz von Salis-Seevis

„Im trauten Schatten stiller Zurückgezogenheit  
Den Frieden fand, der uns erweicht und stärkt,  
Der auf das Schicksal wie der Weise,  
Weiter auf blühende Gärten, schauer.“

Außerdem hat die Familie von Salis noch mehre Wohnhäuser in Chur und der Umgegend.

Die alterthümliche Einrichtung vieler Häuser in Chur, von der wir oben gesprochen und die uns ein treues Bild des mittelalterlichen Lebens gibt, findet man am besten erhalten in dem Jenatsch'schen Hause bei der Sanct Martinskirche, wo ein schönes altes Getäfel mit zierlichem Schnitzwerk und eingelegter Arbeit. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte beinahe jedes Haus seinen Namen, der dann außerhalb

zwischen der Fensterreihe des zweiten Stockwerkes bildlich dargestellt war. Die meisten dieser alten treuherzigen Schildereien sind nun verschwunden. In einem Hause „an der Meßg“ hat sich noch eine interessante erhalten. Sie zeigt einen ehrsamem stattlichen Schlächtermeister mit seiner Hausfrau; der Meister ist eben im Begriff den tödtlichen Streich auf einen mächtigen Ochsen zu führen, den die wackere Ehehälfte bei den Hörnern gepackt hat und festhält: eine Scene, die heutzutage schwerlich vorkommen wird.

## XXIII.

## Der bischöfliche Hof in Chur.

„Ein wunderlicher Bau — es gleiten  
Bis! Schatten durch den öden Raum,  
Und Säulen treten dort hervor,  
Ein alt verfall'ner Kirchenchor.

„Sackländer“

Das Interessanteste, was Chur an Denkmälern der Architektur und Geschichte aufzuweisen hat, finden wir unstreitig in dem bischöflichen Hofe, zu dem wir nun durch das Hofthor, die alte Amburg, in den Chroniken „der Chorherren Trinkstube“ genannt, hinaufsteigen.

Von den etwas über fünftausend Einwohnern der Stadt sind nämlich 4500 Reformirte. Die kleine Anzahl, welche der alten Kirche treu geblieben, wohnt in einem Stadttheile für sich, eine von der Stadt unabhängige Gemeinde bildend. Wie eine Heerde um ihren greisen ergrauten Hirten, drängt sie sich um den Dom herum, innerhalb des mit Ringmauern umgebenen und durch ein altes Thor abgeschlossenen bischöflichen Hofes, der östlich Chur überragt.

Das Bisthum Chur ist das oberste und gewiß auch älteste Hochstift in der „langen Pfaffengasse“, dem Rheinthale, wo nach Kaiser Maxens Ausspruch Constanz das größte, Basel das lustigste, Straßburg das edelste, Speier das andächtigste, Worms das ärmste, Mainz das würdigste und Köln das reichste Bisthum genannt zu werden verdient.

Ob zu Chur schon im vierten Jahrhundert ein christlicher Bischof saß, ist zweifelhaft. Anno 452 wird seiner jedoch in Urkunden als bischöfliche Stadt gedacht. Der heilige Asimo, nach allgemeiner An-

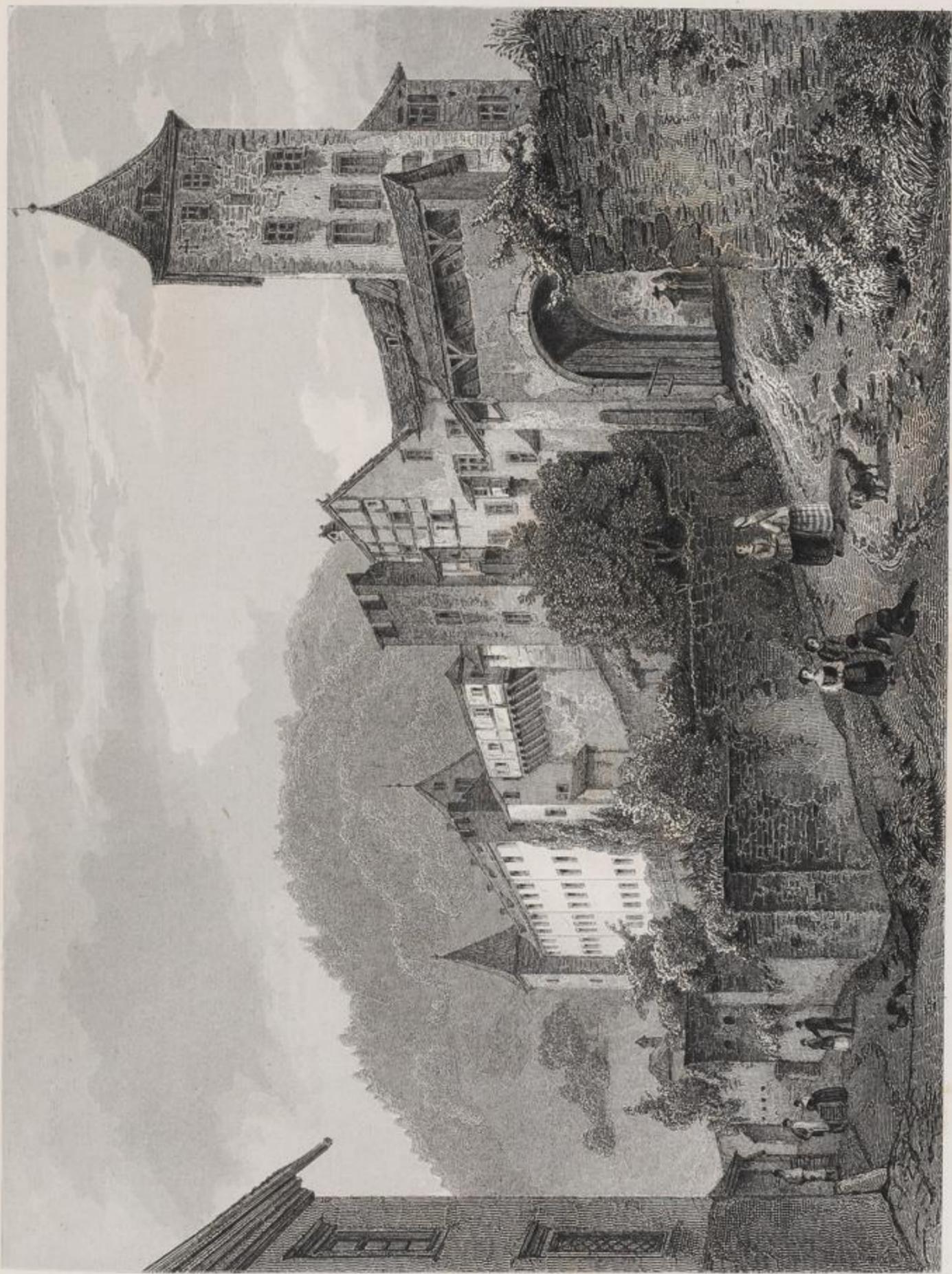
nahme der erste Bischof des rhätischen Hochstiftes, ließ sich damals mit mehren anderen lombardischen Bischöfen durch den Bischof Abundentius von Como auf einer Provinzialsynode zu Mailand unter die Bekämpfer der sogenannten arianischen Lehre aufzeichnen. Bald nahm das Bisthum durch Schenkungen frommer Männer, wohl auch durch gewaltsame Uebergriffe, immer mehr zu an Land und Leuten; es wurde eines der mächtigsten und reichsten in der Schweiz und der Bischof von Chur, der „Pabst des rhätischen Hochlandes“ spielte eine große Rolle in der Geschichte Graubündens.

Ueber das Verhältniß der Stadt zu den Grafen und Bischöfen von Chur, deren Krone und Müze öfters auf einem Haupte vereinigt war\*), weiß man indeß nur wenig. Mit der Macht und der Größe des Bisthums mochte auch die Stadt allmählig an Ausdehnung und Ansehen gewonnen haben. Troßdem scheint es, daß die Bürger von Chur den Bischöfen nie in dem Grade unterwürfig gewesen, wie die übrigen Unterthanen. Zwar wurde den Bischöfen von einigen Kaisern manche Gerechtsame der Stadt zuerkannt und ihnen mehrmals die Reichsvogtei über Chur verliehen oder verpfändet, aber auch die Bürgerschaft erfreute sich ansehnlicher Rechte und Freiheiten. So ertheilte Kaiser Wenzel anno 1399 den Bürgern werthvolle Privilegien, und als Kaiser Sigismund im Jahre 1413 die Stadt besuchte, um daselbst mit den Abgesandten der Eidgenossenschaft wegen Beistandes gegen den Herzog von Mailand zu unterhalten, bestätigte er die Schenkungen seines Vorgängers.

Das allmählig emporgedeihende Ansehen der Stadt war den herrschsüchtigen Bischöfen ein Dorn im Auge und in ihrem geistlichen Uebermuth suchten sie die Bürger oft in ihren Rechten zu kränken. Als indeß der Bischof Johann Abundias, nach dem Beispiele seines Vorgängers, des ehrgeizigen und ränkesüchtigen Hartmanns, solchen Uebermuth zu weit trieb, erfüllte die Bürger ein gerechter Zorn. Sie belagerten den bischöflichen Hof (1422) und zwangen den geistlichen Herrn am dritten Tage zu einer wenig rühmlichen Capitulation.

Im Jahre 1464 bestätigte Kaiser Friedrich III. den Bürgern von Chur nicht nur ihre sämmtlichen alten Freiheiten und Privilegien, sondern ge-

\*) Karl der Große, der über wichtige Grenzländer lieber Bischöfen als weltlichen Großen mit erbfähigen Söhnen die Verwaltung anvertraute, überließ dem Bischof von Chur die gräfliche Würde, bis bei entstehenden Streitigkeiten derselbe Herrscher (Karl d. Gr.) im Jahre 806 die weltliche Gewalt an den Grafen Hunfried, Stifter von Schännis, verlieh. Siehe „Der Kanton Graubünden“ in dem „Gemälde der Schweiz“. S. 23.



*M. Robinson del.*

*E. Habicht sculp.*

DER RÖMISCHE TURM MARSOIL IN CHUR.

THE ROMAN TOWER MARSOIL, AT CHUR. CANTON GRAUBÜNDEN LA TOUR ROMAINE MARSOIL À CHUR.



währte ihnen auch das Recht, als Bürger einer freien Reichsstadt Zünfte zu bilden; ebenso erfolgte anno 1489 die Erlaubniß, die durch Karl IV. verpfändete Reichsvogtei auszulösen. Auch schloß die Stadt schon vor dem Jahre 1400 zur Wahrung ihrer Rechte mit einzelnen Gemeinden und Gerichten Bündnisse, und als sie zur Reformationszeit (1524) sich offen zu dem evangelium renatum bekannte, den Johannes Comander zu ihrem Seelsorger nehmend, machte sie sich für immer von jeglicher Herrschaft des Bischofs los.

Ueber die jetzigen Verhältnisse des Bisthums zu dem Staat und die Kämpfe der Regierung mit dem römischen Stuhle wegen Stiftung des Doppelbisthums von Chur und Sankt Gallen, durch ein päpstliches Breve vom 26. April 1836 wiederum aufgehoben, haben wir bereits in einem der früheren Abschnitte Näheres mitgetheilt. Der Kirchsprengel des Bischofs erstreckt sich über den ganzen katholischen Landestheil, mit Ausnahme von Poschiavo und Brusio, die unter dem Krummstabe des Bischofs von Como stehen. Seit dem Jahre 1824 ist der Bischof von Chur auch geistlicher Administrator der drei Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden. Das Domkapitel, welches ihn erwählt, besteht aus zwölf Domherren, von welchen sechs in der bischöflichen Residenz wohnen.

Der Bezirk des bischöflichen Hofes ist politisch, gerichtlich und polizeilich von der Stadt Chur durchaus unabhängig und geschieden. Der kleine Rath besteht aus den Bewohnern des Hofes, weltlichen Standes, ein eigenes Gericht, das ihre Interessen als völlig abgesonderter Theil des Kantons und des Gotteshausbundes zu vertreten hat und die Behörde bildet. Die neue Kantonsverfassung bedingte nun freilich eine Einverleibung des Hofes mit der Stadt; man hat dieselbe auch versucht jedoch zeigten sich solche Schwierigkeiten, daß im Jahre 1839 durch den großen Rath wieder eine gänzliche Trennung beschlossen wurde.

Auf einem ziemlich abschüssigen, vom Mittenberg vorspringenden Hügel im Osten der Stadt erhebt sich der bischöfliche Hof mit seinen alterthümlichen dunkeln Gebäuden, mit dem ehrwürdigen Dom und dem Bischofspalaste, rings von Mauern umgeben. Auf der nördlichen Seite des Schlosses steht der alte verwitterte Römerthurm Marsöl oder Marsoila (mars in oculis) mit dessen altersgrauem Gestein ein Dach aus neueren Zeiten, welches man ihm aufgesetzt hat, seltsam und störend kontrastirt. Der Thurm steht mit dem bischöflichen Palaste in Verbindung; ein altes Schloß, das zu demselben gehörte, soll im J. 1385

durch eine Feuersbrunst zerstört worden sein. Dem Marsoil schief gegenüber soll ein anderer Thurm oder ein Kastell gestanden haben, das Spinoil oder Spinoila, dessen Namen man als spina in oculis deuten wollte. Noch heutigen Tages heißt ein hart am Hofthor stehendes Privathaus das Spaniöl.

An diesen alten Römerthurm, wohl schon vor Christi Geburt errichtet, knüpft sich nach der allgemeinen Annahme die Entstehung der Stadt Chur. Hier war das Kastell eines römischen Landpflegers, der die Gegend überwachte. Vielleicht lag aber auch schon in uralter Zeit daselbst ein rhätischer Gerichtsort oder ein Waffenplatz (Guerra), der dann als Sitz eines römischen Provinzial-Gerichtshofes den Namen Curia erhielt. Wieder Andere wollen in der Gegend des heutigen Chur die als Schlachtfelder der Rhätier und Römer im grauen Alterthum bekannten canninischen Ebenen finden. Sie sprechen von einer Stadt Eborodorum, die damals schon die Mündung der wilden Plessur umlagert haben soll. Zum erstenmale wird der Name Curia Rhaetorum in der Mitte des 4. Jahrh. unserer Zeitrechnung erwähnt, als Kaiser Constantius daselbst sein Winterlager (Hoflager — Curia) gehalten hatte (350—360).

Der alte Thurm Marsoil ist nicht allein in Chur, sondern auch in dem ganzen rhätischen Lande das einzige Denkmal, dem der Charakter römischer Bauart aufgeprägt. Früher sollen zwar auch im Inneren der Stadt römische Anlagen sichtbar gewesen sein, man hat hierüber jedoch nur sehr schwankende Angaben; dagegen darf mit Gewißheit angenommen werden, daß in der Umgegend mehrmals römische Standlager aufgeschlagen waren. Zu verschiedenen Zeiten hat man in Gärten und Aekern, bei Grabung von Fundamenten und bei Straßenbauten Gold-, Silber- und Kupfermünzen, Zierrathe, Geräthschaften und alte Waffenstücke in der Erde gefunden, die von den ehemaligen Eroberern des Landes herühren\*). Auch grub man eine Art Stukko-Arbeit, wie Wände oder Fußboden eines römischen Bades aus. Im Allgemeinen aber hat Grau-

\*) Im Jahre 1806 fand man beim Graben eines Kellers im sogenannten „wälschen Dörfli“ bei Chur 200 frei im Boden liegende Kupfermünzen. Der größte Theil derselben trug einen Genius mit dem Hülfhorn in den Händen und der Umschrift „Genio populi romani“; die andere Seite zeigte die Köpfe Maximians, Diocletians, Constantins, Chlorus u. s. w. Die schönste Münze trug den Kopf des Antonius Pius, und eine Viktoria. Im Mai 1810 fand man ebendasselbst eine kleine, aber sehr gut erhaltene Goldmünze mit dem Kopfe des Justinian. Später silberne Münzen aus der Zeit des Augustus.

bünden, obschon die Römer etwa vier Jahrhunderte lang Oberherren in dem Lande waren, daselbst Stationen und Kastelle, Statthalter und Gerichtshöfe hatten und oft genug diese Provinz durchzogen, nur wenig Spurreste und Denkmale aus der Römerzeit.

Die **Kathedrale** oder der **Sanct Lucius Dom**, welcher die eine Seite des bischöflichen Hofes einnimmt, ist das interessanteste kirchliche Baudenkmal in Graubünden. Nach alten Sagen soll da, wo sich der jetzige Bau erhebt, zur Römerzeit ein heidnischer Tempel gestanden haben, der im 3. Jahrh. einer Christenkirche weichen mußte. Zum Beweise dessen werden im Inneren der Kirche noch mehre von den Römern herrührende Steinhauerarbeiten gezeigt. Die Bauart der Kathedrale ist in der Grundanlage die vorgothische, und der älteste Theil im Rundbogenstyle läßt allerdings auf hohes Alterthum schließen; andere Theile tragen indes unverkennbar das Gepräge späterer Jahrhunderte. Die Erbauung des Gotteshauses soll 30 Jahre gedauert haben; sie wird dem Bischof Tello aus dem Geschlecht der Victoriden zugeschrieben, der anno 773 starb. Uebrigens ist dies Alles ziemlich unbegründet und nur der älteste Theil des Domes mag aus dem 8. Jahrh. herrühren.

Eigenthümlich ist das abgesonderte, alte Borthor, welches an ähnliche in den lombardischen Kirchen erinnert. Es wird durch die Bildsäulen der vier Evangelisten gebildet, die auf Löwen stehen. Aehnliche Säulen mit alten Steinbildnerereien finden sich auch im Inneren des Domes; überall dient das ungeheuerlich dargestellte Bild des Löwen zur Verzierung. Diese vier Statuen am Borthor sollen Ueberreste der älteren Kirche sein noch aus dem vierten Säculum herrührend. Die Kopfform der Evangelisten mit den langgedehnten Gesichtern, die scharf abgeschnittenen Seitenumrisse, sowie die unverhältnißmäßige Kürze des übrigen Leibes deuten auf die altfränkische Zeit. Ihre Stellung als Borthor bekundet das mystische Element im Kirchenbau und seiner mittelalterlichen Verzierung. Demgemäß sind sie, wie Beda lehrt, die sinnbildlichen Vorposten zum Heilande; die Hauptpforte ist das Symbol Christi durch ihn der Weg zum Vater und zur Gemeinschaft aller Heiligen. (Joh. 1. 7.) Die Bildnisse der Heiligen und Apostel an den zierlich ausgemeißelten Kapitalen der Pfeiler und Säulen gelten als Träger der Kirche\*).

Das gedrückte Portal in byzantinischer Form leitet in das große

\*) Siehe „Der Kanton Graubünden“ in dem „Gemälde der Schweiz“, S. 124–125.

Schiff, dessen dicke Pfeiler mit seltsamem alten Bildwerk geziert sind. In dem ersten Pfeiler linker Hand sollen nach einer alten Sage Menschengebeine von ungeheurer Größe eingemauert sein. Johannes von Müller erzählt in seiner *Schweizergeschichte* (Bd. II. S. 336) von einem zwei Klafter langen menschlichen Gerippe, das man im J. 1550 zu Valendas ausgegraben habe. Das sollen die Gebeine des „langen Kuhn“ gewesen sein, eines abentheuernden wilden Strolches aus dem Lande Schwyz, baumstark und von riesenhafter Größe, wie ein Recke der Urzeit. Dieser „lange Kuhn“ oder „Langkürad von Schwyz“ kam anno 1251 in das bündnerische Oberland, beraubte und plünderte die Einwohner und wollte mit reicher Beute wieder nach Hause ziehen, er wurde aber von den Graubündnern bei Tavanasa am Oberrhein erschlagen. Seine langen Hosen sollen noch viele Jahre im Kloster Disentis als Wunder aufbewahrt worden sein. Es geht nun eine alte Sage, daß in der Domkirche zu Chur die riesigen Knochen des Strolchs in dem erwähnten Pfeiler eingemauert seien. Vor 20 bis 30 Jahren hat man um die Neugier zweier durchreisenden Prinzen zu befriedigen, die Pfeiler aufgebrochen, und Augenzeugen versichern, es seien wirklich Gebeine von ungeheuren, jede gewöhnliche Größe bei weitem übersteigenden Proportionen gefunden worden.

Das Innere des alten Gotteshauses, in dem eine düstere geheimnißvolle Stille brütet, mit seinen schwarzen Säulen und Altären, ist nicht besonders reich an architektonischem Schmuck; die Fenster, durch welche spärliche Sonnenstrahlen gespenstig hereinzittern, haben weder die gothische Spitzbogenform, noch irgend eine Glasmalerei. Der Hochaltar ist mit Holzschnitzbildnereien in altdeutscher Art geziert, die von Holbein, dem Vater, herrühren sollen; auf der Rückseite sind zwei Bilder von dem jüngeren Holbein. Zur Seite befindet sich die Sakristei. Hier zeigt man die Reliquien des heiligen Lucius, des brittischen Königssohnes, der in diesen Gegenden zuerst das Kreuz gepredigt, und seiner Schwester Emerita, des heiligen Placidus, welchem Graf Victor der Erste das Haupt abschlagen ließ, sowie in einem schön gearbeiteten alterthümlich verzierten silbernen Kreuz ein Stückchen von dem wahren und ächten Kreuze, woran der Erlöser gehangen; außerdem finden Antiquitätenliebhaber hier manches Interessante: einen uralten Bischofsstab von Elfenbein mit kupfernen Zwingen, ein Messgewand mit erhabenen Zierrathen, die Schriftzüge von Gold- und Silberdraht aus dem 8., eine Monstranz aus dem 14. Jahrhundert u. s. w.

Bemerkenswerth ist namentlich ein kleines Bild, den Schiffbruch Petri darstellend; es ist auf Lapis lazuli gemalt und die Farbe des Steines äußerst geschickt zu dem Tone des Meeres und der Luft benützt. Der Meister ist unbekannt, jedoch darf es wohl unbedingt der bolognesischen Schule zugeschrieben werden. Einige wollen in Farbengebung und Zeichnung einen Carlo Dolce erkennen. Bei Renovirung der Sakristei wurde vor einigen Jahren zufällig ein kleines Bild entdeckt, das ganz im Style der Dürer'schen Kreuzfallung auf Holz gemalt ist; es stellt ein Schiff mit Gläubigen dar, die von mehren am Lande stehenden Kriegsknechten mit Lanzen und Schwertern gemißhandelt werden.

Die Kirche hat überhaupt mehre werthvolle alte Bilder, es herrschen jedoch ebenso unklare und prahlerische Angaben, wie wir sie bei den meisten alten Gemälden in den Kirchen und Sammlungen kleiner Städte finden, von welchen jede einen Raphael oder mindestens einen Albrecht Dürer besitzen will. Namentlich wird auf den wackeren nürnbergger Meister in dieser Hinsicht unglaublich gesündigt.

Auch in dem Dome zu Chur wird an dem zweiten Altare des linken Seitenschiffes eine Kreuzfallung Christi gezeigt, auf Holz und in Goldgrund, mit vielen Figuren, das man für ein Original des Albrecht Dürer ausgiebt. In einer dem heil. Laurentius gewidmeten Seitenkapelle soll ein Gemälde von dem jüngeren Holbein herrühren das den Heiligen darstellt, wie er jämmerlich auf dem Roste gebraten wird. In einer Seitenkapelle sind zwei Stücke von Tissoni Calvari, der heil. Antonius mit dem Christusknäblein und der heil. Franziskus. Der erste Altar rechts hat ein Altarblatt von Stumm, einem Schüler des Rubens, die Muttergottes mit dem Christuskinde, dem St. Josephus eine Traube vorhält. Die Landschaft im Hintergrunde ist eine Ansicht des bischöflichen Hofes mit dem Schlosse. Das Gemälde wurde in neuester Zeit von ungeschickter Hand restaurirt, wodurch das brillante Colorit an einigen Stellen gelitten hat.

An alten Grabmälern, Leichensteinen und Wappenschildern ist die Domkirche reich; denn viele geistliche Würdenträger und ein großer Theil des rhätischen Adels wurden hier zur ewigen Ruhe gebracht. Ein näheres Augenmerk verdient besonders ein aus röthlichem Marmor gehauener Sarkophag des Bischofs Ortlieb von Brandis mit dem halberhabenen Bildnisse desselben. Nicht weit davon zeigt eine Steinplatte mit der Inschrift:

„ad libitum Episcoporum“ MDCLII.

den Eingang in die enge kühle Gruft, wo die alten Bischöfe neben einander liegen. Der Erbauer dieser Gruft, Bischof Johann Flugi VI. nahm die erste Stelle darin ein. Die Särge stehen auf einander geschichtet und sind zum Theil schon ganz zerfallen. Im Ganzen zählt man 87 Bischöfe von Chur, vom J. 450 n. Chr. bis 1842, von Asimo bis auf Johann Georg Bossi. —

Die **bischöfliche Residenz** ist ein altes dunkles Gebäude, das im Inneren an das vorige Säculum mit seiner schwerfälligen steifen Pracht, seinen Perrücken und goldbrokatnen Röcken erinnert. Wenn man die breite Treppe hinaufsteigt, führt zur Rechten ein schmaler finsterner Gang zu den Stuben des Gefindes. An der einen Wand dieses Ganges sieht man halbverlöschte Fresken, wahrscheinlich von einem italienischen Meister grau in grau gemalt, die Scenen eines Todtentanzes darstellend. In dem mit Gobbelinstapeten ausgefärbten Speisesaal hängt das Bildniß des Fürstbischofs von Diog. Ebenso sieht man auf Gängen und in Sälen die Bildnisse vieler Kirchenfürsten und graubündner Herren in der Tracht verschiedener Jahrhunderte, unter anderen ein Portrait des Bischofs Joseph, Baron von Rost, von Angelica Kaufmann gemalt, das Portrait des Andreas v. Schorno ganz in rembrandtscher Manier. Im Allgemeinen sind diese Bilder jedoch ohne Bedeutung.

Die bischöfliche Kapelle liegt sammt dem Archiv innerhalb der Mauern des nördlich mit dem Schlosse in Verbindung stehenden alten Römerthurmes Marsoila. Sie hat zum Altarblatt ein Gemälde von unbekannter Hand, das nicht ohne künstlerischen Werth, der heil. Hieronimus und Madonna; es wurde von einem Bischof Flugi aus der Kirche von Sankt Moriz im Engadin hierhergebracht. Hier soll auch Sankt Lucius enthauptet worden sein.

Wir können die alte ehrwürdige Residenz der geistlichen Herren von Chur nicht verlassen, ohne der bischöflichen Kellerei freundlichst zu gedenken. Das ist nämlich eine alterthümliche, düstere kleine Stube in dem bischöflichen Hofe, wo ein alter Graukopf, der aus einem Romane des großen Schotten herausgetreten zu sein scheint, ein mächtiges Schlüsselbund an der Seite und mit bedächtig sich wiegendem Haupte, ein Diener des Bischofs Wein auschenkt, mit einem Worte eine geistliche Schenkwirthschaft. Auf einem nahen Landstige des Bischofs gedeiht nämlich eine vortreffliche Rebe, wie überhaupt der Wein, welcher an der rechten Seite des Rheinthaales etwas unterhalb Chur bis Ragaz wächst, recht schätzbar oder „schmucke“ ist, wie die Küper sagen, ein Rheinwein

anderer Art. Namentlich der sogenannte Kompletter, der bei Malans gewonnen wird.

Ihro bischöfliche Gnaden nehmen nun durchaus keinen Anstand, den Ertrag dieser Reben auch die Laien für Geld genießen zu lassen und so kommen die Bürger von Chur und Bauern aus der Umgegend hierher, um sich zu legen. Die alte, dunkle Schenkstube, deren Decke Einem fast auf dem Scheitel liegt, hat das gemüthlichste Ansehen von der Welt. Schwarz und ernst schaut aus der einen Ecke ein großer altväterischer Ofen; eine hölzerne Uhr pikt eintönig in der anderen, alte nachgedunkelte Gemälde und Schildereien hängen umher an der Wand, und nahe der Thüre ist in alterthümlich verschörkelter Schrift auf einer schwarzen Tafel die Weisung zu lesen, daß dieser weltliche Trost von der Kirche nur gegen gleich baare Zahlung gespendet wird. —

## XXIV.

Das Sankt Lucius-Stift. — Das „Luci-Löchle“. — Die Einführung des Christenthums und die Götterverehrung der alten Rhätier.

Ueber dem bischöflichen Hofe an der rebenbepflanzten Berglehne steht das ehemalige Kloster Sankt Luzi, jetzt ein katholisches Seminar. Durch Weingärten führt der Weg hinaus zu dem Stifte, in welches vor einigen Jahren auch die früher zu Disentis befindliche katholische Kantonschule verlegt ward.

Das Kloster wurde schon im J. 540 durch den Bischof Valentinianus gestiftet, der daselbst, was damals noch viele Bischöfe thaten, seine Geistlichen nach einer Ordensregel leben ließ; zuerst war es dann von Benedictinermönchen bewohnt. Bischof Conrad von Biberach verjagte die Patres jedoch im J. 1150 wegen anstößigen Lebenswandels und zog Prämonstratenser aus dem Kloster Roggenburg in Schwaben hierher. Anfangs wurde das Kloster durch Vorsteher (praepositi) regiert; erst im 14. Jahrh. bekam es einen Abt, welchen Papst Eugenius mit Inful und Stab belehnte.

Unter dem zweiten dieser Vorsteher, Namens Vigilus, verdankte es den größten Theil seiner reichen Einkünfte einer Begebenheit, die

uns der rhätische Chronist Sprecher aufbewahrt hat\*): „Ein Edelmann von Lypach, mit Namen Reutgar, hat im Jahre unseres Herrn 1194, in Gegenwart und durch Mittel Kaiser Heinrich VI., dem Bischof Heinrich von Chur, zu Handen der Brüder in St. Lucius Kloster bei Chur vergabet die Pfarrei Benden, ein wenig ob Feldkirch, an der rechten Seite des Rheins, die bis daher derselbige Edelmann eigenthümlich besessen hatte. Diese Schenkung geschah in Vollzug eines Gelübdes. Denn als genannter von Lypach einen einzigen Sohn und den noch in kindlichen Jahren hatte, war er ihm Sommerszeit auf dem Felde bei etlichen Korngarben entschlafen; und da man des Kindes nicht wahrgenommen und den Haufen der Garben gemehret, ist es von ungefähr darunter geblieben und erstickt. Der arme betrübte Vater, der das Kind nirgends finden konnte und nicht wissen mochte, wie es ihm ergangen wäre, verhieß Gott dem Allmächtigen, welches Tages es gefunden würde, todt oder lebendig, so wollte er sogleich sein Hab und Gut dem Heiligen, welchem selbiger Tag geeignet wäre, vermachen. Dieweil denn das Kind am Sankt Luciusstage ist gefunden worden, hat er obbenannte Schenkung dem Kloster zu Sankt Lucius bei Chur gethan, da denn auch das Knäblein zu der Erde ist bestattet worden.“

Noch bevor das Kloster einen Abt hatte, brannte es ab, im J. 1330. 20 Jahre später wurden die Pröbste desselben von einem General-Kapitel zu Aebten erhoben (1453). Der erste Abt hieß Joannes. Einem späteren Abte von Sankt Luci, Theodorus Schlegel, wurde in den Zeiten der Reformation (1529) zu Chur öffentlich der Kopf abgeschlagen. Er war, „vielleicht ohne tiefere Mitschuld“, in die Umtriebe eines Abenteurers Jakob Medici, gewöhnlich Medeghino oder der Kastellan von Musso genannt, verwickelt, der mit dem entwichenen Bischofe von Chur, Paul Ziegler, noch zeitig entdeckte Pläne zu einer Art Bartholomäusnacht, zur Ausrottung der Reformirten in Graubünden im Werk hatte, seit 1525 zu wiederholtenmalen in die Unterthanenländer einfiel und plünderte, vom österreichisch-spanischen Hofe unterstützt\*\*).

\*) Siehe: Hanbarth's Erzählungen. 1. S. 337.

\*\*\*) Der damalige Bischof von Chur starb 1541 außer Landes. An seinen Umtrieben mit jenem Jakob Medici hatten die Graubündner erfahren, wie gefährlich in sturmvollem Zeiten ein ausländischer Bischof werden könnte. Zur Abwehr solcher geistlichen Umtriebe stellten sie 6 Artikel auf, welche der neugewählte Bischof Lucius Iter und 5 Bischöfe

Hierauf wurden im Namen des Volkes die Klostergüter verwaltet, bis endlich am 12. Juni 1538, auf Befehl des Staates, alle Mönche ihre Zellen räumen mußten und die Einkünfte des Stiftes dem Gotteshausbunde zum Lehen gegeben wurden. Die Mönche wanderten nach BERN, wo sie eine lange Reihe von Jahren kümmerlich lebten. Durch Vermittlung des Kaisers hatten die Graubündner im J. 1624 gelobt, das Kloster wiederherzustellen, allein erst 1636 wurde das Versprechen erfüllt. Johannes Coppius zog als Abt in die alten Klostermauern ein; das Gotteshaus war indes seiner meisten Güter beraubt, es gerieth in mißliche ökonomische Verhältnisse und seine Lage war lange Zeit sehr ärmlich. Im J. 1807 zog der Bischof Karl Rudolf von Vuol-Schauenstein das Stift mit Bewilligung des Papstes an sich, sicherte den Unterhalt der vier noch lebenden Klosterbrüder und verlegte dann das sieben Jahre früher zu Mesan aus dem Vermächtniß eines Domprobstes Fyri gestiftete bischöfliche Seminar in die verlassenen Mauern. Seitdem wurde auch noch die katholische Kantonschule hierher verlegt.

In dem Kloster selbst wie in dem bescheidenen Kirchlein ist nichts Sehenswerthes: von den Fenstern hat man indes einen herrlichen Blick in das Thal und auf die eisgekrönten Hochgebirge des Oberlandes.

Vom Kloster schlängelt sich ein steiler und beschwerlicher Waldweg zu dem unter einem Felsenvorsprunge des Mittenberges stehenden Kapellchen des rhätischen Apostels Sankt Lucius, vom Volke das „Luci-Löchle“ genannt. Schon unter der Römerherrschaft um's J. 182 zu Marc Aurels Zeit soll ein britischer Königssohn, Namens Lucius, in diesem Alpenlande das Evangelium verkündet haben und sammt seiner Schwester Emerita den Märtyrertod gestorben sein. Noch trägt der Luciensteig, da wo er zwischen Graubünden und der Grafschaft Baduz das rhätische Gebirge überschritt, um in den Wildnissen des Hochgebirgslandes zu predigen, seinen Namen. Hier am Mittenberge soll der irische Heidenbefehrer (— die Kirchengeschichte nennt ihn „Rex, Confessor et Episcopus“ —) zuerst seine Zelle gebaut und dem am Fuße des Berges versammelten Volke das Kreuz gepredigt haben. So be-

nach ihm beschworen; dadurch wurde die Macht der Kirchenfürsten beschränkt und das altvergebrachte Kastvogteirecht des Gotteshausbundes über das Hochstift bestätigt, eine Aufsicht, die in neuerer Zeit dem ganzen Staate übertragen worden. S. „Der Kanton Graubünden“ in dem „Gemälde der Schweiz“, S. 42.

richtet der englische Abt Beda. Noch zieht alljährlich die Procession der Gläubigen mit fliegenden Kirchenfahnen und mit Gesang hinauf nach der geheiligten Stätte.

Obwohl von dem heiligen Lucius mehrere Legenden erzählt werden, die sich verwirrt kreuzen und einander widersprechen, so knüpft sich doch an diesen Namen vornehmlich die Einführung des Christenthums in dem rhätischen Lande. Er muß als der eigentlich: Apostel Rhätiens betrachtet werden. Die neue morgenländische Lehre scheint den alten Götterdienst unmittelbar in diesen Hochgebirgen verdrängt zu haben.

Die Römer haben zwar lange in dem Lande gehaust; trotzdem findet sich nirgends eine Spur von ihrer Götterverehrung, nirgends ein römischer Tempel oder Altar, während die übrige Schweiz deren viele aufzuweisen hat. Aus ferner längstverschollener Zeit tönt noch wie ein leise verhallender Ton die dunkle Sage, daß bei den alten Rhätiern der altceltische Zuldienst begangen worden sei. Auf heiligen himmelnahen Höhen, bei stillen hochgelegenen Wassern — auf dem Julier und dem Adulagebirge (siehe den ersten Abschnitt) sollen sie dem Sol, Joul oder Jul, heilige Feste begangen und ihm zur Zeit der Sonnenwenden einen Hahn und einen Eber geschlachtet haben. Dahin deuten jene merkwürdigen räthselhaften Säulen oben auf dem Julierpasse\*), die für Ueberreste von einem Altar, Tempel oder einer Opferstätte celtischer Sonnenverehrung gehalten wurden, eine Annahme, für die auch der Umstand spricht, daß alte Münzen andeuten, drei Säulen, über welche man Querbalken legte, seien die Tempel der alten Celten gewesen. Zudem stimmt der Name des Berges auch mit der celtischen Benennung des Sonnengottes Joul zusammen, und da die Stelle, wo die Säulen stehen, weit früher als andere Pashöhen und Berggipfel im Frühling vom Schnee befreit wird, so mag die Wiederkehr der Sonne zur Tagesverlängerung wohl am ehesten daselbst gefeiert worden sein. Dahin deutet ferner die Sage von einem Tempel der Nymphen an den Quellen des Hinterrheins.

Ob auch der Dienst der rhäto-vindelicischen Erntegöttin Eiza oder

\*) Heutigen Tages stehen nämlich noch zwei-runde Säulen zu beiden Seiten der Julierstraße, aus dem Granitgestein des Berges roh gearbeitet, jede etwa 4 $\frac{1}{2}$  Schuh hoch, beide ohne alle Inschrift. Diese Säulen haben zu vielfachen Muthmaßungen veranlaßt! sie werden auch für Meilensteine aus der Zeit des Kaisers Augustus gehalten, der von Clavenna (Chiavenna) eine Heerstraße über den Maloja und Julier nach der Curia Rhaetorum anlegte.

Zisa, nach welcher einst das zum weiteren Umfange des alten Rhätiens gehörige Augsburg, vor der römischen Anlage daselbst, Zisara oder Ziserim geheissen und der man am 28. September jeden Jahres glänzende Jubel- und Dankfeste gefeiert haben soll — ob auch der Dienst dieser Göttin im Hochlande seine Altäre gehabt und bei dem jetzigen Dorfe Zizers (siehe weiter unten) eine rhätische Opferstätte gewesen — ist in tiefes Dunkel gehüllt. Jedenfalls aber scheint der alte Götterdienst der Celten, „ohne Zwischenstellung römischen Götzendienstes“ wie G. W. Röder bemerkt, dem Christenthum unmittelbar gewichen zu sein.

## XXV.

Die Straße von Chur nach Ragaz. — Die Ruine Ober-Ruchenberg. — Sagen aus der Umgegend von Chur. — Der Haldenstein. — Schloß Lichtenstein. Trimmis. — Bizers, Hauptort des Hochgerichtes der fünf Dörfer.

Von Chur geht die große Straße längs des Rheines nach dem Badeorte Ragaz (s. weiter unten) durch das weite fruchtbare Thal, neben dem sich mächtige Gebirge hinziehen, unter denen westlich besonders der Galanda, nordostwärts der hohe Gipfel des Falknis hervortritt. Alte Burgen, welche wie in den oberen Rheinthälern von den Vorsprüngen herabblicken, und deren verwittertes gebrochenes Gemäuer sich oft von den grauen Felsen kaum unterscheiden läßt, verleihen der Gegend ein romantisches Ansehen. Nur das breite Sand- und Kieselbett des Rheines, im Sommer auf weiten Strecken an beiden Ufern trocken und öde, entbehrt der malerischen Schönheit. Es hebt sich durch Ablagerungen von den Gebirgen mit jedem Jahre und läßt größere Ueberschwemmungen fürchten, so daß ernstlich davon gesprochen wird, den Rhein bis zum Bodensee zu canalisiren.

Auf der Landstraße sieht man noch die Spuren von den Verheerungen des Stromes, die Spuren wilder Gießbäche, welche bei anhaltendem Regenwetter von den Bergen herabstürzten, die Straße zerrissen und verwüstet haben; einzelne Felsstücke, die mit herabgeschwemmt wurden, liegen hie und da zerstreut umher; ebenso bemerkt man aufgeworfenen

Schlamm und Schutt. Bei diesen Ueberschwemmungen müssen die Wagen oft von allen Seiten gehalten und gestützt werden, um durchzukommen, und die Bergwasser treiben große Holzmassen in den Rhein, die von den umwohnenden Bauern aufgefischt und als willkommene Beute betrachtet werden. Solche Holzfischereien finden oft in den Hochgebirgen statt, wenn die Bäche angeschwellt sind; sie führen dann nicht selten eine beträchtliche Masse Holz mit sich, so daß die Eigenthümer empfindlichen Schaden erleiden.

Man nennt die Bergwasser, welche bei starkem Schmelzen des Schnee's oder nach anhaltenden heftigen Regengüssen in die Niederungen herabstürzen, das Thal oft große Strecken weit mit Schlamm und Steingerölle überdeckend — „Rüfenen“. Die östliche Thalseite hat von diesen Verheerungen am meisten zu leiden; die Felsen bestehen hier aus verwittertem hin und wieder mit Kalk vermischem Thonschiefer, den das Wasser leicht loschwemmt. Bisweilen können die „Rüfenen“ jedoch, gleich den Ueberschwemmungen des Nils, auch wohlthätig für das Gelände sein, denn sie führen oft Mergelschlamm mit sich, welcher die Felder befruchtet. —

Vom Thalgrund bei Chur sieht man mit angestrengtem Auge auf einem Felsvorsprung der Hochwangskette zwischen wilden Tobeln, worin böse Poltergeister ihr Wesen treiben sollen, einen verfallenen, vieredigen Thurm aus den düsteren melancholischen Tannen hervorblicken. Das sind die Trümmer der alten Feste Ober-Ruchenberg. Von dem Thurme stehen nur noch drei Seiten mit fünf Fuß dicken Mauern; zur Linken sind, von Schlingpflanzen überwuchert, zwei geschwärzte, ausgebrannte Gebäude ohne Dach und Gebälke. Alles verräth die Bauart des 12. Jahrhunderts; aber die Geschichte dieser Burg und des Geschlechtes, welches sie bewohnte, ist unbekannt; fast nur in Schenkungsbriefen wird der Edelknechte von Ruchenberg gedacht, die dem Hochstift dienstpflichtig waren. Dafür hat die Phantasie des Volkes die vergessenen Trümmer belebt, und es hat sich von denselben folgende Sage erhalten, die wir nach dem zweiten Jahrgange des „bündnerischen Volksblattes“ hier mittheilen:

Die fromme und mildthätige Gemahlin eines Ritters von Ruchenberg hatte der im Innern des Gebirges hausenden Elfenkönigin bei ihrer Entbindung beigeistanden und treuliche Hülfe geleistet. Zum Lohn erhielt sie ein goldnes Regelspiel; mit demselben konnte sie die guten Geister der Berge zu ihrem Dienst heraufbeschwören. Als aber ein Urenkel

der frommen Frau, ein wilder und wüster Geselle, das Elfengeschenk dazu mißbrauchte, um in übermüthiger Schlemmerei immer neue Schätze zu verprassen, da stiegen zuletzt auf den frevelnden Ruf des Burgherrn neun fürchterlich gestaltete Riesen aus der Erde auf; mit donnerndem Getrach, unter Wehegeheul stürzte die Burg zusammen, und der Ritter verschwand mit derselben. Nur sein frommes Töchterchen wurde von den Elfen gerettet, bei welchen sie seither im Schooß der Berge ihr Leben vertrauerte. In jedem Jahrhundert kehrt sie einmal auf die Oberwelt zurück und späht von den gebrochenen Zinnen der väterlichen Burg nach dem Jünglinge aus, der sie erlöse und dann mit ihrer Hand das goldne Regelspiel der Elfenkönigin gewinnt.

Eine andere anmuthige und hübsche Sage aus der Umgegend von Chur hat August Kopisch behandelt:

#### Das Wunder im Kornfelde.

Der Knecht reitet hinten, der Ritter vorn,  
Rings um sie woget das blühende Korn,  
Und wie Herr Altisch niederschaut,  
Da liegt im Weg ein lieblich Kind,  
Von Blumen umwölbt, die sind bethaut --  
Und mit den Locken spielt der Wind.

Da ruft er dem Knecht: „hebt auf das Kind!“  
Ab steigt der Knecht und langt geschwind:  
„O welch ein Wunder! Kommt daher!  
Denn ich allein erhebe' es nicht.“  
Ab steigt der Ritter, es ist zu schwer:  
Sie heben es alle Beide nicht.

„Komm Schäfer!“ — sie erheben's nicht!  
„Komm Bauer!“ — sie erheben's nicht!  
Sie riefen Jedem, der da war,  
Und Jeder hilft; — sie heben's nicht!  
Sie seh'n umher, die ganze Schaar  
Ruft: „welch ein Wunder, wir heben's nicht!“

Und das holdselige Kind beginnt:  
„Laßt ruben mich in Sonn' und Wind,  
Ihr werdet haben ein fruchtbar Jahr,  
Daß keine Scheuer den Segen faßt:  
Die Aehren tropfen vom Moste klar,  
Die Bäume brechen von der Last!“

„Hoch wächst das Gras vom Morgenthau,  
Von Zwillingssäubern hüpfst die Au!“



Von Milch wird jede Gölte naß,  
 Hat jeder Arme genug im Land,  
 Auf lange füllt sich jedes Faß!"  
 So sang das Kind da und — verschwand.

Chur fast gegenüber, am Fuße des Galanda, jenseits des Rheins,  
 über den hier eine schwankende Brücke führt, liegt

**der Haldenstein,**

mit dem gleichnamigen Dorfe, bei dem unser Strom eine vornehmlich nördliche Richtung einschlägt. Auf einer mäßigen Anhöhe, über einer dem Rheine abgewonnenen, fruchtbaren Fläche hat das Dorf, seitdem es im Jahre 1825 beinahe ganz von den Flammen verzehrt worden, etwas über 400 protestantische Einwohner. Vor alter Zeit soll hier durch Mönche zuerst ein Theil des Waldes ausgerodet und ein Kloster erbaut worden sein. Später zog sich hier eine Straße aus der Schweiz nach Graubünden über den Mastilserberg und Untervaz durch. Die Gemeinde hat am Galanda schöne reiche Waldungen, im Thalgrund fruchtbare Wiesen und Aecker. Die besten Triften liegen nördlich vom Dorfe in einer Ebene, die durch zwei bis an den Rhein vorspringende Felsen eingeschlossen ist. Die Stadt Zürich wollte dieses Gelände in der Mitte des vorigen Jahrhunderts um hunderttausend Gulden ankaufen, um daselbst eine Bleiche anzulegen; die Gemeinde lehnte jedoch den Antrag aus Mangel an Grundstücken ab. Um einzelne Alpbütten entstand hoch über dem Dorfe nach und nach Patänja, ein zweites kleines Dörfchen, wenn eine Gruppe von etwa zehn Häusern so genannt werden kann.

Burg und Herrschaft Haldenstein haben ein eigenes Geschlecht der Edlen von Haldenstein, von welchen zwei schon in der Mitte des 13. Jahrh. mit Auszeichnung genannt werden. Im 16. Jahrh. kam die Herrschaft durch Heirath an den französischen Gesandten in Graubünden, den mailändischen Edelmann von Castion. Er ließ auf Kosten seines Königs in den Jahren 1545 bis 1548 ein neues Schloß erbauen, von dessen Pracht die damaligen Geschichtschreiber nicht genug Rühmens zu machen wissen. Später ging die Herrschaft an die Freiherren von Schauenstein und im J. 1729 endlich an die Familie von Salis über; sie ließen das mehrmals niedergebrannte Schloß zum Theil wieder herstellen, und ihre Nachkommen bewohnen dasselbe noch gegenwärtig.

Im Jahr 1761 wurde hier durch Peter Mesemann und Martin Planta das zehn Jahre später nach Marschlins verlegte Institut gegründet, das der einst vielgenannte oder berühmte Doktor Bahrdt





Sticht v. Joh. Poppe

DIE RUINEN VON HALDENSTEIN & LICHTENSTEIN

Druck & Verlag v. G. F. Lange in Darmstadt

Gen. v. L. Rothrock



eine Zeitlang  
 Inzwischen ist  
 hervorgegangen  
 in der Annahme  
 Ebelen-Eltern  
 hat es sich ab  
 Boffordämfi  
 an zur Aufstie  
 Handlung bei  
 Das andere  
 Förderung der  
 in einer, Erzie  
 heit, die Be  
 jährlich, durch  
 der zur in Folge  
 der Mängel der  
 in anderer ge  
 bey der Erzie  
 möglichen Auf  
 in einem über  
 schüßig, über  
 nicht, vorrich  
 S. 104. warden  
 in Forderungen  
 mit immer mehr  
 sey geübt.

Ferner über  
 in

sein würde mit  
 Es ist die Stamm  
 König der vor  
 in Einteilung  
 der Klein  
 wange, als  
 Eben aus 188  
 Kisten, 30  
 nach Schick



Es ist die

eine Zeitlang leitete. Der Staatsrath Laharpe, der Maler Fedor Zwanowitsch, Charles Pictet und Legend sind aus demselben hervorgegangen. Der obengenannte Professor Martin Planta wird in den Annalen der physikalischen Wissenschaften als Erfinder der Scheiben-Elektrirmaschine aufgeführt. Noch wichtiger und minder bekannt ist es aber, daß derselbe wahrscheinlich zuerst die Idee, die Wasserdämpfe als bewegende Kraft anzuwenden, gefaßt hat und zur Ausführung bringen wollte. In einem hierauf bezüglichen Manuscripte heißt es:

„Zwo andere Erfindungen oder Berrichtungen, die eine, die Beförderung der Schiffe und Wägen durch Wasserdämpfe, die andere, Stoßkarren vermittelst zwei Füßen statt Räder zu treiben, betreffend, die Herr Professor Martin Planta dem Könige von Frankreich, Ludwig XV., zugeeignet hatte, gelangen nicht ganz; sie wurden zwar in Folge der Prüfung des Generals von Gribeauval und der Akademie der Wissenschaften als ingenieus anerkannt, aber nicht als anwendbar gefunden. Dennoch stellte ihm der Premierminister, Herzog von Choiseul, eine Gratification von 100 Louisd'ors, in den verbindlichsten Ausdrücken im Namen seiner königlichen Majestät zu.“

Auf einem überhängenden Felsblock, der vielleicht einst vom Gebirg herabstürzte, über dem Dorfe steht die Ruine des alten Schlosses Haldenstein, wahrscheinlich im 12. Jahrh. erbaut. Noch im Anfange des 18. Jahrh. wurden die Zimmer des siebenstöckigen Thurmbaues von den Freiherren von Schauenstein bewohnt; das Schloß zerfiel jedoch immer mehr und wurde im J. 1787 von einem Erdbeben endlich ganz zerstört.

Nordwärts über dem Dorfe trug eine hohe vorragende Felsenspitze das

### Schloß Lichtenstein,

dessen morsche und zerfallene Zinnen noch weithin das Thal beherrschen. Es ist die Stammburg der Fürsten von Lichtenstein-Baduz; als im Anfang des vorigen Jahrh. der Fürst seinen Palast in Wien baute, ließ er Steine von dieser Ruine für das Fundament holen, die auf Flößen den Rhein hinuntergeführt wurden. Das Schloß scheint älteren Ursprungs, als Haldenstein, stand aber auch viel früher öde und verlassen. Schon anno 1080 war ein Edler von Lichtenstein auf dem Turniere in Augsburg, 300 Jahre später fiel ein anderer Lichtenstein in der sempacher Schlacht; das Geschlecht soll im 15. Säculum aus Graubünden

nach dem Tyrol ausgewandert sein. Doch fehlen die historischen Belege für die Richtigkeit dieser Stammburg.

Rechts ab von der Landstraße, eine Stunde hinter Chur, liegt

#### Trimmis,

ein großes Pfarrdorf mit zwei Kirchen, einer katholischen und einer reformirten.

Den Namen Trimmis (Trimontium) hat das Dorf wahrscheinlich von den drei Bergabsätzen, worauf seine Nachbarörter Sayis, Baltanna und Talin erbaut sind. Wo jetzt die protestantische Kirche von Trimmis steht, soll die heilige Emerita, Schwester des irischen Apostels Sankt Lucius, verbrannt worden sein.

Auf den Felsen über dieser Kirche erhob sich einst das Schloß Trimons, auch Castel Pedinat genannt. Ums Jahr 1362 kam diese Feste an das Bisthum, schon nach der Mitte des 16. Jahrh. zerfiel sie indes gänzlich, so daß nun jede Spur verweht ist.

Die Gegend von Trimmis ist, wahrscheinlich wegen des Kalk und Mergel führenden Wassers als ungesund bekannt. Kretins sind daselbst in neuerer Zeit seltener geworden, sprichwörtlich aber noch die „trimmiser Kröpfe“; der heilige Lucius soll den Einwohnern diesen unwillkommenen Halschmuck angewünscht haben, um den Tod seiner Schwester zu rächen. Das Thalgebiet des Dorfes ist oft Verheerungen durch die Rufenen ausgesetzt.

#### Bizers,

ein alter ansehnlicher Marktflecken, durch welchen die Straße führt, liegt auf einem der vielen durch Bergstürze, Geschiebs- oder Schlammanhäufungen gebildeten Hügel, zwei Stunden hinter Chur, nahe am Rhein. Es hat gleichfalls eine katholische und eine reformirte Kirche und über tausend Einwohner.

Der Name dieses Fleckens (in den ältesten Urkunden auch Bizuris) hat zu verschiedenen etymologischen Deuteleien und spitzfindigen Conjecturen Anlaß gegeben, die selbst in's Lächerliche überschnappen. Nach Einigen war hier im grauen Alterthum eine rhätische Opferstätte, (Cizar aram), dem Dienste der vindelicischen Erntegöttin Ciza oder Zisa geweiht; nach Anderen sollen sich sogar hier die Nachkommen Cicero's niedergelassen haben!

Bei Bizers liegt der alte Herrensitz der Grafen von Salis-Bizers. Ein alter viereckiger Thurm am Ende des Fleckens, jetzt zum Gefängniß dienend, ist ein Ueberrest des Schlosses Friedau oder Friednow,

dessen Umfang noch an einzelnen Mauertrümmern, sowie an einem unterirdischen Gewölbe zu erkennen ist. Es wurde von dem Bischöfe Bolhard von Neuenburg anno 1246 erbaut. Später kam es an die Grafen von Toggenburg, bis im J. 1649 die drei Dörfer Zizers, Igis (etwas über der Landstraße, eine Viertelstunde von Zizers gelegen) und Trimmis das Schloß nebst anderen Rechten dem Bisthume abkauften.

In der Nähe von Zizers sehen wir den schönen Landsitz des Bischofs von Chur, Molinära; hier wächst der Constanzer, jener treffliche Wein, der auf dem bischöflichen Hofe zu Chur geschenkt wird. (S. oben.) Ueberhaupt ist die Umgegend von Zizers reich an Obst und Wein, wie sich der ganze Landstrich zwischen Chur und Ragaz durch seine Fruchtbarkeit auszeichnet.

Zizers bildet den Mittelpunkt der Poststation zwischen Chur und Ragaz und ist zugleich der Hauptort des Hochgerichtes der fünf Dörfer, welches die alte Hauptstadt des Landes umringt. Es ist das achte Hochgericht des Gotteshausbundes und umfaßt die Orte Zizers mit dem Masfilsberg, Untervas, Trimmis, Sayis, Balzeina, Igis, Marschlins, Gauda und Haldenstein; im Ganzen zählt es etwa 5000 Einwohner, von welchen die Hälfte Protestanten. Die Einwohner reden sämtlich eine deutsche Mundart, in der man einige Aehnlichkeit mit dem allemannischen Dialekte finden will; nach glaubwürdigen Schriftstellern soll hier im 15. Jahrh. noch romanisch gesprochen worden sein.

## XXVI.

Schloß Marschlins. — Die Landquart. — Manensfeld. — Der Sankt Luciensteig.

In geringer Entfernung von Zizers ist die „obere Zollbrücke“, wo nordöstlich ein stattliches Schloß sich erhebt, mit Alleen, Schloßgräben und vier festen Ecktürmen — Marschlins, in Urkunden Castrum Marsilium genannt. Die ganze „Gebauherrlichkeit“ läßt auf großen Reichthum des Erbauers schließen; auch verrathen drei der Ecktürme ein hohes Alter. Sie sollen noch aus der karolingischen Zeit

herrüberragen und es wird erzählt, daß König Pipin, Karl des Großen Vater, das Schloß anno 775 auf einem seiner Züge gegen die Longobarden erbauen ließ. Als Erbauer wird Marsilius, ein allemannischer Fürst, genannt.

Im J. 1460 brannten die Wohngebäude ab. Als das Schloß dann 1633, nach einem langen Streite über den Besitz, welcher durch den sogenannten „Marschlinscr Spruch“ ausgeglichen wurde, an den Oberst Ulysses von Salis kam, führte es derselbe wieder aus dem Schutt auf. Im vorigen Jahrhundert wurde durch einen anderen Ulysses von Salis, als Geschichtschreiber, Naturforscher und Staatsmann genannt, das in Haldenstein errichtete „Philantropin“ nach Marschlins verlegt, welches später unter der Leitung des Doctor Bahrdt einging. (S. oben.) Die Familie der Salis-Marschlins hat sich in der Geschichte des Landes vielfach hervorgethan.

Wir kommen nun zu der Stelle, wo die aus dem Prättigau hervorstömende, wilde Landquart (Langarus) in den Rhein fällt (1550 Fuß über dem Meere.) Sie entspringt im Hintergrunde des Prättigaus, in der Parteneralp, wo die Sardasca vom Silvrettagletscher und der Ferrainabach von dem Gletscher Farnela ihre eifigen Gewässer zusammen gießen. Bald drängt sie sich schäumend durch die enge Schlucht der zusammentretenden Berge, bald verheert und übersandet sie den erweiterten Thalboden. Auf ihrem Wege, bis sie aus der engen Felsenpforte Clus heraustritt, welche sie sich durch die einst verbunden gewesenen Bergwände gebrochen hat, wird die Landquart durch acht wilde Tobelbäche verstärkt.

Die Landquart scheidet von ihrem Austritt aus der Felsenschlucht bis zur Mündung in den Rhein, das Gebiet des Gotteshausbundes von dem des Zehntgerichtenbundes. Hier lagert sich etwas landeinwärts vom rechten Rheinufer, an der großen Straße von Chur nach Feldkirch, das alte Städtchen

#### Manenfeld,

die dritte Stadt Graubündens außer Chur und dem am Bodderrhein gelegenen Ilanz\*). Es ist der Hauptort des Zehntgerichtenbundes. Römischen Ursprunges, soll es ehemals Lupinum geheissen haben. Zur Zeit der Römerzüge nach Süddeutschland führte eine Straße durch Lupinum oder Magia nach Brigentium am Bodensee.

\*) Wirtshaus — alte Post. Das Städtchen hat mit den Nachbarschaften Rowels, Bovels und Gusch a etwa 160 Häuser und über 1200 reformirte Einwohner.

Die Namen *Mayavilla*, *Magia*, *Magenzhe* wollen Alterthumsforscher von einem Tempel herleiten, der einst zu Ehren der Göttin *Maya*, Merkurs Mutter, errichtet gewesen. Nach Anderen stammt der Name von den *Maifeldern* oder *Maigerichten* aus der karolingischen Zeit, welche hier unter einer Linde gehegt wurden. Noch heute erhebt eine uralte, ehrwürdige Linde ihren morschen Stamm auf dem freien Plage des Städtchens.

Ein altverfallener Thurm in *Mayensfeld* soll vom Kaiser *Constantius* im Jahre 340 n. Chr., nach Anderen vom Kaiser *Valentinian* ums Jahr 367 erbaut worden sein. Die Lage des Städtchens ist gesegnet, besonders reich an gutem Wein. Ueber demselben steigt die 7824 Fuß hohe Spitze des *Falkniß* empor. Die Gegend ist überhaupt eine der schönsten des Landes. Zur Rechten lehnen sich die Dörfer *Malans* und *Jenins*\*) an die steilen Felsenwände des *Augstenberges* (*Bilau*) und *Falkniß*; hinter *Mayensfeld* thürmen sich die Hörner des *Fläscherberges* in die Lüfte. Vom Fuße des *Gonzenberges* blickt in der Tiefe das alte *Sargans* auf und im Hintergrunde erheben die sieben *Kurfürsten* über dem *Wallerstädtersee* ihre gewaltigen zackigen Häupter. Zwischen dem *Falkniß* und dem *Fläscherberg* schweift der Blick über die Einsattlung des *Luciensteig* zu den blauen Kuppen der hohen *Sentis*.

In einer Stunde erreicht man von *Mayensfeld* aus diesen befestigten Engpaß (2180 Fuß), der den Eingang in den Kanton, sowie die Straße von Deutschland nach Italien verschließt. Er hat seinen Namen von dem rhätischen Apostel *Sankt Lucius*. Im Schwabenkriege 1499 war hier ein blutiges Treffen zwischen den Eidgenossen und den Heerhaufen des Kaisers *Maximilian*, in dem die Kaiserlichen geschlagen wurden. Auch in den Kriegen von 1799 bis 1800 wurde hier viel gefochten; der Paß konnte von den Oestreichern sowohl als von den Franzosen nur durch Umgehung gewonnen werden.

Hat man den *Sankt Luciensteig* überschritten, so sieht man sich mit einem Male aus der freien Schweiz in den achtunddreißigsten deutschen Bundesstaat versetzt, in das zwei Quadratmeilen große souveräne Fürstenthümchen *Lichtenstein-Baduz*. Jenseits des Passes lagert sich das zu demselben gehörige Dorf *Balzers*. Unter der Landstraße quillt

\*) Hier wurde zuerst von J. B. v. Escherner die später nach *Reichenau* verlegte Erziehungsanstalt gegründet, an der *Louis Philipp* Lehrer war. Auf einem Felsbühl über dem Dorfe liegt die Ruine des Schlosses *Aspermont*.

ein Brunnen hervor; eine Steinplatte neben demselben trägt auf der nördlichen Hälfte das fürstlich lichtensteinische Wappen, auf der Südseite das Zeichen der drei Bünde mit der ehrwürdigen Umschrift:

„Alt fry Rhätien“.

## XXVII.

Guscha. — Malans und J. G. von Salis-Seewis. — Das Prättigau. — Die Klus. — Fragstein. — Die Scesa plana von Seewis aus bestiegen. — Das Bad zu Fideris. — Das Sankt Antönienthal. — Die Landschaft Klosters. — Die untere Bollbrücke.

### Abschied von Graubünden.

Hoch oben im Gebirge hängt, ohnweit des Luciensteiges, an einer steilen Felswand das Dörfchen Guscha, wo — so heißt es scherzhaft — die Weiber ihren Hühnern Stegeisen anschnallen und ihre kleinen Kinder, wenn sie ohne Aufsicht zu Hause gelassen werden, an einen Laufstrick binden, damit sie nicht hinunterfallen. Hier leben einige Familien in gänzlicher Abgeschlossenheit von dem Ertrage ihrer Matten und Alpweiden; die wenigen kleinen Ackerfelder müssen der steilen Lage wegen mit unsäglichlicher Mühe und Arbeit bestellt werden.

Wahrscheinlich haben sich die Leute zuerst während der Pestzeit, in der das Dörfchen Stürvis ganz ausgestorben war, aus dem Thal hier hinauf geflüchtet. In neuester Zeit sind die Bewohner von Guscha mehrmals mit den Mayensfeldern in Unterhandlung getreten, um ihre Bergainsamkeit zu verlassen und sich auf der Gemarkung des Städtchens anzusiedeln. — Ueber der Guscheralp erhebt sich das Würznerhorn, der nördlichste Grenzpunkt des bündnerischen Alpengebietes.

Ein Bergpfad führt von Mayensfeld in einer Stunde gerade nach

### Malans.

Es ist indeß besser, der Landstraße bis zur „unteren Zollbrücke“ zu folgen, wo der Weg links abführt. Malerisch am Fuße des Augstenberges hingeschmiegt, dessen höchster Gipfel sich hier 7356 Fuß über dem Meere emporstreckt, hat der kleine freundliche Flecken ungefähr 140 Häuser und 850 reformirte Einwohner.

In dem Schlosse Bodmer bei Malans wurde im Jahre 1762 der Dichter Johann Gaudenz von Salis-Seewis geboren. Er starb als 71jähriger Greis am 29. Januar 1834. Auf dem Gottesacker zu Seewis, an dem östlichen Abhange des Berges, wo das Stammhaus der Familie (eine Stunde von Malans), liegt er begraben. Wir haben dieses graubündner Sängers, der eine Zeitlang Offizier in der Schweizergarde zu Paris war, wo ihm die Sehnsucht nach der Heimath und ihrem stillen Naturleben elegische Klänge entlockte, bereits gedacht. Seine Lieder sind fast alle einfache doch wahr empfundene Heimwehlieder; ihre größte Empfehlung liegt eben in ihrer anspruchlosen Bescheidenheit, und obwohl sich einige derselben in Anthologien u. erhalten haben, so würde J. G. von Salis doch wahrscheinlich vergessen sein, wenn er nicht der einzige Dichter seiner Heimath wäre und die Schweiz überhaupt eine minder dürftige Literatur aufzuweisen hätte.

Ueber Malans erheben sich die Burgtrümmer von Unter-Ruchenberg und Klingenhorn, deren einstige Bewohner verschollen sind, weiter nördlich die Ruine Wyneck oder Weineck. An den Bergabhängen wächst der Completer, der beste Wein des bündnerischen Rheinthaales.

In der Nähe des Fleckens öffnet sich die Klus. Diese Felsenpforte, etwa eine Viertelstunde lang und fast nur so breit, daß die Landquart ihre Fluthen hindurch wälzen kann, führt in das Prättigau, wegen seiner reichen Alpweiden und Matten mit Recht das Wiesenthal, Prätigovia, romanisch Val Partenz genannt.

Den Eingang der Felsenschlucht bewachte einst die Burg Fragstein oder Ferporta, deren Trümmer, nahe bei der alten Schloßbrücke, noch Kunde geben, daß eine Mauer bis zur Landquart hinablief. Sie hatte, wie altes Getrümmer andeutet, ein befestigtes Thor, so daß der Eingang in das Thal verschlossen werden konnte. In der Ruine selbst, die mühsam zu erklettern ist, kann man da, wo die Schloßkapelle gestanden, noch die Fragmente einiger Heiligenbilder in rohen Fresken erkennen. Nach einer Sage wurde der letzte Schloßvogt von Fragstein von dem gegenüber liegenden Felsen durch einen Jäger mit einem Pfeile durchbohrt, dem er die Braut geraubt hatte. Von jener Zeit her tragen die Mädchen des Gaues einen silbernen Pfeil durchs Haar gesteckt.

Der Engpaß Klus scheidet die schroffen Felswände des Seewieser vom Balzeiner-Berg; die Steinart sowohl als die Schichtung dieser Berge lassen vermuthen, daß Beide vor dem Durchbruch der Landquart

zusammenhängen; das ebene Thal des Prättigaus hat somit einst einen See gebildet.

Es ist ein schönes prächtiges Thal, das Thal der Landquart. Von den vergletscherten Schluchten des wilden Selvretta dehnt es sich von Südost nach Westen zwischen der Kette des Rhätikon, mit der gewaltigen Scesaplana\*) und dem Bergstocke des Hochwangs acht bis neun Stunden lang und vier Stunden breit. Stolz und herrlich steigen die Gletscher über ihm in die Lüfte oder kahle wildabgeriffene Felshörner, und der gesegnete freundliche Thalgrund, das saftige Grün der Alptriften, auf welchen einzelne Sennhütten, Heuställe und Wohnhäuser nach Art des Appenzellerlandes malerisch zerstreut umherliegen, bildet einen anmuthigen Contrast mit ihrer starren großartigen Wildheit.

Die Viehzucht des Prättigaus ist berühmt. Kein anderes Thal in Graubünden hat so vortreffliche Alpweiden und nährt schönere Heerden. Die Bewohner desselben, etwa 10,000, sind meist wohlhabend, ein starker, kräftiger, blonder Menschenschlag; sie haben sich in den Kriegen des Landes oftmals glorreich hervorgethan. Sämmtlich reformirt, reden sie deutsch; die Berg- und Ortsnamen sind indeß, wie im Tyrol, fast alle romanisch, und beweisen, daß auch hier einst dieses Idiom herrschte. So die Namen der Dörfer: Klosters, Fideris, Furna, Balzeina, Fanas, Saas, ConTERS, Serneus, Lucein u. s. w. In früheren Zeiten traten viele Prättigauer in ausländische Militärdienste, namentlich unter die holländischen Fahnen.

Der erste Ort, auf den man nicht weit von der Ausmündung der Schlucht stößt, ist Yardisla, mit wenigen Giebeln. Einen Felsen in der Nähe des Dörfchens krönen die Trümmer von Solavers. Auch von dieser Burg geht die Sage, daß ihr Herr, um der Wuth der stürmenden Bauern zu entinnen, mit seinem falben Streithengste in den Abgrund eines Tobels (val sunda) gesprengt sei.

Hoch über Yardisla liegt das Dorf Seewis mit etwa 800 Einwohnern, dem Stammhaus der Familie von Salis-Seewis und dem Grabe des am 2. Februar 1834 zur Ruhe gebrachten Dichters. Von Seewis aus wird der höchste Berg der Rhätikonkette, die das Prättigau vom Borarlberg und dem Montafunerthal trennt, die Scesaplana (Sana plana, Cenciaplana), erstiegen. Ihr kegelförmiges Haupt, von den Montafunern Sennkopf, Schilan, oder nach ihrem Gletscher

\*) Nach dem Rhätikon nennen Einige das Thal auch Rhätigau.

Brandner Ferner genannt, streckt sich aus zerrissenen Felswänden, Schneelagern und Gletschern 9201 Fuß hoch empor.

Der Weg führt von dem Dorfe in vier Stunden durch das nun verlassene Ganeyer Schwefelbad am Fuße des hohen Tschingels, zur letzten Sennhütte der Seewiseralp. Uebrigens darf die mühsame und beschwerliche Wanderung nur bei anhaltend gutem Wetter und nicht ohne Führer angetreten werden. Bricht man von der Sennhütte vor Tagesanbruch auf, so erreicht man in zwei Stunden über Schneefelder und Felswände die Höhe, wo die aufstrahlende Sonne

„Die Alpenscheitel purpurroth erhellte,  
Die grünen Thäler und die Gletscherweiten.“

Hier oben dehnt sich ein herrliches, reiches Panorama vor Einem aus, und man überschaut ein schönes Stückchen der Erde. Das ganze flache Land von Schwaben bis Ulm liegt ausgebreitet da, auch sieht man gegen Norden den silbernen Streif unseres Rheines, bis er sich in den Bodensee verliert, und in den schwäbischen Gebirgen kann man den Buchauersee noch deutlich unterscheiden. Nordwestlich ziehen sich die appenzeller Berge hin, der Spiegel des Wallenstädter- und Zürichersee's glänzt in der Tiefe, während die Aussicht ostwärts den Borarlberg, das Montafun und die tyroler Gebirge bis zum Großglockner, südwestlich den ganzen stolzen königlichen Kranz der Alpenriesen bis zum heiligen Gotthard und den berner Oberalpen umfaßt.

Den Rückweg von der Scesaplana nimmt man über den Lunersee, der in einem tiefen Felsenkessel an dem nordöstlichen Fuße des Berges ruht. Bei Gewitterstürmen soll dieser See so stark und heftig aufrauschen, daß man das Getöse der Wellen stundenweit hört. Er hat fast eine Stunde im Umkreis.

Pardisla gegenüber öffnet sich das wiesenreiche Balzeinathal (Balsaina, Valsuna), das der Schwadenbach durchfließt. Am Eingang dieses Thales stand vor Zeiten das Schloß Castellon.

In einer Stunde gelangt man von hier durch die Ortschaften Schmitten und Grüsch am wilden Tschinesbach, der aus dem Tobel des Ganeyerthales hervorbricht und oft große Verwüstungen anrichtet, nach Schiersch, wo sich weite todte Sandflächen auf beiden Seiten des unbändigen Gebirgsbaches hindehnen. Hinter Schiersch stürzt der Schrawbach aus finsternen Schluchten hervor.

Ueber den Busereinberg kommen wir durch Lunden nach dem

Dorfe Jenaz mit etwa 800 Einwohnern. Die Häuser liegen malerisch in einzelnen Gruppen zerstreut; eine Stunde von dem Dorfe ist 3740 Fuß über dem Meer das in neuerer Zeit wenig mehr besuchte Jenazer Heilbad, mit einer kalten, eisen- und schwefelhaltigen Quelle.

Fideris, ein freundliches Dorf mit 500 Einwohnern, liegt auf dem Berghange zerstreut und von Waldungen umgeben, eine halbe Stunde von Jenaz. Hier liegt südlich im Hintergrunde eines steinigten Tobels das bekannte Bad gleichen Namens (2775 Fuß), das sich unter den verschiedenen Badorten im Prättigau des größten Rufes erfreut. Es wird seit einiger Zeit namentlich von Schweizern der lieben Wohlfeilheit halber viel besucht und hat zwei Badehäuser, die 100 Gäste aufnehmen können. Fünf Quellen, von welchen zwei Sauerbrunnen die stärksten sind, brechen hier hervor; eine schwache Schwefelquelle in der Nähe wird wenig benutzt.

Seinen Ruf verdankt das Bad vornehmlich dem oberen Sauerbrunnen, der ungefähr 200 Schritte südlich von dem Bade aus einem Mergelschieferfelsen entspringt; die untere Quelle dient zum Baden. \*) Im August 1847 wurde die Hauptquelle zu Fideris verschüttet, doch soll sie später wieder ausgegraben worden sein. Der gewöhnliche Spaziergang der Badegäste von der Quelle ist nach dem Dorfe Fideris, wo sich eine romantische Aussicht auf die Trümmer der Burg Strahlegg bietet, der einzigen im Prättigau, welche einen deutschen Namen trägt. Sie erheben sich in geringer Entfernung über dem Dorfe. Eine uralte ehrwürdige Linde läßt hier auf eine frühere Mal- und Gerichtsstätte schließen. Bei Fideris stand auch einst die Burg Valär oder Valer, einem angesehenen Geschlechte angehörend, von dem noch Nachkommen leben.

Dem Dorfe gegenüber, auf dem rechten Ufer der Landquart, thront auf einem hohen Felsen die Ruine des Schlosses Castels, die an jene Zeit erinnert, als das freiheitssinnige Volk im Prättigau sich von seiner Zwingherrschaft losmachte. Früher ein Eigenthum der Edlen von Mätsch, war die feste Burg dann lange Zeit Sitz der österreichischen Landvögte über die acht Gerichte. Im Jahre 1622 erstürmten sie die Bauern, nur

\*) 16 Unzen Wasser von der oberen Quelle enthalten:

|                                |               |
|--------------------------------|---------------|
| Trocknes schwefelsaures Natrum | 0,02          |
| Trocknes kohlen-saures Natrum  | 5,22          |
| Kohlen-saure Kalkerde          | 1,52          |
| Kohlen-saure Eisenerde         | 0,18          |
| Kohlen-saures Gas              | 27 Kubitzoll. |

mit Prügeln bewaffnet, und jagten die österreichische Besatzung zum Land hinaus. So scheiterte die Absicht des Kaisers Ferdinand, sich damals der bündner Pässe zu bemächtigen. Als sich die Prättigauer dann im J. 1649 von Oesterreich losgekauft hatten, wurde Schloß Castels zerstört und liegt seither in Trümmern.

Dhnweit, zu Luzern stand einst auch das Schloß Stadion, der Stammsitz des bekannten freiherrlichen Geschlechtes von Stadion, das später in Augsburg lebte und sich unter dem deutschen Adel vielfach hervorgethan hat.

Wo bei Luzern der Gebirgsbach Schaniel der Landquart zueilt, öffnet sich ostwärts ein düsterer Eingang in die einsame Bergwelt des **Sankt Antönienthales**. Im Hintergrunde dieses Thales ragen die Hörner der Sulz-, Weiß- und Rothfluh, der Winded, sowie die Felsobeliskten der Patnunerfluh, der Blaseckerfluh, der Caffierberg u. a. m. aus der Kette des Rhätikon empor. In den steilen Wänden dieser Bergstöcke öffnen sich viele oft ganz unzugängliche Höhlen, die sich unendlich tief in das geheimnißvolle Innere der Felsen hinein verlieren. Solche Höhlen trifft man am meisten in der Sulzfluh; nach den Berichten der Leute, welche sich hineinwagten, bilden sie labyrinthisch sich kreuzende Gänge, die sich bald gewaltig hoch aufwölben, bald wieder zu niederen, engen Schlupflöchern zusammenziehen und vielfach verzweigt in dem Felsenleib sich fortsetzen. Wände, Decken, Sohlen sind mit Mondmilch und Stalaktiten bedeckt. Die ganz abgerundeten Geschiebe von Grauwacke, Serpentin und Hochgebirgskalkstein, welche in diesen Höhlen gefunden werden, sind für den Geognosten höchst interessant, weil diese Gebirgsarten in der Nähe nirgends vorkommen.

Diese geheimnißvollen Höhlen mit ihren dunkeln tiefen Gängen und phantastischen Tropfsteingebilden mögen in der Phantasie des Landvolkes wohl jene Erzählungen von den „wilden Menschen“, Waldfänten u. s. w. geweckt haben, die hier sowie in den hohen weltabgeschiedenen Alpthälern einst hausten (s. oben). Im ganzen Prättigau leben diese Sagen und alte Leute versichern hoch und heilig, noch die Leuten dieses verschwundenen Bergvölkchens gesehen zu haben. So hält auch in Deutschland das Volk Tropfsteinbildungen in den Gebirgshöhlen für Hochzeiten der Zwerge, die ein böser Zauberer zu Stein verwandelte, als sie nach der Trauung von ihrem Kirchlein nach Hause trippelten oder beim Hochzeitschmause fröhlich versammelt waren. Ebenso werden die kleinen Oeffnungen, die man in den Felsen sieht, noch heut-

zutage Zwerglöcher genannt, durch welche die kleinen behenden Menschen aus- und einschlüpfen sollen.

In dem hochgelegenen Alpthal Sankt Antönien, wo ein vielstimmiges Echo dem Wanderer antwortet, wie es nirgends schöner in Graubünden gefunden wird, schlummern drei tiefe Seen, der Patener-, der Caffier- und der Caschinnersee. Das Hauptthal durchfließt der Dalfazabach, der, aus mehren Bergwassern entstehend, zwischen Küblis und Dalfaza in die Landquart fällt. Das Thal hat auch mehre Mineralquellen, die von den Bewohnern benutzt werden. Auf den begrastten Höhen weiden zahlreiche Gemsheerden und besuchen beinahe täglich zwei bekannte Salzlecken. Man macht im Prättigau wie in dem benachbarten Tyrol, in das hier mehre kühne Bergwege führen, und wie in dem Kanton Sankt Gallen eifrige Jagd auf diese Thiere.

In diesem einsamen Hirtenrevier liegt die Gemeinde Sankt Antönien mit etwa 400 Menschen, wie das ganze Thal häufiger als irgend ein Theil des Landes von Lawinen bedroht. In den Jahren 1690 bis 1804 zählte man 34 Personen, welche durch Lawinen hier ihren Tod gefunden. Oft werden Leute, die auf freiem Feld oder selbst in ihren Gebäuden von Lawinen verschüttet worden, erst nach mehren Tagen noch unbeschädigt aus dem Schneeграbe hervorgezogen. Häuser und Ställe sind hier durch einen starken, aus Erde oder Steinen aufgeführten dreieckigen Wall gegen diese Schrecken aller Alpbewohner geschützt, der an der schmalen, dem Berge zugekehrten Seite bis an den Dachgiebel hinaufreicht, dem Lawinenzug eine spitzwinklige Ecke entgegensehend. An dieser zerstiebt dann die Schneemasse und rollt, geschwächt und zertheilt, zu beiden Seiten des Hauses hinunter, zuweilen springt sie auch theilweise über dasselbe weg.

Dalfaza und Küblis (convallium) heißen die Dörfer, zwischen welchen das oben geschilderte Thal mündet; an der Kirche des Letzteren ist ein heiliger Christoph gemalt, um dessetwillen — so berichtet die Sage — das Dorf im J. 1662 von den kaiserlichen Soldaten geschont ward. Auch hier sieht man die Ruinen alter Schlösser, unter dem Namen Ober-Sans und Unter-Sans bekannt.

Auf einer freundlichen Anhöhe folgt nun das Dorf Saas, 1689 durch einen Bergsturz zum Theil zerstört, gegenüber, jenseits der Landquart Conters, in dessen Kirche sich noch alte Glasmalereien erhalten haben. Dann Mezzaselva (Media sylva) und ihm gegenüber das

Bad Serneus, mit einer in neuerer Zeit eingerichteten Badeanstalt. Die Quelle enthält viel hepatisches Gas und hat zahlreiche Salzkrystalle.

Die Gegend ist durch einen schönen Wasserfall belebt, dessen Anblick Einen mit einem Male überrascht, da er in einem Bergwinkel versteckt, sein Brausen nicht weithin hören läßt. — Jenseits des Schlappinerthales erschließt sich die Landschaft Klosters, der schönste Theil des Prättigaus. Den weiten Thalgrund bedecken reiche grüne Matten, die Landquart schießt in raschem heiteren Laufe durch die gesegneten Gelände. Dichte Tannen umschließen malerisch die ganze Landschaft und über ihren dunkeln Wipfeln steigen die glänzenden Eishöhen hochgewaltig empor.

Den Namen hat die Landschaft wahrscheinlich von einem Prämonstratenserkloster Sankt Jakob, welches vor der Reformation hier stand und viele Güter und Alpen besaß. Der letzte Probst sagte sich anno 1528 von der römischen Kirche los, nahm ein Weib und übergab der Gemeinde alle Güter und Gefälle des Klosters, nachdem er die meisten Urkunden vernichtet hatte. Durch Einmischungen des Hauses Oesterreich wurden die Klosterser indes gezwungen, dem Kloster Churwalden, dessen Filial Sankt Jakob war, einen Lehenszins zu zahlen, von dem sie sich im Jahre 1612 loskauften.

Die deutsche Sprache herrschte in der Gegend von Klosters schon anno 1550, während in dem übrigen Prättigau noch allenthalben romanisch geredet wurde.

Hinter Klosters ziehen sich von der prächtigen Alp Petenna wilde Thäler bis zu den Eisfeldern hinauf, welche das Thal vom Engadin scheiden, in das verschiedene Bergpfade führen. Die Petannaalp, welche über dem Dörfchen Mombiel oder Mombail, 1804 durch einen Bergsturz größtentheils verschüttet, liegt, ist der Blocksberg des Prättigaus. Hier begehen die Hexen aus dem ganzen Thale alljährlich ihre Walpurgisnacht.

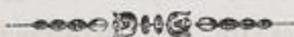
Zwei felsigte Alpenthäler ziehen sich von der patenner Alp hinauf in die Reviere des Selvrettastockes; nordöstlich das Sardascher-, südlich das Vereinalthal. Wer in diese Gletscherwelt vordringen will, dem zeigt sich die wilde Majestät der Hochgebirgsnatur vielleicht großartiger, als in irgend einem anderen Theile des schweizerischen Alpenlandes. —

\* \* \*

Rehren wir nun wieder auf die Landstraße zurück, so ist bald die „untere Zollbrücke“ oder Tardisbrücke erreicht, welche unweit

des Einflusses der Landquart, dritthalb Stunden von Chur, über den Rhein geht. Sie ist von einem Medardus Heizenberger anno 1529 erbaut und hat daher den Namen „Tardisbrücke“ erhalten; nach der großen Ueberschwemmung von 1834 wurde sie neu hergestellt.

Diese Brücke bildet die Grenze zwischen dem Kanton St. Gallen und Graubünden, und wir verlassen daher jetzt die Wiege unseres Rheins, zufrieden, wenn uns gelungen ist, auch nur einige Züge aus dem Bilde dieses weniggekannten reichen und interessanten Landes festzuhalten, in dem wir wohl mit Recht etwas länger verweilten, als dies der Zweck unserer Wanderung bei den übrigen Gegenden gestattet, welche wir nun durchziehen.



## Das untere Rheinthal bis zum Bodensee.

### I.

Ragaz und Bad Pfäfers. — Der Caminaschlund. — Der Gang zur Quelle. — Sage von der Anna Vögtli.

Aus den Eishallen des Sardonagletschers, im wilden öden Kalfeserthale, das einst von einem Riesengeschlechte bewohnt gewesen, braust die wüthende Tamina herab, um sich bei Ragaz mit dem aus Graubünden kommenden Rheine zu vereinigen. \*)

Ragaz, zu dem uns die Landstrasse von dem Rhein abweichend

\*) Ueber Fall und Breite des Rheins bei Ragaz haben wir bereits in einem früheren Abschnitt eine tabellarische Uebersicht gegeben. Der Rheinauf in Graubünden vom Marktkreuz beim Oberalpe, wo der Ursara-Rhein beginnt, bis zum Klächerberg an der Nordgränze des Kantons hat eine Länge von 23½ Wegstunden, deren 3 — jede zu 5000 Meter — ziemlich genau 2 deutsche Meilen ausmachen. Von den Quellenseen auf dem Babus und Luckmanier wie vom Rheinwaldgletscher bis zur Tardisbrücke macht der Rhein einen Fall von 5100 bis 5700 Fuß. Wie groß die Wassermenge sei, deren Zusammenfluß der Rheinstrom stündlich, täglich oder jährlich über die bündnerische Grenze ist von keinem Sterblichen bisher erforscht worden. Der niedrigste Wasserstand fällt in die Monate Dezember und Januar, der höchste in den Mai und Juni